E. Sewell's
ausgewählte Schriften.

Eingeleitet

von

Dr. G. H. v. Schubert.

Von der Verfasserin autorisirte deutsche Uebertragung.

Band IX.

Entwickelungen.

(Fortsetzung des „Tagebuchs aus dem häuslichen Leben.“)

Stuttgart, 1869.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Entwickelungen.

Fortsetzung des

Tagebuchs aus dem häuslichen Leben.

Eine Erzählung

von

E. Sewell.

Deutsche Original-Ausgabe.

Stuttgart, 1869.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Erstes Kapitel.

Die Reise nach dem Süden.

Paris, hôtel de Londres, **den 2. Oktober 18 . .**

Zwei Jahre sind verstrichen, seit ich mein Tagebuch schloß; wenigstens habe ich es seitdem nur durch kurze Bemerkungen fortgeführt. Meine Zeit war zu sehr in Anspruch genommen, und es ist auch wenig der Aufzeichnung Werthes vorgefallen. Zwar veränderte sich Manches, aber nur ganz allmählig, und erst im letzten Frühjahr unterbrach eine ernstliche Sorge den ruhigen Verlauf meines Lebens. Cecilie begann zu husten, was wir anfänglich wenig beachteten; eines Tages aber gab sie etwas Blut auf; der Arzt erklärte den Zufall für unbedenklich, doch wurde sie sichtlich schwächer. Man konnte sie nicht eigentlich krank nennen, aber ihre Lippen brannten wie Feuer, wenn sie mich Abends küßte, sie verlor Appetit und Kräfte, und verliert sie immer mehr. Ich brachte sie auf des Arztes Rath nach Brighton; die Luftveränderung übte indeß nur vorübergehende Wirkung. Nun hat Dr. Spencer uns in's Ausland geschickt, und wir sind auf der Reise nach Pau begriffen. Man hofft viel von einem Winter im Süden; ich möchte es gerne auch, aber das Herz ist mir schwer, und ich sinne beständig, was ich etwa hätte thun oder lassen müssen, dem Uebel vorzubeugen; das Ganze kam indeß sehr plötzlich. Das liebe Kind schien ja so kräftig, und ich vergaß völlig, daß sich je bei ihr Symptome der Schwäche gezeigt. Auch jetzt ist kein bestimmtes Uebel, kein Schmerz vorhanden; man begreift kaum, weshalb sie nicht sollte besser werden können, und Jedermann redet zuversichtlich von ihrer Genesung, nur Dr. Spencer nicht, dessen vor-

sichtige Aeußerungen beim Scheiden mir das Herz im Innersten bewegten. Sie erträgt die Reise ziemlich gut, — viel besser, als ich erwartete. Das viele Neue gereicht ihr zur Unterhaltung und Erheiterung, doch war sie gestern Abend recht matt. Wir hatten eine ruhige Ueberfahrt, schliefen in Boulogne, und kamen gestern Nachmittag in Paris an. Ina und Marietta begleiten mich, so wie ein gut empfohlenes französisches Mädchen, die sich bereit erklärt hat, auf Probe mit mir nach Paris zu gehen, und die ich behalten kann, falls sie mir zusagt. Meine Kleinen ließ ich in Dernham bei Frau von Bradschau zurück. Die Trennung fiel mir sehr schwer, und fast hätte ich Agnes mitgenommen; Alles wohl erwogen, hielt ich es jedoch nicht für vernünftig, besonders da Frau von Bradschau in mich drang, sie ihr sämmtlich anzuvertrauen, und mir mit ihrem gesunden Menschenverstand (der in solchen Fällen wie die entschiedenste Herzensgüte wirkt) bewies, daß die Sache sich einrichten lasse, ohne ihr im Mindesten Kosten zu verursachen, was ich doch nicht so ganz unbedingt glaube. Die Drayton ist bei den Kindern geblieben, und Karlchen soll seine Ferien in Birkenholz zubringen. Ich fürchtete erst, Frau von Penryn möchte hinsichtlich der Kinder Anerbietungen machen, die ich abzulehnen genöthigt sein würde; aber sie hat nicht einmal gefragt, was mit ihnen geschehen solle. In Bezug auf Cecilie zeigte sie sich dagegen sehr eingehend und eifrig, und ich konnte kaum vermeiden, ihren Arzt in London um Rath zu fragen, anstatt des Dr. Spencer, der mir von Dr. Heathfeld empfohlen ist, und dessen Weisungen ich zu folgen gedenke. Glücklicherweise steht er sonst bei Frau von Penryn in Gunst, und sie fügte sich, da auch Dr. Heathfeld bei dieser Entscheidung beharrte. Dann schien sie indeß von einer neuen Sorge ergriffen, und schrieb mir einen Brief über den andern mit Weisungen hinsichtlich unsrer Reise, der Eisenbahnen und der besten Wirthshäuser, in der Voraussetzung, daß ich von nichts wisse, und es ihr obliege, mich vor Mißgriffen zu schützen. Dabei war sie jedoch wirklich auf Ceciliens Wohlfahrt bedacht und schickte ihr einen Pelz, sowie verschiedene Luftkissen, begleitet allerdings von

Bemerkungen, als würden mir dergleichen Vorsichtsmaßregeln nicht einfallen. Das ärgert mich auch weiter nicht, denn ich bin nachgerade daran gewöhnt; unser ganzer Austausch während der letzten zwei Jahre trug diesen Charakter. Ina und Cecilie waren zweimal in Arling zum Besuch; aber Frau von Penryn hat sorgfältig jede vertrauliche Annäherung zwischen uns vermieden; sie weiß, daß ich sie kenne, und ist sehr geneigt, mich fern zu halten. Erklärungen sind zwischen uns nicht vorgekommen und die Mißverständnisse und Entstellungen von damals unerörtert geblieben. Als ich Marietta ins Haus nahm, wünschte Frau von Penryn mir schriftlich Glück zu dieser Einrichtung, „die," wie sie sich ausdrückte, „gewiß dazu beitragen würde, den Eindruck zu verwischen, welchen mein unglückliches Zerwürfniß mit dem armen Herrn von Randolph hervorgerufen;" als ich sie aber um eine Erklärung dieser Worte bat, erhielt ich zur Antwort: „solche Erklärungen wären ganz fruchtlos, und man thue weit besser, das Vergangene ruhen zu lassen," womit dann die Sache abgethan war. Was Frau von Penryn denkt oder sagt, und was andere Leute denken und sagen, bleibt also ferner in Dunkel gehüllt; ganz klar scheint mir nur, daß ich seitdem mein früheres Ansehen bei der Baronin Anson und Frau von Harcourt nicht wieder gewonnen. Der alte Argwohn hinsichtlich meiner völligen Verläßlichkeit im Punkt guter Sitte tritt von Zeit zu Zeit wieder hervor, und außerdem können mir's beide nicht recht vergeben, daß ich Marietta hier festhalte. Sie haben indeß keinen Grund zur Besorgniß: der junge Anson ist noch auf Reisen, und Marietta nimmt von keiner Seite besondere Aufmerksamkeiten entgegen, wenn man des Pastors ungelenke und schweigsame Verehrung nicht in diesem Lichte betrachten will. Er macht uns lange Besuche, blickt sie dabei unverwandt an, und ist offenbar überglücklich, wenn Geschäfte ihm den Vorwand geben, sie allein zu sprechen; weiter scheinen seine Gedanken und Wünsche aber nicht zu reichen. Die Zeit ist in der That friedlich verstrichen, und ich habe nie Ursache gehabt, zu bereuen, daß ich Marietta in ihrem Kummer und ihrer Verlassenheit zu mir genommen. Abgesehen von dem Ver-

gnügen ihres Umgangs, hat sie auf Ina fast nur günstig eingewirkt; ich sage: fast, denn die Mädchen waren mitunter so in einander versunken, daß Cecilie, wäre sie zur Eifersucht geneigt, darunter hätte leiden können. Nicht als ob Ina Marietta moralisch und intellektuell jemals gleich käme oder gleich kommen werde; sie besitzt einen raschen Verstand, haßt aber alles Nachdenken und hat viel Sinn für Heimlichkeiten; auch ist es mir trotz aller Bemühungen nicht gelungen, sie ganz aufrichtig zu machen. Marietta sieht und beklagt das, und ich glaube, mitunter kühlt es sie ein wenig ab; bei ihrem italienischen Temperament hat sie indeß viel Nachsicht mit den Fehlern Derer, welchen sie ihr Herz geschenkt.

Ich hoffe übrigens, daß Ina an Intelligenz gewonnen, weil ich es durchgesetzt, sie ein Jahr länger fortlernen zu lassen, als sonst heutigen Tages bei jungen Mädchen bräuchlich ist. Die Unsitte, Kinder mit siebzehn Jahren in die Welt zu schicken, fällt mir immer mehr als solche auf. Man redet viel von den Vorzügen bildender Lektüre, aber was kann die nützen, wenn der Sinn dafür nicht geweckt worden? Jenes eine verlorene Jahr ist wichtiger, als alle vorhergehenden, weil die jungen Leute nun erst anfangen, den Werth des Gelernten zu erkennen.

Cecilie betreffend, so weiß ich kaum, was ich an ihr bewirkt habe. Für tiefere Lektüre ist sie noch nicht alt genug, und ich scheute mich stets, sie durch vieles Arbeiten anzustrengen. Frau von Bradschau bat mich einst, ihr ein Recept zu geben, nach welchem man andre junge Mädchen in derselben Weise fertig bringen könne, und fragte mich, wie ich's angefangen, sie so zu machen wie sie ist. Ich konnte nur mit Topsy antworten: „Ich ließ sie wachsen.“ Wirklich bin ich mir keines Weitern bewußt, es sei denn, daß ich sie, Gott allein weiß wie zärtlich, geliebt; auch zeigte ich ihr viel Vertrauen, und schob ihr kleine Verantwortlichkeiten zu. Entschiedene Belehrung oder Leitung ist ihr wenig oder gar nicht zu Theil geworden, es sei denn in Form des regelmäßigen Unterrichts; sie hat dessen niemals bedurft; ihre reine, durchsichtige Seele wurde schein-

bar von keinem Hauche des Selbstbewußtseins getrübt; sie nahm nur das Bild des Himmels in sich auf, und ist dadurch selber himmlisch geworden.

Den 4. Okt. Paris.

Unser Hotel läßt nichts zu wünschen übrig, und die Bedienung ist sorgsam und gut; doch wird der Aufenthalt ziemlich theuer, weil keine Table d'hôte vorhanden, und das Mittagessen sechs Francs kostet. Ich suche Ceciliens Appetit zu reizen, da sie so wenig genießt. Ina und ich besuchten diesen Morgen das Louvre, während Marietta, die es schon oft gesehen, bei Cecilie zurückblieb. Man muß zuweilen sein künstlerisches Gedächtniß auffrischen, obgleich ich das meinige eigentlich nicht so nennen darf. Ich liebe einzelne Bilder, eben weil ich sie liebe, ohne einen Grund dafür angeben zu können. Der berühmte Murillo sagt mir nicht sonderlich zu; seine Himmelfahrt der h. Jungfrau läßt mich kalt, und um ein Bild wirklich zu genießen, muß ich sowohl in den Gegenstand eingehen, als die Malerei bewundern können.

Beim Heraustreten aus dem Louvre erblickten wir einen jungen Mann, der uns Beiden wegen seiner wunderbaren Aehnlichkeit mit Bessie Penryn auffiel, und später kam mir der Gedanke, es könne vielleicht Johann Penryn gewesen sein. In dem Fall würde ich streben, Paris so bald wie möglich zu verlassen, denn wenn wir seine Bekanntschaft machten, könnten wir doch nicht umhin, ihm Aufmerksamkeiten zu erweisen; und wieder müßte ich das scheuen in Betracht der Familie, welcher er angehört. Sein Aeußeres machte einen angenehmen, feingebildeten Eindruck, ja, noch mehr als das: etwas Interessantes, Poetisches in seiner Erscheinung läßt die Aehnlichkeit mit der guten hausbackenen Bessie um so wunderlicher hervortreten; ich glaube, der melancholische Blick seiner Augen erinnert an sie, obgleich die seinigen dunkel, die ihrigen aber grau sind. Vielleicht ist es ja indeß ein ganz fremder Mensch. Der Tag war sehr heiß, und ich mußte Nachmittags ein wenig ruhen. In der Abendkühle fuhren wir dann mit Cecilie durch den

schönsten Theil von Paris und der Champs Elysées; sie genoß es sehr, kam aber ziemlich erschöpft nach Hause, und ich warf mir vor, ihr so viel zugemuthet zu haben.

Montag, den 6. Okt.

Cecilie ist seit Sonnabend nicht wieder hinausgewesen; ich fürchte, daß die lange Fahrt ihr geschadet hat. Eins beunruhigt mich: ich muß einen großen Theil ihrer Pflege Marietta überlassen. Ina kann ebenso wenig ohne mich ausgehen, als Marietta. So war ich gestern zweimal zur Kirche, damit nur Beide hinkommen möchten, und mußte deßhalb Cecilie wiederholt verlassen. Ich beobachte Ina genau in dieser neuen Lebenslage; das Reisen bringt so manche Charaktereigenthümlichkeit an's Licht. Bei ihr liegt das Ich noch Allem zu Grunde, — ein gar holdes, sanftes, feines Ich, aber zugleich ein sehr entschlossenes und hartnäckiges. Sie weiß es auch; das ist mein Trost; sie ist nicht blind, wie früher. So wünschte sie lebhaft, diesen Nachmittag die Kirche der Madeleine zu sehen, und beredete Marie, unser französisches Mädchen, um Erlaubniß dazu für sich selber zu bitten; dann kam sie zu mir, und fragte, ob sie das Mädchen begleiten dürfe. Ich entdeckte bald, daß die Anregung von Ina ausgegangen, und sagte ihr offen, es wäre mir lieber, wenn sie immer den geraden Weg zur Erreichung ihrer Wünsche wählte; doch schlug ich ihr die Bitte nicht ab; sie ist jetzt zu alt, um noch wie ein Kind behandelt zu werden. Man kann ihr nur ihren Mangel an Aufrichtigkeit in Kleinigkeiten vorhalten, damit sie sich desselben schäme; sie schämte sich auch jetzt und bekannte das, halb ernsthaft, halb lachend, indem sie mir sagte, daß sie sich der Neigung, ihren Zweck auf Umwegen zu erreichen, wohl bewußt wäre. Ich blieb ernst, und dann wurde sie betrübt, worauf eine liebevolle Versöhnung folgte; aber, so sehr Ina auch im Ganzen gewonnen hat, gehen doch die Eindrücke bei ihr niemals tief.

Sie erzählte mir nach der Rückkehr, daß sie den Vetter Johann, wie sie ihn nennt, in der Rue Tronchet gesehen, und überzeugt sei, er empfinde dieselbe Neugier hinsichtlich

unsrer, wie wir in Beziehung auf ihn, da sie sich gegenseitig angestarrt hätten. Möglicherweise könnte ihm, wenn er wirklich Johann Penryn ist, eine Familienähnlichkeit bei Ina aufgefallen sein. Die unbefangene Art, mit der sie über dieses Zusammentreffen sprach, ohne scheinbar zu argwöhnen, daß etwas anderes als Neugier den Fremden hätte anziehen können, freute mich; denn von Natur würde Ina geneigt sein, jede Aufmerksamkeit, die sie erregt, als Bewunderung auszulegen. Ich glaube, sie hat erst durch den Umgang mit Marietta gelernt, wie sehr die Sicherheit und das Glück eines weiblichen Wesens davon abhängen, daß es in der Regel unbeachtet bleibe. Jedenfalls bin ich ruhig, so lange sie mir erzählt, wer ihr begegnet und was sie sagt und thut, und enthalte mich bei solchen kleinen Vertraulichkeiten aller Rathschläge und belehrenden oder tadelnden Bemerkungen. Sie äußert mitunter lachend, Niemand könne so schlecht von ihr denken, als ich, weil Niemand so viele ihrer Thorheiten zu wissen bekäme. Ich erwiedere dann: ja, es wären allerdings Thorheiten, aber ich hätte mich derselben in ihrem Alter auch schuldig gemacht. Zuweilen besteht sie darauf, von solchen Unarten zu hören, und ich erzähle ihr manches nicht eben Löbliche aus meiner Jugend, und schließe mit einer Betrachtung über meine Vergehungen und meine Reue, ihr die Anwendung auf sich selber überlassend. Das sind lauter Versuche, aber ich handle nach bestem Wissen, und habe jedenfalls Ina's Vertrauen gewonnen: sie erzählt mir nachträglich Alles. Es thut mir nur leid, daß sie, sobald ihr Wille sich auf ein bestimmtes Ziel richtet, mit ihren Wünschen zurückhält. Jene gewaltige Erschütterung bei dem Tode Herrn von Randolphs hat viel für sie gethan; aber es bedarf noch eines Weitern, um sie zum vollen Ernst zu erwecken.

Heute fiel mir ein, ob es auch vernünftig gewesen, die Drayton zurückzulassen. Frau von Bradschau hätte sie entbehren können, da sie die Familie ihres Sohnes erwartet, deren Wärterin meine Kleinen mit Hilfe eines Kindermädchens unter Aufsicht halten würde. Damals glaubte ich jedoch, ein französisches Mädchen könnte uns besser fort=

helfen, und wußte nicht, wie nützlich sich Marietta bei ihrer Bekanntschaft mit ausländischen Sitten erweisen würde, trug auch nicht so viel Sorge um Cecilie wie jetzt. Ich will das nur offen bekennen, denn es hilft nichts, sich die Wahrheit zu verhüllen. Ich bin sehr besorgt, — heute mehr als je zuvor. Das liebe Kind scheint mir so matt und gedrückt! — — — — Eben war Marietta hier. Wir pflogen Raths mit einander, und ich will nun Frau von Bradschau vorschlagen, mir die Drayton herzuschicken. Ungern trenne ich mich zwar von Marie, aber es geht nicht anders. Marietta sagt, das Französisch-Reden greife Cecilie an, und manche kleine Dienstleistungen möchte sie nur von der Drayton entgegennehmen. Sie hatte mir das nicht klagen wollen, aber Marietta sah ein, daß ich es wissen müsse. Die Drayton soll also kommen; das wird uns zwar etwas aufhalten, aber wir beabsichtigten immer, wenigstens eine Woche in Paris zu bleiben, da ich hoffte, Cecilie sollte davon Genuß haben. Sie scheint indeß das Herumfahren nicht vertragen zu können. Ich möchte so gern vermeiden, sorgenvoll auszusehen; Marietta behauptet, Cecilie beobachte meine Mienen, und nehme sich immer zusammen, wenn ich das Zimmer beträte, um mich nicht zu ängstigen. Ich war mir nicht bewußt, meine Gefühle so offen gezeigt zu haben, und faßte auch in der That, seit wir England verlassen, mehr Hoffnung, bis mich heute die Wahrnehmung, welchen Schritt abwärts sie seit Sonnabend gethan, erschreckte. Kommt das von der Anstrengung der Reise? Dann dürfte eine ruhige Woche Wunder wirken.

Sonnabend, den 11. Okt.

Die Drayton ist gestern angelangt, zu meiner unsäglichen Beruhigung. Sie versteht mit Kranken umzugehen und weiß die Symptome besser zu beurtheilen als ich. Cecilie war Dienstag und Mittwoch kräftiger, und ging ein wenig aus; sonst hätte ich auch hier einen Arzt kommen lassen, obgleich Dr. Spencer mich mit Anweisungen versehen, die nach seiner Meinung bis Pau ausreichen sollten. An jenen beiden Tagen ließ ich Ina einige Sehenswürdigkeiten

in Augenschein nehmen; sie wollte so gern nach Versailles, aber es war wirklich nicht möglich. In Hast kann man dergleichen nicht abthun. Es scheint fast unfreundlich, Marietta so viel zu Hause zu lassen; aber sie kennt Paris gründlich, und hegt, glaube ich, eine geheime Furcht, ihrer Tante in dieser Weltstadt zu begegnen. Seit sechs Monaten haben wir nichts von Frau von Randolph gehört; früher kamen ab und zu Briefe, — stets geheimnißvoll lautend, ohne Angabe ihres Aufenthals und nur mit der Bestimmung, wohin man die Antworten schicken sollte. Daß sie mit der Baronin Chase zusammen ist, bezweifle ich nicht, und daher rührt gewiß die Heimlichthuerei; denn sie fürchtet offenbar, wenn Marietta das erführe, würde sie ihr nicht mehr schreiben wollen. Und Frau von Randolph hängt an Marietta mit einer charakteristischen Werthschätzung alles Guten und Reinen, welche indeß auch nicht den geringsten Einfluß auf ihre eigenen selbstsüchtigen Neigungen ausübt. Nach ihres Mannes Tode empfand ich lebhaft für sie, denn ihre Briefe drückten große Verzweiflung aus, und sie machte sich die allerbittersten Vorwürfe. Daß aber Handlungen aus solchen Gefühlen hervorgehen sollten, scheint ihr nicht in den Sinn zu kommen. Marietta leidet unter dieser Unkunde der Bewegungen ihrer Tante in betrübender Weise. Das ihr zukommende Legat Herrn von Randolphs hängt mit Besitzthümern zusammen, auf welche seine Frau Ansprüche hat; wenigstens bedürfte es ihrer Einwilligung, ehe dieselben nach Herrn von Randolphs Wünschen verkauft und Marietta übermacht werden könnten; und in Folge dieses geheimnißvollen Verstummens, des Verlustes von Briefen und der steten Verzögerungen und Mißverständnisse, die daraus hervorgegangen, sind zwei Jahre verstrichen, und Marietta hat noch keinen Pfennig von dem Legat ihres Onkels erhalten, wird aber ihrem Geschäftsanwalt eine bedeutende Summe auszahlen müssen, weil er versucht, eine Sache zu ordnen, die sich offenbar nicht ordnen läßt, so lange wir Frau von Randolph nicht auffinden.

Bei diesem Zustand der Dinge würde ich allerdings nicht bedauern, Frau von Randolph irgendwo zu treffen und Gelegenheit zu finden, ihr die Unbequemlichkeit, — glimpflich ausgedrückt — welche sie verschuldet, klar zu machen. Aber Marietta ist in diesem Punkt sehr empfindlich. Ich vermuthe auch, daß sie, ohne es sich selbst zu gestehen, die abergläubische Furcht hegt, sie würde, falls man sich begegnete, in irgend einer Weise genöthigt sein, uns zu verlassen und ihrer Tante zu folgen. Ich selbst theile dieß Gefühl keineswegs: Frau von Randolph wäre keine passende Beschützerin für ihre Nichte, und ich würde mich ohne alles Bedenken einem solchen Plan widersetzen. Uebrigens beabsichtigen wir am nächsten Montag Paris zu verlassen.

Sonntag, den 12. Oktober.

Es ist erquicklich zu sehen, wie mein liebes Kind sich seit der Drayton Ankunft gebessert hat. Ich las diesen Nachmittag eine Predigt mit ihr und Ina, während Marietta und das Mädchen in der Kirche waren, und sie hörte ohne Beschwerde zu; diesen Abend kam sie in den Salon und nahm ganz heiter an der Unterhaltung Theil; doch schickte ich sie früh zu Bette, wegen unserer bevorstehenden Abreise. Als wir diesen Morgen in die Straße St. Honoré einbogen, erblickte ich wieder „den Vetter Johann" von ferne, im Gespräch mit einer Dame, die entschieden an Frau von Randolph erinnerte; doch sah ich sie nur so kurz, daß ich nicht darauf schwören möchte. Die alte Familienfreundschaft könnte die Beiden allerdings zusammenführen, aber es wäre das eben keine gute Gesellschaft für einen jungen Mann. Ich freue mich um so mehr, daß wir Paris morgen verlassen; dieses Paar könnte mir schlimme Verlegenheiten bereiten!

Ich habe durch die Drayton sehr befriedigende Kunde von meinen kleinen Lieblingen zu Hause erhalten, und ein paar Zeilen von der guten Frau von Bradschau desselben Inhalts.

Zweites Kapitel.

Reisefreuden und Leiden.

Dienstag, den 14. Okt. Hôtel de la poste, Angoulême.

Ein Tagebuch zu führen, ist auf Reisen kaum thunlich. Doch möchte ich dankbar verzeichnen, daß wir bis hieher recht glücklich gekommen sind; nicht so leicht zwar, als ich bei der Abreise von England gehofft, aber doch besser, als ich in Paris gefürchtet. Diese französischen Eisenbahnen sind wegen der Zeitbestimmung sehr angreifend für Kranke; sie lassen einem keine Wahl und bieten, sobald man einmal unterwegs ist, wenig Hilfsmittel dar. Hält man sich en règle, so ist's gut; wird man aber gezwungen, von der Regel abzuweichen, so tauchen unzählige Schwierigkeiten auf.

Wir fuhren Montag um zwölf Uhr von Paris ab; die Stunde paßte uns gut, denn früher ist Cecilie nie bei Kräften; die letzte halbe Stunde ging aber auf der Station mit Billete-Nehmen und Gepäckwägen hin, und das arme Kind war müde, ehe wir abfuhren, weil sie so lange im unruhigen Wartesaal sitzen mußte. Ein Damenzimmer hätte unberechenbare Vortheile gehabt. Dann mußten wir in Orléans die Züge wechseln, und Niemand zeigte uns, wohin wir gehen sollten. So wanderten wir denn mit den nothwendigen Anhängseln einer Kranken, Kissen, Mänteln, Eßkörben &c. umher, fragten bärtige Männer nach dem Wege, die allemal: „là bas!" oder „à droite!" antworteten, mit den Händen umherfuhren und uns wieder verließen, bis ich ernstlich besorgt wurde, denn Cecilie mußte lange gehen und sich sehr beeilen, so daß ich fürchtete, sie würde den Wagen nicht erreichen können. Einmal darinnen, erholte sie sich indessen und verschlief den größten Theil der Reise nach Tours. Die Gegend ist hier sehr lockend; gern hätte ich in Blois und Amboise angehalten und einen Abstecher nach den alten königlichen Schlössern von Chambord und Chénonceaux gemacht, aber davon konnte nicht die Rede sein. Blois liegt äußerst

malerisch auf einem Hügel; das alte Schloß blickt finster in die Loire hinab, und die Kathedrale hält ihm gegenüber Wacht. Wenn man jünger und ohne Sorgen wäre, so hätte man sich in historische Erinnerungen vertiefen und den Mord des Henri le Balafré im Geist mit durchleben können. Die Gegenwart übt aber ihre Rechte, und gerade als wir an Blois vorüberkamen, fühlte ich mich besonders niedergedrückt durch die Wahrnehmung, wie wenig Interesse Cecilie zu zeigen im Stande war. Sie liebt alles Geschichtliche sehr, und noch vor einem Jahr hätte der bloße Anblick der Schloßmauern sie auf's Lebhafteste angeregt.

Tours gefiel uns Allen ganz besonders; es macht einen so civilisirten Eindruck und das hôtel de l'Univers war so still; es liegt kaum in der Stadt, sondern an einer Art von Boulevard. Wir kamen gestern Abend zu spät an, um noch etwas von der Stadt zu sehen, und gingen sämmtlich früh zu Bette. Cecilie hegte den Wunsch, Marietta möge bei ihr im Zimmer schlafen, was der Drayton nicht behagte, und mich selber betrübte. Ich würde ja mit Freuden ihre ganze Pflege übernehmen; aber der Gedanke mich zu stören oder zu ermüden, ist ihr so quälend, daß sie mir nicht sagen würde, was sie bedarf.

Andern Morgens bestand sie darauf, daß wir Alle ausgehen und sie mit der Drayton zurücklassen sollten; ich wußte auch, die Ruhe würde ihr wohlthun. Wir wanderten also die schöne Hauptstraße bis zur Brücke hinab, und bekamen so einen Totaleindruck von der Stadt mit ihren Quais und bepflanzten Spaziergängen; dann betraten wir die Kathedrale. Es wurde gerade eine Trauung vollzogen, und die Ceremonien interessirten Ina lebhaft, da sie bis dahin noch keiner katholischen Feier beigewohnt hatte. Ihr Geist ist besonders für solche pomphafte Eindrücke empfänglich. Zugleich indolent und begierig nach Aufregung, sitzt sie am liebsten still da, während auf ihr Gefühl eingewirkt wird. Als wir die Kathedrale verließen, begegnete uns ein englisches Ehepaar, das sich uns als Oberst Strangway und seine Frau, Freunde des Pastor l'Estrange, vorstellte. Der Letztere hatte sie benachrichtigt, daß wir uns in diesem Theile

der Welt aufhielten, und den Obersten gebeten, sich unserer erforderlichenfalls anzunehmen. Da sie nun unsere Namen im Wirthsbuch gefunden, waren sie schon bei uns gewesen, als wir eben fortgegangen. Sie erboten sich mit großer Herzlichkeit zu jeder Hilfleistung, und gefielen mir beide sehr wohl. Die Frau scheint lebhaft und gescheit, sieht jedoch krank aus. Sie befinden sich auf dem Wege nach Biarritz, denken aber dann bald in Pau einzutreffen. Der Oberst rieth mir dringend, einige lange Tagereisen, statt so vieler kurzen zu machen. Er behauptet, wir hätten diesen Abend mit Leichtigkeit in Bordeaux sein können; doch mag ich an wohlüberlegten Plänen nicht gern ändern, und Dr. Spencer warnte so ernstlich vor allzugroßer Anstrengung für Cecilie, daß ich nicht wage, seinen Vorschriften zuwider zu handeln. Wir verharrten also bei der alten Weise, verließen Tours und kamen hier um sieben Uhr an; eine späte Stunde der Abfahrt und Ankunft; doch bleibt bei den französischen Eisenbahnen keine Wahl. Diese Stadt (Angoulême) ist altfränkisch und seltsam, interessirt mich aber deßhalb mehr als Tours. Doch besitzt das Hôtel nicht dieselben Vorzüge. Wir hatten ein erträgliches Abendessen, Coteletten und Eierkuchen, wie gewöhnlich: aber ich betrachte die große nur halb möblirte Stube mit Unruhe und weiß nicht, wie es Cecilie in der Nacht ergehen wird. Wir kamen diesen Nachmittag durch Poitiers, aber zu rasch, um einen Eindruck davon mitzunehmen. In diesem Theil von Frankreich ist jeder Winkel für Engländer interessant; doch müssen wir sehr dankbar sein, daß die sonnige Touraine uns nicht mehr gehört. Ina und Marietta haben ihr Herz an das Ehepaar Strangway verloren, und mir ist es auch ein sehr beruhigender Gedanke, Freunde in Pau zu besitzen.

Mittwoch, den 15. Okt. Hôtel de France, **Bordeaux.**

Wir sind diesen Morgen in Angoulême umhergewandert, denn natürlich durften wir nicht hoffen, vor zwei Uhr fortzukommen. Cecilie hatte keine gute Nacht, was mich freilich nicht Wunder nahm. Sie stand spät auf, und während die Drayton sie ankleidete, führte ich die Andern ins Freie, und

wir machten einen angenehmen Spaziergang über die Wälle und längs einer Terrasse, welche um den Hügel, auf dem die Stadt liegt, herumführt, mit Fug die Promenade Beaulieu genannt. Man genießt dort eines weiten Blickes in friedliche und doch belebte Fernen, mit grün schimmernden Wiesen und den im Sonnenlicht glänzenden klaren Gewässern der schlängelnden Charente, welches Alles an Freude, Fülle und Wohlstand erinnert. Ich hätte mich niederlassen und stundenlang in den Anblick vertiefen können, wenn — ein großes Wenn! — es mir möglich gewesen, alle fesselnden Bande lösend, die Flügel der Einbildungskraft zu entfalten, was mir noch vor einigen Jahren bei solcher Gegend und solchem Sonnenwetter den entzückendsten Genuß bereitet hätte. Es war gerade Markttag und die Stadt wimmelte von den Bäuerinnen der Touraine mit ihren reichgestickten weißen Mützen. Während wir uns langsam durch das Gedränge des Marktes bewegten, konnten wir sie mit Ruhe betrachten. Noch merkwürdiger erschienen uns aber die Truthähne, die gerade vor unserm Hôtel zum Verkauf ausgestellt waren. Aus dieser Gegend der Welt stammen, meine ich, die Gänseleberpasteten, weshalb die Truthähne hier sehr in Ansehen stehen. Nach Hause zurückgekehrt fanden wir Cecilie am Fenster des Salons mit der Drayton in herzlichem Gelächter über die schnatternden alten Weiber, welche zwischen den Bäumen des Platzes umherliefen und sich abmühten, die großen, flatternden, lärmenden Thiere in Ordnung zu halten. Es that meinem Herzen wohl, sie lachen zu hören, aber diese Anwandlung war von kurzer Dauer. Eine schlechte Nacht hat das liebe Kind sehr ermattet, und als wir Angoulême verließen, war die Hitze groß und blieb so bis zum Sonnenuntergang. Cecilie schlief viel und das thaten wir Alle zwischendurch; denn die Strapazen des Morgens hatten uns angegriffen. Ich bin geneigt, dem Obersten Strangway Recht zu geben: wir hätten lieber größere, aber weniger Tagereisen machen sollen. Die Wege von und nach der Eisenbahnstation, und die vielen Nächte in fremden Gasthöfen, wo man oft schlechtes Essen und schlechte Betten findet, sind angreifender für Kranke als die Strapazen einiger Stunden

mehr im Eisenbahnwagen. Jna ist die einzige von uns, welcher die jetzige Art zu reisen behagt; sie hat Alles sehr genossen, und hält sich äußerst frisch und munter. Die Gegend ist sehr lachend zwischen Tours und Bordeaux und gibt mir einen ganz neuen Begriff von Frankreich. Die wellenförmige Bewegung des Erdreichs, die friedlichen Windungen des Stromes (nicht die Charente, sondern die Dordogne) mit Weiden und Pappeln bekränzt, und die breiten, grünen, von waidendem Vieh belebten Wiesen, das Alles erinnert an England. Ich wundere mich nicht, daß die alten Plantagenets nur ungern ein solches Land aus der Hand ließen. Wir erreichten Bordeaux erst um sieben Uhr. Der Gasthof gefällt mir nicht. Murray nennt ihn zwar den besten; das Abendessen war jedoch mäßig und die Bedienung schlecht, — sehr untergeordnete Uebel, wenn Cecilie nur gute Nachtruhe finden kann; aber es scheint mir, als habe sie die Kräfte wenigstens eines ganzen Monats eingebüßt, seit wir England verlassen haben; hätte Dr. Spencer mir nur deutlicher seine Meinung gesagt!

Donnerstag, den 16. Okt. Bordeaux.

Ich freue mich des Beschlusses, hier einen Tag auszuruhen. Ceciliens Zustand macht mir große Sorge, und zuweilen kommt mir ein Bedenken, ob wir überhaupt England hätten verlassen sollen, und ob diese Strapazen der Reise nicht mehr schaden, als der Wechsel des Klima's nutzen kann. Ich habe jedoch nach bestem Wissen und auf den Rath des Arztes gehandelt; Gott helfe mir, wenn ich mich geirrt; Seiner Hut sei Alles anheimgestellt! Marietta sagt sehr wenig; sie meint wohl — und sie meinen das, glaub' ich, Alle, — wenn sie mich nur verhindern könnten, ängstlich auszusehen, so sei ich nicht ängstlich. Wie wenig kennen sie mich aber! Und doch scheinen wir eine fröhliche Gesellschaft, — Cecilie, wenn sie nicht erschöpft ist, eine der fröhlichsten! Heute Morgen war sie recht elend, und verließ ihr Zimmer nicht vor zwölfe; später erholte sie sich, und hatte Nachmittags wirklich Genuß von einer Ausfahrt. Das Wetter

ist wie im August und nur die Kürze des Tages erinnert an den Oktober.

Bordeaux macht einen auffallenden Eindruck. Ina meint, es habe schon etwas Spanisches an sich; die Häuser sehen in der That sehr unfranzösisch aus, und man erblickt viele spanische Anzeigen und Plakate an Fenstern und Mauern. Besonders tritt aber hier dem Auge ein sonniges Behagen entgegen, ein Wohlstand, der nirgends an den Schmutz, den Rauch und die harte Arbeit unserer Handelsstädte erinnert. Die Straßen sind breit, die Häuser weiß und hoch, die Jalousien von glänzendem Grün. Die Garonne fließt in ihrem weiten Bette klar dahin, die Wiesen und Wälder am jenseitigen Ufer schimmern so frisch und grün! Wenn man hier wohnte, und die Stadt durchstöbern und in alle Winkel dringen könnte, würde man ohne Zweifel viele malerische und staubbedeckte Reliquien aus jener alten Zeit entdecken, wo der schwarze Prinz hier sein Hoflager hielt. Uns blieb diesen Morgen aber nur Zeit, die Hauptstraßen zu durchlaufen, und da fiel uns außer der Kathedrale und dem von ihr getrennt dastehenden, schönen, achteckigen Glockenthurme nur der merkwürdige Name einer der Hauptstraßen: „ésprit des Lois“ auf, als an Montesquieu erinnernd, der sicherlich, obwohl unser Murray es nicht sagt, in Bordeaux geboren ist. Sonst pflegen die Franzosen eher Alles auszutilgen, was auf die Vergangenheit Bezug hat. Fragt man z. B. in Paris: „Wo oder wann sich das oder das begeben?“ so lautet die Antwort blos: „Nous avons changé tout cela.“ Wir betraten mehrere Marktbuden, die aber nichts Besonderes enthielten; es kamen auch Schaustellungen von Riesen und Harlequins vor, und abgesehen von einigen spanischen Männergestalten und Mauleseln, wäre wenig Unterschied zwischen diesem und einem englischen Markte nachzuweisen gewesen. Ich stand gerade und kaufte ein Nadelkissen für meine kleine Agnes, als Ina mir zuflüsterte: „Vetter Johann!“ und zu meiner großen Ueberraschung sah ich denselben Herrn, welchen wir im Louvre erblickt, über den Platz gehen. Er erkannte uns gleichfalls, und wir hätten uns, glaube ich, fast begrüßt; schon das Unerwartete einer solchen Begegnung in diesem

fremden Lande gab mir die Empfindung, als gehörten wir zu einander; aber bevor ich mich noch zum rechten Bewußtsein gesammelt, war er um die Ecke verschwunden. Es ist beinahe lächerlich, wie bestimmt wir uns eingeredet haben, daß dieser Mann Johann Penryn sein müsse, mit dem er vielleicht doch in gar keiner Beziehung steht; aber dem Aeußern nach zu schließen, dürften wir uns jedenfalls der Verwandtschaft nicht schämen.

Zehn Uhr Abends.

Obiges schrieb ich vor der Table d'hôte, und meinte, damit heute abgeschlossen zu haben; aber gerade als ich mich zum Essen ankleidete, wurde mir „Herr John Penryn“ gemeldet. Die Ueberraschung war natürlich unsererseits nicht groß; er hatte unsere Namen im Wirthsbuch gesehen und wollte die Verwandtschaft begrüßen. Er scheint noch recht jung, etwa zwei- bis dreiundzwanzig Jahr, und reist, wie er sagt, seiner Gesundheit wegen sowohl, wie zum Vergnügen, da er sich in Oxford überangestrengt, und seine Studien deshalb unterbrechen mußte. Er logirt im Hôtel de Londres und ist auf dem Wege nach Biarritz. Er gefiel uns Allen sehr gut. Die Aehnlichkeit mit Bessie verliert sich, wenn man ihn mehr in der Nähe sieht. Sein Gesicht drückt viel Intelligenz und Entschlossenheit aus; für poetisch würde ich seine Natur nicht eben halten, aber er macht einen durchaus wahren, schlichten, offenen Eindruck. Es freut mich, daß er nach Biarritz geht; denn ich könnte ihn doch nicht zu unserm Reisegefährten machen, und würde es nicht anzufangen wissen, ihn fern zu halten. Er und Ina fanden sich bald als Verwandte ganz vertraulich zusammen, und solche Vetterschaft hat ihre Gefahren; er aber ist — Heinrich Penryn's Sohn!

Das Ergebniß unserer Gespräche war große Ungewißheit hinsichtlich der ferneren Reisepläne. Die Eisenbahn geht noch nicht bis nach Pau; und wir dachten sie also bis nach Tarbes zu benutzen, dort zu schlafen, und dann am folgenden Tage nach Pau — etwa vierzig englische Meilen weit — zu fahren. Ich hatte deshalb in der That schon nach

Pau geschrieben, und mir Wagen und Pferde nach Tarbes bestellt. John Penryn versichert mich nun aber, daß wir Bordeaux nicht vor zwei Uhr Nachmittags verlassen und Tarbes also nicht vor eilf Uhr Nachts erreichen können, — eine viel zu späte Stunde für Cecilie. Er behauptet auch, wir würden in Tarbes kein gutes Unterkommen finden, und räth uns dringend, in der Stadt Aire, eine Stunde vor Tarbes gelegen, zu übernachten, und folgenden Tags von dort nach Pau zu fahren. Das sind, glaube ich, etwa fünfzig englische Meilen, — doch käme das liebe Kind dann früher zur Ruhe. Er legte großen Diensteifer an den Tag, und erbot sich, unsern veränderten Entschluß nach Pau zu telegraphiren; so kommt ja wohl Alles in Ordnung. Doch habe ich ein Gefühl, als seien wir verkehrt zu Werke gegangen. Marietta ärgert sich besonders, denn wir folgen meistens ihren Weisungen, die sie dem Eisenbahnbuch entlehnt, und haben uns bis jetzt auch trefflich dabei gestanden. Sie ist nun halb unglücklich, halb verstimmt, und geneigt, meine bekümmerte Miene als Vorwurf gegen sich zu empfinden, während ich doch allein mir selber die Schuld beimesse. Diese Plackereien und Ceciliens große Erschöpfung lassen mir das sonnige Bordeaux wie in schwarze Schleier gewickelt erscheinen.

Drittes Kapitel.

Ankunft in Pau. Ein Brief aus der Heimath.

Pau, den 21. Okt. 18 . .

Wir sind hier Sonnabend, den 18. Okt., angekommen. Die Reise nach Aire war sehr beschwerlich. Johann Penryn sprach Morgens bei uns vor, und bestand darauf, uns nach der Station zu begleiten; ich hatte auch ganz guten Muth. Doch währte die Fahrt länger, als ich erwartet, und einmal mußten wir im Dunkeln die Züge wechseln, wo denn das

Herumlaufen mit Sachen und Paketen, das erfolglose Fragen, wobei man sich einander aus den Augen verlor, verbunden mit meiner großen Sorge um Cecilie, keineswegs zu den Annehmlichkeiten der Reise gehörte. So lange es noch hell war, interessirte uns nur der Umstand, daß wir durch die Landes fuhren: Fichtenwälder und Haiden erstrecken sich meilenweit in ununterbrochener Einförmigkeit, die aber gerade durch ihre Ausdehnung etwas Großartiges gewinnt; während der aschfarbene, sandige Boden dem Ganzen eine eigenthümlich düstere Färbung verleiht. Als wir uns dem Städtchen Aire näherten, wurde mir wegen unseres nächtlichen Unterkommens bange; telegraphisch hatten wir zwar von Bordeaux aus Zimmer bestellt, hegten aber wegen der richtigen Besorgung Zweifel, denn diese Gegend der Welt befindet sich noch im Kindesalter der Eisenbahnkultur. Ein wohlwollender ältlicher Herr, der mit seiner kranken Tochter reiste, ermuthigte mich durch seine eigenen günstigen Erwartungen; aber als wir die Station erreicht und durch die elende Stadt in einem stoßigen Omnibus gefahren vor der Thür des Gasthofes stillhielten, sank mir das Herz; Alles machte einen so dürftigen Eindruck und mein armer Liebling war so matt und pflegbedürftig! Wir erfuhren denn auch, daß kein Telegramm angekommen sei; doch war dieses Wirthshaus in der That das anständigste der Stadt, und unser Freund rieth dringend, mit jedem nur eben leidlichen Nachtquartier vorlieb zu nehmen, da wir es anderwärts nur schlimmer finden würden. Er stieg selbst zuerst aus und ging hinein, brachte uns auch den Bescheid, daß die Zimmer rein und die Leute dienstfertig wären; so blieb uns keine Wahl.

Erwartetermaßen fanden wir denn nackte Fußböden und gardinenlose Betten; die Fahrt hatte lange gedauert, denn die Uhr ging auf zehn. Wir konnten nur drei Zimmer bekommen, und Cecilie legte sich gleich zu Bett. Wir Andern hatten starken Appetit; doch fand sich eigentlich nichts vor als Brod und völlig ungenießbare Butter; weder Fleisch noch Eier. Cecilie sehnte sich nach Thee, den wir leider anstatt des Caffe's bestellt, und welcher nicht zu trinken war. Glücklicherweise führten wir in unserem Proviantkorb noch

etwas kaltes Geflügel nebst Eingemachtem, und hielten davon ein erträgliches Mahl, durch Heiterkeit gewürzt; denn es wurde in Ceciliens Zimmer auf einem an ihr Bett gerückten Tisch eingenommen; und da sie sich nun ruhig und behaglich fühlte, auch ein wenig mitessen konnte, wurden wir ganz lebendig, und legten uns hinterher schlafen mit dem entzückenden Gedanken, daß morgen der letzte Reisetag sei.

Dieser folgende Tag brachte liebliches Wetter, doch war noch kein Wagen aus Pau angelangt. Unsere Reisegefährten fuhren frühzeitig ab. Der bescheidene Gasthof, bei Tage recht freundlich, hatte einen schönen Garten. Wir frühstückten spät und brachten dann ein paar Stunden so hin, bis zu meiner großen Freude der Wagen vorfuhr und wir glücklich aufbrachen, von den guten Wirthsleuten noch mit einem Rebhuhn für die kranke junge Dame beschenkt. Die Fahrt war nun lang und ihrer Neuheit wegen nicht ganz ohne Interesse, doch in keiner Weise merkwürdig, bis wir der Pyrenäen ansichtig wurden mit ihren zackigen Umrissen, ihrer sanften Färbung und ihren zum Theil schneebedeckten Spitzen. Jedes Gebirge hat für mich unaussprechlichen Reiz; Ina schlug vor Entzücken in die Hände; Ceciliens Augen füllten sich mit Thränen, und ich saß schweigend da und empfand zu viel um zu denken. Marietta wandte sich zu mir und sagte: „Die letzten Berge, welche ich gesehen, waren die Alpen." Die Worte thaten mir weh, denn es scheint fast, als ob sie noch immer Sehnsucht nach Italien und den verwandtschaftlichen Beziehungen empfindet, die wir bei all' unserer Liebe ihr nicht zu bieten vermögen.

Wir fuhren in Pau durch eine jener langen geraden Pappelalleen hinein, die man überall in Frankreich findet, und die sehr unromantisch sind; sogar die Berge verloren, als Hintergrund gesehen, an Interesse. Dann folgte ein malerischerer Anblick, — das alte Schloß, die Geburtsstätte Heinrichs IV., mit seinem Schloßgraben und den umgebenden Wäldern; dann ein ziemlich schmutziger, uninteressanter Stadttheil, ohne besonders fesselnde Bauten; und endlich eine lange, breite Straße, die bis aufs Land hinausführt und mit verschiedenartigen, bald großen, bald kleinen Häusern besetzt ist,

von denen einige in Gärten zurückliegen, einige am Wege stehen, an fünfzig andere Straßen erinnernd, die man einst gesehen, und nie wieder zu sehen begehrt. Das ist die Porte Neuve, deren günstige Lage gerühmt wird; denn Pau ist darin sehr ungleich, und einige Gegenden der Stadt scheinen entschieden ungesund.

Wir wurden am Thor von unserer Wirthin empfangen, einer Engländerin, die so lange in Frankreich gelebt hat, daß sie ihre Muttersprache mit französischem Accent redet. Doch ist sie englisch im Empfinden, im Verständniß und Geschmack, und hat Alles sehr behaglich für uns eingerichtet. Unsere Zimmer liegen ziemlich hoch, bieten aber die schönste Aussicht über den Garten nach den Bergen, die im Halbkreis gelagert, jeden Morgen zuerst die Blicke auf sich ziehen. Es ist mir früher nie so klar geworden, was den Charakter einer Gegend ausmacht, — nämlich ihre Individualität. Diese Pyrenäen gleichen den Alpen durchaus nicht; sie sind so fein und zart, fast möchte man sagen so weiblich in Färbung und Umrissen, trotz aller Macht und Schärfe. Bis jetzt habe ich noch keine besondern Farbencontraste, keine tiefen Schatten noch hellen Lichter an ihnen wahrnehmen können. Ein lieblicher purpurfarbener Schleier deckt ihren Fuß, während die Spitzen in sanftem Grau erglänzen, das auch ohne Schneemantel fast ins Weiße verschwimmt. Der Pic du Midi steht ganz für sich, wie im ruhigen Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, da. Der ganze Anblick hat etwas wunderbar Beruhigendes. Marietta und Ina schwärmen für Spanien, welches auf der südlichen Seite des Gebirges liegend, ihnen wie ein Land ewigen Sonnenscheins vor der Seele schwebt. Aber ich hege kein Verlangen, von hier fortzukommen, wo wir jeden Behagens genießen, und was für mich die Hauptsache — der Ruhe. Wir haben einen kleinen aber hübschen Salon, der an drei nach Süden belegene Schlafzimmer und zwei andere große Hinterzimmer stößt. Cecilie bewohnt natürlich das beste Südzimmer und für sie bleibt wirklich nichts zu wünschen übrig. Marietta schwelgt auch im Genuß des Südens und scheint ordentlich neu belebt, seit ihr Gesicht nach der sonnigen Seite dieser dunkeln Welt gerichtet ist.

Ich weiß nicht, was ich von Cecilie sagen und denken soll. Dr. Cole kam gestern und machte ein ernstes Gesicht, äußerte aber wenig. Ihr Zustand hat sich seit unserer Ankunft entschieden etwas gehoben, und einige Ausfahrten thaten ihr wohl; aber ich kann doch nicht umhin zu bemerken, wenn ich's auch gegen Niemanden ausspreche, daß jeder Tag eine leise Abnahme der Kräfte mit sich bringt. Ich weiß nicht, ob die Aerzte genau erkennen, was ihr fehlt; seit wir Englang verlassen, hat sie kein Blut mehr gespuckt, und das ist ein gutes Zeichen. Jetzt fällt mir an ihr eine gewisse, ihrer Natur sonst ganz fremde Reizbarkeit auf; sie klagt mir das selber und findet sich so schlecht deshalb, aber ich suche sie darüber zu beruhigen. Wenn die Menschen Nachsicht haben mit solcher Schwäche, so hat sie Gott gewiß; und ich erblicke darin nur ein Krankheitssymptom unter vielen. Briefe aus England erfreuten mich hier, — besonders nachstehendes Schreiben der Frau von Bradschau.

Birkenholz, den 14. Okt.

Liebe Freundin, nach meiner Berechnung müssen Sie eben in Pau angekommen sein. Meine Gedanken folgten Ihnen dahin, und brachten mir die Kunde zurück, daß ein Brief aus Birkenholz Ihnen das liebste Geschenk in Ihrer neuen Heimath sein würde. Glauben Sie nicht, daß ich auf meine alten Tage anmaßend werde: ich traue Ihnen durchaus keine schwärmerische Liebe für mich, sondern nur für Ihre kleinen Lieblinge zu, die das Entzücken meines Herzens ausmachen, und gut und ächt sind wie Gold. Ungeprägtes Gold besitzt nun freilich keinen Werth, und auch geprägt ist es die Wurzel alles Uebels; doch kam mir der Vergleich zuerst in den Kopf. Hugo hatte zwar kürzlich einen Anfall von Eigensinn, aber ich setzte ihn in einen hohen Stuhl, wo er bald müde ward zu schreien, und legte ihn dann zu Bett, — ein äußerst beruhigendes Strafmittel; auch wachte er ganz artig wieder auf. Die kleine, süße Essie ist niemals übler Laune, und erinnert in dem Punkt an Cecilie. Aber Agnes, Liebste, — was denken Sie mit der zu beginnen? An Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit könnte sie die heilige Therese aus-

stechen. Sie gehört in eine fromme Schwesterschaft; ich sage nicht in ein Kloster, denn das würde Ihren Protestantismus beleidigen; aber nach meiner innigsten Ueberzeugung enthält Ihre Natur den Stoff, aus welchem Nonnen hervorgehen, und erst als Nonne wird sie je zur Ruhe kommen. Sie besitzt gerade den Hang zur Uebertreibung, der in Abgründe der Reue stürzt, wenn man einen Bissen mehr als gewöhnlich in den Mund gesteckt hat. Eine kleine Heilige ist sie unzweifelhaft; aber wenn Sie nicht acht haben, wird sie künftig sich selbst und ihre ganze Umgebung zur Verzweiflung bringen. Glauben Sie nicht, daß ich zu hart oder geneigt bin, über sie zu lachen; Gott verhüte! Ich meine es im vollen Ernst. Sie wirkt fortwährend wie eine Predigt auf mich; aber sie paßt entschieden nicht für diese rauhe Welt, und es ist sehr mühsam, obwohl auch sehr interessant, ihr beizubringen, wie sie sich hineinfügen müsse. Sie wissen, mein Hausstand gleicht dem Ihrigen wenig; wir sind nicht solche Muster von Ordnung und Anstand, und mein Sohn, ein trefflicher Mensch und würdiger Christ, ist doch ein Mann und ein Soldat, und sagt seine Meinungen ziemlich derb und frei heraus. Auch mag er gerne necken, und gefällt sich darin, das arme kleine Persönchen zu mystificiren, und sie glauben zu machen, er habe Schreckliches im Sinn, während es das Harmloseste von der Welt ist. Und sie besitzt so viel Ehrfurcht! Es würde ihr der Gedanke sündhaft erscheinen, daß Jemand, der fünfundzwanzig Jahre älter ist als sie, und noch dazu ein verheiratheter Mann und ein Vater, im Stande sein sollte, etwas Unrechtes zu sagen; und bei ihrer Gewissenhaftigkeit, ihrer Wahrheitsliebe und des Obersten Unart kommt sie gar nicht aus der Verwirrung heraus. Ich kann nicht umhin, darüber zu lachen, und doch verdrießt es mich auch; und ich erzähle es Ihnen, damit Sie Bescheid wissen, falls das arme Kind seinem Kummer Luft machen sollte. Meinen Sohn kann ich nicht in Ordnung halten, — konnte es nie; und Männer haben keine Ahnung davon, welche Leiden sie diesen über-gefühligen, reizbaren, kleinen Wesen verursachen. Für sie ist Alles nur ein Spiel, und sie glauben so wenig, den Kindern dadurch

wehe zu thun, als der Angler es von dem Wurm glaubt, der sich auf seinem Haken krümmt.

Ich wollte nur, Ihr liebes Kind empfände nicht mehr, als der Wurm. Sie krümmt sich nicht, aber sie wird roth, und ich erinnere mich selbst (aus meiner vorsündfluthlichen Zeit, ehe ich hart und gelb geworden) welche Pein das bekundet. Ein Beispiel statt vieler: Wir redeten gestern beim Frühstück von einigen Bekannten in Indien, besonders von einer Wittwe, die einen viel jüngeren Mann wieder geheirathet hat. Der Oberst tadelte den Schritt, erklärte, daß indische Wittwen ihm überhaupt nicht zusagten, und er die Abschaffung der Suttee sehr beklage. Agnes fragte die Gouvernante ganz leise, was das Wort bedeute. Der Oberst vernahm's und antwortete: es sei das ein trefflicher indischer Brauch: die Wittwen ließen sich mit den Körpern ihrer verstorbenen Männer auf Scheiterhaufen verbrennen und so würde man viele unangenehme Persönlichkeiten los. Stellen Sie sich nun Agnes Miene vor! ihre großen, tiefen, veilchenblauen Augen öffneten sich weit mit dem vollen Ausdruck des Entsetzens! Der Oberst wiederholte seine Behauptung mit dem größten Ernst von der Welt; Agnes sprach kein Wort, ihr Gesicht war aber beredt genug; und mein unartiger Sohn fuhr fort, und erklärte, er wolle dem Parlament eine Bittschrift wegen Wiederherstellung des Brauchs der Wittwenverbrennung einreichen; Agnes wandte sich von Einem zum Andern und fand nirgend Trost oder Hilfe, denn wir waren sämmtlich boshaft gestimmt, und ergötzten uns an ihrer Verlegenheit. Endlich brachen wirklich Thränen hervor, und ich mußte mich einmischen und ihr die Sache erklären; das arme kleine Ding konnte sich aber nicht so schnell fassen, sondern flüchtete auf ihr Zimmer, bevor das Frühstück zu Ende, um nur den Späßen des Obersten zu entgehen. In jeder andern Hinsicht kommen wir trefflich mit einander fort. Fräulein Marchmont stellt Agnes allen guten Kindern voran, und behauptet, sie habe treffliche Anlagen. Unsre eignen Kleinen freuen sich der neuen Kameraden und schreien laut und viel vor Entzücken; meine liebe einfältige Marianne aber blickt mich mit ihren glänzenden,

nichtssagenden Augen an und fragt: „Wie beginnt Frau von Anstruther es nur, ihre Kinder so gehorsam zu machen?“ Wenn Sie, beiläufig bemerkt, Zeit finden, darüber nachzudenken, so sagen Sie mir doch, welche Anziehungskraft einfältige Frauen für kluge Männer besitzen? An diesem Problem mühe ich mich ab, seit mein Sohn ein Weib genommen.

Mein Papier geht zu Ende, doch findet sich noch immer ein Winkelchen zum Klatschen: Ich fürchte den Anblick Heinrich Ansons, wenn er heimkehrt und Marietta ausgeflogen findet. Gewiß ist er seiner alten Liebe treu geblieben, denn Frau von Harcourt hat das Gerücht verbreitet, Fräulein Randolph suche ihre Tante auf: „Dein Wunsch, o Freund, erzeugte den Gedanken.“ Ich sage nichts über Cecilie; ist sie besser, so wird mein Herz jauchzen; das wissen Sie; wo nicht, — liebste Freundin, — dann will ich für Sie zu Gott beten und für das liebe Kind Ihn preisen; Niemand versteht das besser als Sie. Tausend Grüße an Alle! Marietta liebt mich gewiß mehr, seit ich ihr fern bin, sagen Sie ihr das, mit meinem besten Gruß, — ja, dem besten, denn sie verdient ihn. Herzlich Ihre C. Bradschau.“

Frau von Bradschau hat recht: Agnes paßt nicht für diese Welt, das weiß ich schon lange; ich muß sie derselben anpassen, so viel ich's vermag. Wie? das ist die Frage. Ich glaube, der Fehler steckt im Verstande. Man möchte sie ja nicht weniger gewissenhaft machen, und darf sie deshalb nicht immer auslachen. Möglicherweise könnte man jedoch auf ihre Vernunft einwirken und ihr nachweisen, wo eine Pflicht endet und die andre beginnt, denn darin weiß sie sich durchaus nicht zurechtzufinden. Besonders aber muß sie lernen, Spaß zu verstehen; dieser Winter bei Frau von Bradschau wird ihr gewiß förderlich sein, und sie in einer Weise erziehen, wie ich's nicht zu thun vermöchte, schon durch den männlichen Umgang, dessen sie sehr bedarf. Sie hat bisher immer mit Frauen gelebt, und das macht leicht einseitig und beschränkt. Ina und Cecilie lernten die Welt einigermaßen in ihrer Schule kennen, welcher Vorzug freilich

manche Nachtheile mit sich führte; sie hörten von andern Kreisen reden, wenn sie sich auch nicht darin bewegten. Agnes lebt nur in Dernham, und glaubt, menschlich geredet, vor Allem, wenn nicht ausschließlich, nur an mich. So lieblich sie auch in ihrer großen Reinheit und Einfalt erscheint, darf sie doch nicht hinter ihrer Zeit zurückbleiben. Das alles würde etwa ins dreizehnte Jahrhundert passen, doch wir leben im neunzehnten, und man soll seine Pflicht sowohl der Zeitperiode als dem Stande gemäß, in die uns Gott gestellt, erfüllen. Ist mir eine glückliche Heimkehr beschieden, so muß ich Agnes zum Nachdenken bringen und zwar, indem ich ihr nicht immer nur Bücher gebe, die mir genehm sind, sondern auch mitunter solche, gegen welche ich Manches einzuwenden hätte. Inzwischen nehme ich dankbar die Fügung an, welche durch die jetzigen Verhältnisse an ihr erzieht. Wegen der Kleinen bin ich ganz ruhig; sie könnten gewiß nicht besser aufgehoben sein; doch empfinde ich oft große Sehnsucht nach ihnen. Karlchen schreibt mir, „er gebe sich wirklich alle erdenkbare Mühe," was viel sagen will. Herr Pierce fügt einige freundliche Worte hinzu, welche mir beweisen, daß der Knabe gute Fortschritte mache und bald für eine öffentliche Schule reif sein werde. Karl bemerkt auch, Frank Neville sei „prächtiger" als je, und er hoffe, daß ich Herrn Neville im Ausland begegnen werde. Das hoffe ich freilich keineswegs, wenn nämlich Heinrich Anson ihn begleitet. Aber das „Ausland" ist ein weiter Begriff; es kann auch Sibirien oder Egypten darunter verstanden sein.

Viertes Kapitel.

Hoffnungslos!

Den 28. Okt. Pau.

Marietta, Ina und ich waren heute im alten Schloß und sahen, was es dort zu sehen gibt, — Heinrichs IV. Wiege und das Zimmer, in dem er zur Welt kam, Jeanne d'Albret's Schlafzimmer, viele Gobelintapeten, ein dem h. Ludwig gehöriges Kästchen; auch viele Erinnerungen an Napoleon III., der das Ganze unter seinen Schutz genommen, und dagegen nur verlangt, man möge ihn „als zur Familie gehörend" betrachten. Der Blick vom Garten über den Strom und die niedrigeren Berge auf die Pyrenäen ist reizend, obwohl die schmutzige Stadt den Vorgrund bildet. Pau ist weder rein noch interessant, besonders an Markttagen, was ich gestern bemerkte, als Ina und ich uns durch das Gedränge der Bauern einen Weg nach dem Posthause bahnten. Ich hatte den Ort nicht für so groß und weitläuftig gehalten. Aber die Spaziergänge, welche zum Schloß gehören und längs der Bayonner Straße am Hügel entlang führen, sind entzückend. Die Sonne schien so hell, und das Licht spielte so schön in den herbstlichen Bäumen, hinter welchen das alte Schloß und die Berge hervorblickten. Die Sonnenstrahlen wurden mir zu mächtig, und die beiden Mädchen zurücklassend, wandelte ich etwas im Schatten auf und ab. Als ich wiederkam, fand ich sie zu meiner Ueberraschung im Gespräch mit dem Ehepaar Strangway begriffen, welches eben aus Biarritz eingetroffen war, zu meiner großen Freude, denn ich hatte gerade begonnen, mich etwas einsam und verlassen zu fühlen. Im Laufe der Unterhaltung entdeckten Marietta und Frau von Strangway, daß sie gemeinschaftliche Freunde besaßen, die auch Freunde der Frau von Randolph sind. Das beglückt mich eben nicht, denn jede Erwähnung ihrer Tante beunruhigt Marietta, und erweckt jene krankhaften Scrupel, — anders

kann ich sie wirklich nicht nennen, — welche ihr vorspiegeln, daß sie der Tante eifriger nachforschen und zu ihr gehen müßte.

Den 31. Okt.

Meine theure Cecilie ist plötzlich viel schwächer geworden, Niemand weiß, aus welchem Grunde. Dr. Cole äußert große Besorgniß. Er fürchtete, mich zu erschrecken, aber ich habe die Wahrheit geahnt, seit wir England verlassen; es ist jetzt nur eine Frage der Zeit. Bis vorgestern fuhr sie indessen noch aus, und scheinbar mit Genuß, ließ auch neulich vor einem Laden halten und forschte mit wirklichem Interesse nach einigen Moosrosenknospen für ihren Hut. Es bewegte mir das Herz, sie zu beobachten, als man ihr das Verlangte brachte, denn sie war zu schwach, den Laden zu betreten. Ich glaube, sie weiß keineswegs, wie krank sie ist, und ich muß es ihr sagen. Eine schwere Aufgabe! Sie spricht nicht gern von ihrem Zustand, hat aber wohl längst an der Möglichkeit völliger Genesung gezweifelt. Ich bin sehr ruhig über sie. Wer sie während der letzten zwei Jahre beobachtet hat, muß ihrer Herzensstellung gewiß sein. Sie besitzt ja von Natur Fehler, wie wir Alle, hat ihnen aber seit jener Zeit niemals nachgegeben. Kindlich sanft und still wandelte sie vor Gott, so froh und ungetrübt und doch so ernst und wachsam; ihre Seele hat sich nie mit Fragen und Zweifeln gequält. Und wie lieblich ist sie jetzt! Das frische Roth der Gesundheit machte sanfteren Farben Platz, die Umrisse ihres Gesichts sind weicher, der Ausdruck ist tiefer. Wenn sie sich liebkosend an Ina schmiegt, was jetzt öfter der Fall, meine ich wohl, zwei Engelgesichter zu erblicken; denn auch Ina ist jetzt so innerlich bewegt und nachdenklich! Sie hat sich noch nicht klar gemacht, was ihr bevorsteht; aber der Schatten hängt doch schon über ihr.

Ich erfuhr des Doktors Ausspruch in schmerzlicher Weise. Als er am Morgen etwas früher wie gewöhnlich kam, war ich, eines Unwohlseins halber, noch nicht aufgestanden, und so hatten nur Marietta und die Drayton

ihn gesehen. Nachmittags schlug Marietta mir einen Spaziergang vor, und wir wanderten auf Landwegen nach Bilhères, eine Art Landhaus, dicht bei Pau gelegen. Das Wetter war entzückend. Wir hatten starke Regengüsse mit Kälte gehabt, die aber heute der strahlendsten Wärme Platz gemacht. Auf englischen Feldwegen, von Hecken und Bäumen eingefaßt, gingen wir durch grüne Wiesen an Hütten und Landhäusern vorbei; mich überkam ein Gefühl der Heimath und des Friedens, und nach Süden blickend, brachte der Anblick der purpur gefärbten Berge jenen Schauer ahnungsvoller Erwartung hervor, der an die Tage verheißungsvoller Jugend erinnert. Und gerade als diese Empfindung seligen Friedens mir bis an's Herz drang, wandte sich Marietta mit den Worten zu mir um: „Ich muß es Ihnen sagen, und fürchte mich doch: Dr. Cole findet Cecilie beängstigend viel schwächer." Ich antwortete ihr ruhig, denn ich konnte nicht äußern, was ich fühlte. Niemand vermöchte zu beschreiben, wie es zugeht, daß der helle Sonnenschein uns plötzlich wie Hohn berühren und der Anblick der Schönheit uns zur Pein werden kann. Auch verletzte es mich, daß ich die Wahrheit nicht zuerst durch den Doctor selber erfahren. Marietta war wie immer, höchst eingehend und hilfreich, so weit es in ihren Kräften stand. Aber mein Gefühl für Cecilie kann ich Niemandem mittheilen; sie ist nicht mein Kind; das macht Jedermann geltend, und dieser Auffassung liegt eine unwillkürliche Kälte zu Grunde. Marietta versteht mich noch am besten; aber auch sie kennt nicht die Stelle meines Herzens, wo dieses Kind sich eingenistet, und welche sonst niemand ausfüllen kann. Nicht als möchte ich sie hier festhalten; nein, das wahrlich nicht. Willig und dankbar gebe ich sie Gott zurück, gebe sie ihren lieben Eltern, welche sie ja schon lange erwarten und das erste Recht auf sie haben. Aber das Kind gehört mir in einem Sinn, wie sie keinem Andern gehören kann: ich habe für sie gearbeitet, für sie gesonnen und gebetet (ach! nicht gebetet zwar, wie ich gekonnt und gesollt!), habe sie mir gewissermaßen zu eigen gemacht durch die Sorge und Liebe, — die tiefe, tiefe, unaussprechliche Liebe,

mit welcher ich sie umfangen, ohne Hoffnung auf Anerkennung, kaum auf Erwiederung derselben; denn die Liebe geht abwärts, nicht aufwärts, und die Alten lieben die Jungen, wie Junge die Alten nie zu lieben im Stande sind. Und obgleich mein Liebling mich mit Zärtlichkeiten überhäuft, meine Nähe stets gesucht und sich meines Beifalls mehr gefreut, als alle Lobeserhebungen Andrer, so konnte sie doch nicht wissen und verstehen, mit welchem Entzücken ich ihre zunehmende Ehrfurcht vor heiligen Dingen, ihre strenge Gewissenhaftigkeit, die täglichen kleinen Beweise ihrer Selbstbeherrschung und Achtsamkeit beobachtet habe, und welche Inbrunst der Liebe ich in meinem abendlichen Segenswunsch über sie ausgeschüttet! Alle diese Dinge sind nur Gott bekannt; für die Welt ist Cecilie blos meine Stieftochter, und die Leute werden sich einander sagen, daß es doch viel härter gewesen, wenn ich z. B. Agnes verloren hätte. Das schadet auch weiter nicht: es gibt Einen, der Alles weiß, fühlt und versteht; zu Ihm will ich mich wenden.

Den 29. Okt.

Cecilie war gestern Abend so matt, daß ich nicht mit ihr reden konnte. Heute fühlte ich, daß es geschehen müsse, und daß sie es besser würde ertragen können. Sie kam in den Salon wie gewöhnlich; das hat sie noch immer gethan und ist auch Abends ziemlich lange aufgeblieben. Heute Abend ließen Ina und Marietta mich mit ihr allein, und ich suchte das Gespräch durch allmählige Uebergänge auf des Doctors Erklärung zu bringen. Es mußte sehr schonend geschehen, und ich durfte ihr nicht mittheilen, was er mir gesagt: daß das Ende plötzlich eintreten könne; aber ich forschte, ob es ihr nicht tröstlich sein würde, einen Prediger zu sehen und das heilige Abendmahl zu genießen, und sie willigte ein. Dann fuhr ich fort, redete von ihrem jetzigen Zustand, ihrer zunehmenden Schwäche, und endlich schien der Gedanke an Gefahr in ihr aufzudämmern. Noch jetzt bezweifle ich indeß, daß sie dieselbe nahe bevorstehend glaubt, und vielleicht ist es auch besser so. Selbst wo es gilt, ein

schlafendes Gewissen zu wecken, was ja, Gottlob! bei ihr nicht der Fall, kann uns das Gefühl, welches aus der Furcht vor dem Tode entspringt, wenig Zuversicht einflößen. Meines lieben Kindes tiefes Schuldbewußtsein und die volle Hingabe an ihren Erlöser ist zu wahr, um von einer Frage der Zeit berührt zu werden. Sie hat mit Gott gelebt und ist bereit, zu ihm zu gehen. Bis vor Kurzem konnte sie noch Abends etwas für sich lesen und hatte ihre bestimmte Zeit zum Beten; aber nun machten wir aus, daß ich ihr heute Abend vorlesen solle. Das ist ein starker Schritt abwärts; aber ich freue mich, dann regelmäßig mit ihr allein sein zu können.

Den 30. Okt.

Ich habe mich bemüht, einen englischen Prediger für Cecilie aufzufinden. Es war nicht leicht, denn unsre Kirche befindet sich hier in einem Stadium des Uebergangs. Ich wandte mich an Oberst Strangway und seine Frau, die mit vielen Leuten bekannt sind. Der Kaplan, den sie mir nachwiesen, wohnt am andern Ende der Stadt, und da ich ihn nicht zu Hause traf, mußte ich mich schriftlich an ihn wenden. Dann bei den Strangways vorsprechend, baten mich diese, Ina zum Essen dort zu lassen. Ich willigte sehr gerne ein, denn ich fürchte die Folgen der Sorge und der Spannung für sie. Ina sieht jetzt klar, wie die Sache steht; sie fragte mich gestern, was der Doctor gesagt, und ich theilte ihr das natürlich mit. Sie ist schmerzlich bewegt, und möchte am liebsten keinen Augenblick von Ceciliens Seite weichen; aber ich gebe das nicht zu, denn es wäre äußerst nachtheilig für sie. Ich glaube, sie versteht meine Liebe für Cecilie noch besser als Marietta, und das bringt uns einander sehr nahe; aber ein junges Gemüth kann den Druck anhaltenden Kummers nicht so gut tragen, wie ältere, und Ina's Gesundheit würde bald leiden, wenn sie gar keine Zerstreuung hätte. Sie brachte eben eine Nachricht mit nach Hause, die mich etwas beunruhigt. Die Obristin hat durch eine Freundin gehört, Frau von Randolph lebe krank und einsam in Madrid. Das Gerücht scheint keine sichre

Grundlage zu haben, und ich wollte Ina anfänglich bitten, Marietta nichts davon zu sagen, bevor es sich bestätigt; doch nach reiflicherer Ueberlegung schien es mir besser, nichts zurückzuhalten. Solches Geheimhalten und Verschweigen, wenn es nicht durchaus nothwendig ist, hat fast immer schädliche Folgen, und ich darf auch nie vergessen, daß Marietta ihre eigne Herrin ist. Sie muß selbst beurtheilen und entscheiden, was ihr zu thun obliegt. Wenn ich ihr irgend etwas vorenthalten wollte, könnte ich ihr Vertrauen einbüßen; und wo bliebe dann die Liebe? Aber wenn sie von uns ginge? wenn wir sie und Cecilie zugleich verlieren, einsam nach Dernham zurückkehren sollten? Was würde Ina, was würde ich beginnen? Ach, wie kleingläubig man doch ist!

Fünftes Kapitel.

Das Ende.

Allerheiligentag, den 1. November.

Als ich heute von Strangways zurückkam, trat ich in eine der offnen Kirchen und brachte dort eine halbe Stunde im Gebet und friedlicher Sammlung zu, deren ich gar sehr bedurfte. Meines Lieblings Gedanken beginnen sich mitunter zu verwirren in Betreff der sie umgebenden Menschen und Dinge. Heute Morgen wünschte sie, man möge ein Paket an Frau von Strangway schicken, und wähnte, es läge auf ihrem Bett. Auch wird die Furcht, mich anzugreifen oder zu betrüben, oft bei ihr zu einer fast krankhaften Reizbarkeit. Ihr Kopf hat offenbar gelitten. Ich muß mich bemühen, das zu tragen, aber Worte drücken nicht aus, wie einsam und traurig mir zu Muthe, wenn ich fühle, daß Andere sich ihr zu allen Zeiten nähern können, während ich

Vorsicht üben und auf Gelegenheiten warten muß. Die Drayton und Marietta sind unschätzbar; aber was gäbe ich darum, sie pflegen zu können, wie jene Beiden! Auch Marietta hat mich heute beunruhigt. Ich erzählte ihr von jenem ihre Tante betreffenden Gerücht, und merkte wohl, daß es tiefen Eindruck auf sie machte. Jetzt würde sie mich keinenfalls verlassen, sie erwähnte jedoch der Möglichkeit, vielleicht später nach Spanien reisen zu müssen. Wir beide wußten nur zu gut, was jenes „vielleicht später“ bedeutet. Vorläufig kommt es nur darauf an, sich bestimmtere Kunde zu verschaffen. Falls die Baronin Chase aber bei Frau von Randolph ist, will ich Marietta nicht allein zu ihr lassen; das steht fest.

Den 12. Nov.

Noch immer derselbe Zustand: es greift Ina sehr an. Ich fuhr diesen Nachmittag mit ihr nach dem Coteau de Jurançon, wo es sehr schön ist; ein waldiger Hügel mit Landhäusern bedeckt, und von der Terrasse des Schlosses Perpignan ein entzückender Blick auf die Pyrenäen mit einem Vorgrund von Wäldern und Thälern. Es war seit zwei Wochen der erste gute Tag, denn wir hatten fast immer Regen und Kälte mit vielem Nebel, — ganz wie zu Hause! Die Leute behaupten, seit dreizehn Jahren keinen so schlechten Herbst in Pau erlebt zu haben, und ich hoffe zu Gunsten des Klima's, daß sie die Wahrheit sprechen. Glücklicherweise ist es in unsern Zimmern sehr behaglich. Ina sagt mir, daß Marietta sich um ihre Tante quält, seit ich sie in Paris zu sehen geglaubt, und daß sie bedauert, Johann Penryn nicht darnach gefragt zu haben. Ich wollte, Marietta äußerte sich so offen gegen mich, wie sie es gegen Ina thut. Sie glaubt mir durch ihre Zurückhaltung Schmerz zu ersparen; es geschieht aber gerade das Gegentheil. Von Ina weiß ich, daß sie sich eine Grammatik mit spanischen Vokabeln gekauft hat. — Aus England gute Nachrichten.

Den 18. Nov.

Mit dem lieben Kinde geht es rasch abwärts. Darf ich sie auch nicht immer pflegen, so bin ich doch Abends kurze Zeit mit ihr allein und lese ihr auch Morgens ein wenig vor. Sie sagt nicht viel, ruht aber in dem Bewußtsein der Liebe ihres Erlösers. Zuerst wünschte sie noch zu leben; das hat indeß jetzt aufgehört. Mitunter verwirren sich noch ihre Gedanken, aber nur ganz vorübergehend. Es ist wunderbar zu beobachten, wie sie immer schöner wird. Die Fieberröthe nimmt ihrer Farbe alles Krankhafte, und in dieser ätherischen Erscheinung vermag ich kaum eine Spur des blühenden, kräftigen englischen Mädchens, dessen Aeußeres nur als angenehm und gutmüthig auffiel, mehr zu erkennen. Schon seit unsrer Ankunft hier wollten wir sie so gern photographiren lassen, aber sie war immer nicht wohl genug dazu, und nun müssen wir mit der Copie einer früheren Photographie von ihr vorlieb nehmen, welche ein hiesiger guter Künstler in Farben ausführen soll. Er wünschte sie zu sehen, um sich ein Urtheil über die Farbe ihres Haars und ihrer Augen zu bilden, und fuhr ordentlich zusammen, als er diesen Morgen in's Zimmer trat und sie mit ihren rothen Wangen und dem belebten Ausdruck der Ueberraschung und Erwartung im Bette liegen sah. „Ah, la bella Anglesa!“ rief er aus, und wollte kaum glauben, daß sie wirklich so krank sei.

Der Prediger, Pastor Benson, ist eingehend, und das liebe Kind hat Vertrauen zu ihm. Vor zwei Tagen genossen wir zusammen das heilige Abendmahl, was Cecilie sehr gut vertrug; seitdem hat sie aber bedeutend abgenommen.

Den 21. Nov.

Gestern Abend glaubte ich, es ginge zu Ende, — unser Liebling war sehr, sehr krank, obgleich sie das Bett verließ, und sogar eine Stunde im Salon saß; dann trat eine große Veränderung ein, und wir ängsteten uns furchtbar. Sie hatte ein Gefühl ihres Zustandes, und bat, wir möch-

ten heute zu Pastor Benson schicken, damit er ihr noch einmal das heilige Abendmahl reiche; ich schrieb ihm sogleich, glaubte aber kaum, daß sie den Morgen erleben würde. Dann erholte sie sich jedoch wunderbar, zum Erstaunen des Dr. Cole, der sie Abends vorher auch sterbend gewähnt. Der Pastor erschien gegen Mittag und sie ertrug die Feier recht gut; Nachmittags bat sie sogar, wir möchten sie aus dem Bett auf den Sopha tragen. Als ich um fünf Uhr in's Zimmer trat, warf sie sich stöhnend hin und her, fragte aber sogleich: „Ist es auch unrecht, so zu stöhnen?" und dann wieder, als sie in einer Anwandlung von Unbehagen geäußert: „Das muß ich haben!" setzte sie gleich hinzu: „Ist es unrecht, zu sagen: ich muß?" Der arme Engel ist so ganz wie ein kleines Kind in seinem einfältigen Gehorsam und seiner Demuth. Später wurde sie ruhiger und zum erstenmal seit vielen Wochen brach der Damm der Zurückhaltung, und ein ganzer Strom von Liebe und zärtlichen Gefühlen machte sich in kurzen Worten Luft. Ihr Herz hängt sehr an Dernham. Dort lernte sie zuerst eine Heimath kennen, und wäre sie nicht von so vielen Lieben umgeben, würde es ihr hart scheinen, in der Fremde zu sterben. Sie gedenkt aber der Kleinen, und es lag eine unsägliche Wehmuth und Zärtlichkeit in ihrem Ton, als sie, nachdem ich mit ihr von der Heimath gesprochen und ihre wenigen Aufträge entgegengenommen, plötzlich ausrief: „Und Agnes, Mama, Agnes! Ich kann's nicht Alles sagen, aber du weißt es!" Dabei faltete sie emporblickend die Hände, als vermöchten keine Worte ihre Empfindung wiederzugeben. Ina ist sehr viel mit ihr gewesen, und die Liebe der Schwestern rührt mich tief. Ina fängt gerade an, zu verstehen, was sie verliert; aber Ceciliens ernste Worte dürften vielleicht noch mehr wirken, als sogar ihr lebendiges Beispiel vermocht hätte. Ich ließ die Drayton und Marietta sich den Nachmittag niederlegen, weil sie der Ruhe sehr bedurften. Nun sind sie bei ihr, und ich will zu Bette gehen, denn sie ist verhältnißmäßig gut, und wir meinen, daß es sich noch einen oder zwei Tage so halten könne.

Den 22. Nov.

Unser Liebling ist bei Gott. Die Drayton weckte mich diesen Morgen gegen halb drei mit der Nachricht, daß eine große Veränderung eingetreten sei. Sie blieb bis zuletzt ganz klar, fast mehr als klar, denn es lag etwas Ueberirdisches in ihren Worten und dem Ton ihrer Stimme. Sie erwähnte aller unsrer Dienstboten zu Hause, und trug der Drayton auf, ihnen zu sagen, daß sie für jedes gebetet habe; dann betete sie für alle ihre Lieben: für mich mit besonderer Betonung dessen, was ich ihr gewesen, und dem Wunsch, Gott möge mich bald zu sich nehmen, denn sie wisse, ich würde dort glücklicher sein; für Ina und Marietta und die Kleinen, und für ihre Großmutter und Tanten in wunderbar gehobener Sprache, aber so einfach, so brünstig, mit so voller Hingabe, als rede sie wirklich mit ihrem Erlöser und glaube nicht blos, sondern wisse, daß er ihr nahe sei. Sie bat mich, nicht um sie zu trauern, und sagte dann aufblickend: „Küßt mich!" Wir küßten sie Alle, und sie ließ noch dem Pastor Benson sagen, wie herzlich sie ihm danke und wie sie seiner gedacht, der ihr so schön beigestanden. Ich glaubte nun, das Ende sei ganz nahe; das war es aber nicht, und sie mußte noch furchtbar leiden. Einmal sprach sie den Vers des Passionsliedes:

„O Herr, mein Gott, geschehe denn dein Wille!
Ich lieg' ganz stille;
Und fest, damit dein Trost nicht von mir lasse,
Den Arm nur fasse,
Der mich, an meines Vaters Brust geschmiegt,
Zur vollen Ruhe wiegt."

Sie erinnerte sich der Strophen nicht genau, und ich half ihr, werde auch niemals, niemals den Ausdruck vergessen, mit welchem sie die Worte: „zur vollen Ruhe" sprach; es lag solch ein inbrünstiges Sehnen darin; und doch rang sie dabei nach Geduld, bat Gott, sie ihr zu schenken, und schloß: „Dein Wille geschehe!"

Sie fragte uns, wann wir wohl glaubten, daß es vorüber sein könne, und wir erwiederten: vermuthlich wenn der

Tag anbräche. Dann ließ sie uns nach der Uhr über dem Kamin sehen und zählte die schweren Stunden. Einmal wähnte sie sich in Dernham und mußte wohl an den Anblick des Sonnenaufgangs im vordern Schlafzimmer denken, denn sie sagte: „Gewiß liegt der Lichtstreifen schon auf dem Meer; könnt ihr ihn sehen?" Ich verstand sie nicht ganz und antwortete: „Ja, bald." „Ach, dann kommt er!" rief sie. Doch mußte sie noch lange Minuten warten und flüsterte endlich wie ein kleines Kind: „Meine Augen sind so schwer, darf ich sie schließen?" Das waren ihre letzten Worte; als der Morgen aufdämmerte, nahm Gott sie zu sich. Durch den Corridor nach meinem Zimmer gehend, sah ich die ersten Strahlen der Sonne am Horizonte emporflammen.

Sechstes Kapitel.

Ein neues Unternehmen.

Den 23. Nov.

Der heutige Tag verging unter peinlichen Geschäften. Die Beerdigung wird schon am Montag stattfinden nach hiesigem Brauch, der mir freilich sehr widersteht. Gestern in der Dämmerung ging ich zu dem Ehepaar Strangway. Sie haben wieder Nachrichten über Frau von Randolph und wollten mir die gerne mittheilen. Die Drayton und Marietta sind völlig erschöpft; Ina hält sich gewaltsam aufrecht. Ich mag nicht über Frau von Randolph schreiben, kann überhaupt nicht schreiben, sondern bin wie im Traum. Zurückrufen möchte ich meinen Liebling aber nicht. Das weiß Gott! Und bei allem Herzweh empfinde ich die Wahrheit der Worte, die sie an Agnes geschrieben: „Mit mir steht Alles wohl."

Mittwoch, den 26. Nov.

Ich bin überhäuft mit Geschäften, und das ist recht gut. Der hastige Verlauf der letzten Vergangenheit hat etwas ungemein Peinliches. Nur am Sonntag ward uns einige Sammlung zu Theil, und der Montag, — ich mag nicht davon reden. Doch hatte ich den Trost, Alles selber zu thun, und mit eigenen Händen den Sarg meines Lieblings mit Blumen schmücken zu dürfen. Ich mochte mir dabei nicht helfen lassen, und Marietta und Ina waren krank. Mein Kind schien mir gewissermaßen wieder zu gehören, als sie so angekleidet dalag. Ich freute mich des friedlichen, holden Anblicks, und empfand, daß uns keine Schatten der Krankheit und Reizbarkeit mehr zu trennen vermochten. Sie war und sie ist noch mein, wie sie es nie vorher gewesen, denn ich weiß, wenn sie überhaupt an mich denkt, so muß es mit dem ganzen vollen Verständniß meiner Liebe geschehen. Der Friede dieses Gedankens ist unbeschreiblich, und ich fühle durch den Contrast, wie groß das Leiden der letzten Wochen gewesen.

Wir gingen nach dem Kirchhof. Mein Liebling ruht in einem fernen Winkel im Schutz einer Mauer, welche bald mit Epheu und Schlingpflanzen bedeckt sein wird. Es ist mir lieb, sie dort zu wissen, obgleich ich sie gern mit nach Dernham genommen hätte.

Oberst Strangways waren mit uns, und haben sich durchweg äußerst herzlich und theilnehmend erwiesen. Wir waren übereingekommen, Marietta vor Dienstag nichts von ihrer Tante zu sagen. Die Kunde lautet beunruhigend genug: Eine Verwandte der Strangway schrieb aus Biarritz, Frau von Randolph habe sich dort vor einiger Zeit mit einer sehr achtbaren Familie, Namens Davidson, aufgehalten, nun aber von derselben in Unfrieden getrennt, und sei, einem Gerücht zufolge, einsam und sehr krank in Spanien, — wo? wußte die Berichterstatterin nicht; Madrid war nur als das Wahrscheinlichste genannt worden. Ich kann nun zwar die Auffassung Marietta's hinsichtlich ihrer Verpflichtung gegen die Tante nicht theilen, habe aber doch kein Recht,

ihrem entschiedenen Verlangen, zu ihr zu reisen, entgegenzutreten. Bei ihrem Unabhängigkeitssinn würde sie doch am Ende thun, was sie für ihre Pflicht hält, und es fragt sich also nur, ob ich ihr helfen oder sie ihrem Schicksal überlassen soll. Das Leben und die Erfahrungen der letzten Wochen haben uns aber immer enger verbunden; sie ist jetzt eben so sehr mein Kind als Ina, und ich muß für sie sorgen und handeln wie eine Mutter.

Ich sagte das der Obristin Strangway und wir fragten uns nun, was beginnen? Nach Spanien gehen, wenn es sein muß; diese Entscheidung habe ich lange kommen sehen. Erst werde ich jedoch nach Biarritz schreiben und von den Davidsons Näheres zu erfahren suchen. Eine Woche wollten wir ohnehin noch mancher Besorgungen wegen in Pau bleiben. Als ich Frau von Strangway meine Absichten mittheilte, erbot sie sich freundlich, Ina bis zu meiner Rückkehr bei sich aufzunehmen, womit freilich ein Haupthinderniß der spanischen Reise wegfiele. Die Drayton könne dann unter dem Schutz einer Verwandten der Strangway's, die nach England reisen wolle, dorthin zurückkehren. Ich bin äußerst dankbar für diese Vorschläge, denn Marietta hätte aus Besorgniß mir solche Unbequemlichkeiten zuzumuthen, gewiß lieber das Unsinnigste gewagt, und ihrem italienischen Temperamente nachgebend, sich selbst zum Opfer gebracht. Das arme Kind war am Montag Abend so krank und müde, daß ich nicht mit ihr sprechen mochte, aber am Dienstag fuhren wir zusammen aus, während Ina bei den Strangway's zurückblieb. Die Schönheit der Landschaft im herbstlichen Glanz wirkte beruhigend und erfrischend. Marietta sprach wenig, denn wir haben lange genug mit einander gelebt, um die Vertraulichkeit des Schweigens genießen zu können. Endlich, als wir zur Heimfahrt umwandten, fühlte ich die Nothwendigkeit, den fraglichen Gegenstand zur Sprache zu bringen, und begann ohne weitere Vorbereitung: „Marietta, Frau von Strangway sagt mir, deine Tante sei in Biarritz gewesen, ehe sie nach Spanien ging; es scheint jedoch nicht ausgemacht, daß sie sich in Madrid befindet. Ich wollte, wir erführen Näheres darüber."

Sie wandte sich mir mit schlecht verhehlter Aufregung zu und sprach: „Ich muß zu ihr, wagte es Ihnen aber nicht zu sagen.“ Ich fragte nicht, woher sie ein Mehreres gehört, als ich ihr mitgetheilt, denn sie darf nicht wähnen, daß ich sie ausforschen möchte; aber ich erwiderte sanft: „Und ich begleite dich.“

Es folgte ein Ausruf und völlige Verwerfung meines Anerbietens; dann ein längeres Gespräch, aus dem ich meinem Beschluß gemäß als Siegerin hervorging. Sie war erst heftig, fast zornig, welche Stimmung wohl aus einem Gemisch von Unabhängigkeitsliebe und Selbstvergessenheit entsprang; und ich hätte beinahe gelächelt, als sie unter ausbrechenden Thränen erklärte, sie sei geboren, um Jedem, der mit ihr in Verbindung trete, Schmerz und Unruhe zu bereiten. Ihrem Onkel hätte sie nur Sorge gemacht, und sei nun mir eine Last. Das war Alles höchst unverständig, aber ich wußte, es würde vorübergehen und die englischen Elemente ihres Wesens, gesunder Menschenverstand und richtiges Urtheil sich endlich Gehör verschaffen. Deshalb wartete ich geduldig, warf nur ab und zu ein Wort in Form einer Frage hin, was stets am Ueberzeugendsten wirkt, und brachte sie so allmählig zu der Einsicht, daß der Gedanke, allein nach Spanien zu reisen, ganz unausführbar sei, und daß ich, wenn Ina bei Frau von Strangway zurückbliebe, durch meine Begleitung vielleicht mir selber nützen und gewiß sie vor Schaden behüten könne. Sie wurde nun eben so enthusiastisch dankbar, als sie vorher eigensinnig gewesen, ergriff meine Hand und bedeckte sie mit Küssen, — eine italienische Gewohnheit, die sie niemals verloren, — und wir entwarfen dann gemeinschaftlich unsere Reisepläne mit der kühlen Besonnenheit erfahrener Touristen. Ich empfand dabei, wie jung sie ist, und wie alle Schmerzen, die sie bisher durchgemacht, so ernster Beschaffenheit sie auch gewesen, doch nur noch die Oberfläche berührt haben. Der Gedanke an die Reise macht ihr Freude, und sie äußert das offen. Mir macht jetzt nichts Freude, als still in meinem Zimmer zu sitzen und die letzten sechs Wochen beständig im Geiste wieder zu durchleben. Wird Marietta bei ihrer Tante bleiben? es

wundert mich, daß sie nicht selber vor solcher Möglichkeit zurückschreckt. Wieder eine Folge ihrer Jugend und ihres südlichen Temperamentes! Marietta nimmt jeden Tag wie er kommt und sieht nicht darüber hinaus. Wir trüben Nordländer könnten uns das zur Lehre dienen lassen. Ich habe selbst an Frau Davison geschrieben, und sie um möglichst genaue Nachrichten gebeten. Marietta wollte es thun, aber ich muß sofort die Leitung übernehmen, denn das arme Kind würde sich mit ihrer Unabhängigkeitsliebe und ihrem Eifer bald in Verlegenheit bringen, wenn sie die Zügel in Händen behielte. Ich gäbe viel darum, dieser spanischen Reise überhoben zu sein und nach Hause zurückkehren zu dürfen; aber ich sehe keinen Ausweg. Die Eisenbahn führt noch nicht völlig bis nach Madrid; doch unser Reisebuch macht Alles ganz leicht. Die Sprache ist hinderlich, aber ich kann etwas spanisch lesen und Frau von Strangway will mir die Aussprache beibringen; auch dürfte uns das Französische von großem Nutzen sein.

Die Möglichkeit einer mehrwöchentlichen Trennung hat Ina, der ich sie heute mittheilte, sehr erschreckt. Sie mag Frau von Strangway so gerne, daß ich hoffte, der Gedanke bei ihr zu bleiben, würde sie mit dem Plane aussöhnen, aber sie ist noch nicht im Stande, sich für irgend etwas zu interessiren. Frau von Strangway beabsichtigt, auf eine Nacht die Eaux-Chaudes und Eaux-Bonnes zu besuchen, falls das Wetter sich bessert, um Ina den Aufenthalt hier angenehmer zu machen, und wenn das auch nicht gelänge, fände sie doch Gelegenheit, die Berge mehr in der Nähe zu sehen; denn so bald ich aus Spanien zurückkomme, müssen wir ja die Heimreise antreten.

Den 29. Nov.

Ein Brief von Frau Davidson, die mich bittet, wo möglich zu ihr nach Biarritz zu kommen; mündlich ließe sich Manches so viel besser als schriftlich mittheilen. Sie weiß jetzt nur, daß Frau von Randolph sich in Spanien aufhält, hofft aber, bald mehr zu erfahren. Sie sagt, wenn wir wirklich nach Spanien gingen, müßten wir über Bayonne,

das fünf Meilen von Biarritz entfernt ist, reisen, brauchten also keinen Umweg zu machen.

Ich dachte erst, Pau am Dienstag zu verlassen, kann aber bis dahin nicht fertig werden; auch würden wir dann ja nicht nach Eaux=Bonnes mit Ina gehen. Der Gedanke an diesen kleinen Ausflug scheint ihr jetzt zusagend, und das freut mich ungemein. Während der ganzen letzten Woche beschäftigte sie sich nur damit, ins Feuer des Kamins zu blicken und dabei standen ihre Augen immer voll Thränen. Hoffentlich ist es nicht unrecht von mir, daß ich sie verlasse; die Gegenwart Fremder dürfte vielleicht beruhigender wirken, als die meinige, denn sie weiß nur zu gut, was meine Gedanken beständig erfüllt. Marietta ist sehr lieb und fügsam, aber doch vielleicht innerlich etwas ungeduldig. Sie steht am Fenster, betrachtet den Pic du Midi und seufzt: „Ah, povera zia! Du bist jenseits der Berge," und wünscht sich gewiß Flügel, um schneller hinüber zu kommen; aber sie fügt sich allen unsern Einrichtungen und ist sehr zärtlich mit Ina. Ich glaube nicht, daß diese Letztere auf den Gedanken kommt, Marietta könne in Spanien zurückbleiben, und ich suche ihn mir selber aus dem Sinn zu schlagen; es kann und darf ja nicht sein! Die Drayton reist nach England, und wir haben Aussicht, unsere Zimmer wieder zu vermiethen; das sind Alles große Erleichterungen. Die Briefe aus der Heimath athmen nur Liebe und Theilnahme; aber Niemand weiß noch, daß Alles zu Ende, und die ausgesprochenen Hoffnungen machen mir das Herz schwer.

Auf meines Kindes Grab soll nach hiesigem Brauch eine Steinplatte ihren Namen und die Jahreszahl führen. Zu Häupten lasse ich ein Kreuz aufrichten mit den Worten: „Dein Wille geschehe!" ihren eigenen Worten in jener letzten Nacht, welche Alles ausdrücken, was unsere Seele erfüllen sollte und hoffentlich auch erfüllt.

Siebentes Kapitel.

Eine Begegnung.

Den 1. Dez. Hôtel Baudot, Eaux-Chaudes.

Ein wunderschöner Tag, so hell und warm! Wir verließen Pau zwischen zehn und eilf Uhr. Ina sah wirklich etwas heiterer aus, und das erheiterte uns Alle. Die Fahrt Angesichts der schneebedeckten Berge war entzückend; malerische Bauerngestalten standen vor ihren zierlichen Hütten, oder trugen ihr Arbeitsgeräth nach den grünen lichtschimmernden Wiesen und ihre Farben verschmolzen mit den herbstlichen Tinten der Wälder und dem grau-purpurnen Schleier der Berge. Wir ließen die Pferde in Louvie ausruhen und gingen eine Zeitlang dem Wagen vorauf. Ina sprach zum erstenmal mit einigem Interesse von der spanischen Reise und drückte den Wunsch aus, uns begleiten zu können. Marietta sagte, wie nur die Erinnerung an das ihrem Onkel gegebene Versprechen sie zu dem Entschluß getrieben, und ich mußte ihr wiederholt erklären, daß ich damit einverstanden sei und nicht blos einer Grille ihrerseits nachgegeben habe. Das habe ich auch wirklich nicht gethan. Denn bei ihrem starken Pflichtgefühl bleibt keine andere Wahl, und allein durfte sie ja nicht reisen; aber wie das Unternehmen mir bevorsteht, läßt sich nicht beschreiben. Der letzte Theil des Weges war so steil und beschwerlich, daß wir erst mit einbrechender Dunkelheit Eaux-Chaudes erreichten und das Hôtel de France schon geschlossen fanden. Um diese Jahreszeit ist der Ort ganz verlassen und ich fürchtete, wir würden kein gutes Unterkommen finden; doch empfing man uns im Hôtel Baudot sehr artig und die Zimmer sind so gemüthlich, als eine sommerliche Einrichtung es nur immer zuläßt. Wir waren recht müde und zogen uns gleich nach dem Thee zurück; ich schreibe dieses vor dem Zubettegehen. Der Wind heult und tobt um das Haus und rüttelt an den Fenstern. Das läßt für Morgen nicht viel Gutes erwarten und ich denke mit

Schaudern an Spanien, die Sierra Guadarrama und das Tafelland von Madrid. Das Hausmädchen sagt mir, daß wir nicht die einzigen Gäste sind; ein holländischer Baron hält sich hier schon mehrere Tage auf.

Den 2. Dez.

Zu meiner Ueberraschung und Freude hatten wir einen schönen Tag und benutzten ihn nach Kräften; doch mußten wir den Wagen, der uns nach dem Thal Gabas am Fuß des Pic du Midi bringen sollte, erst aus Eaux-Bonnes kommen lassen, was uns sehr aufhielt. Während wir harrten, trug Marietta mir sehr unangenehme Nachrichten zu: sie hatte den holländischen Baron gesehen und in ihm jenen Baron van Bronnen, Halbbruder der Baronin Chase, erkannt, welcher sich damals in Woodleigh aufhielt und Frau von Randolph so viel Schaden zufügte. Wo mag er nur seine Frau gelassen haben? Marietta fragte mich, ob es unrecht sein würde, Ina die Sache mitzutheilen, und ich antwortete: „Nein." Ina ist kein Kind mehr und Heimlichkeit erzeugt Heimlichkeit. Bei einem Charakter, der wie der ihrige nicht zu voller durchsichtiger Offenheit neigt, scheint es mir besonders wichtig, nicht mehr Zurückhaltung zu beobachten als nothwendig; auch habe ich stets im Leben gefunden, daß es sogar Kindern gegenüber gerathen ist, ihnen so viel wie möglich Alles klar darzulegen. Neugier und Einbildung wirken gefährlicher als jede Wirklichkeit. Das Böse in schöner Hülle interessirt, während es im täglichen Gewande abstößt. Wenn jener holländische Baron Ina in geheimnißvollem Lichte erscheint, indem sie merkt, daß Marietta ihm ausweicht, so wird er natürlich ihre Gedanken beschäftigen; sagt man ihr dagegen, er sei ein Spieler und Betrüger, so wird sie sich mit Widerwillen von ihm abwenden.

Der Wagen kam endlich an. Wir machten aus, daß er uns nach Gabas bringen, hierher zurückkehren, und wir dann mit ihm nach Eaux-Bonnes fahren sollten, was Ina zu sehen wünscht. Von dort würde dann unser eigener Wagen die Gesellschaft nach Pau zurückbefördern. Ehe wir abfuhren, sah ich mich nach dem Baron um, konnte ihn aber nicht

erblicken. Der Weg führte uns nun durch das Val d'Ossau, zum Theil eine Fortsetzung der schönen, waldigen Felsenschlucht, in welcher die Gasthöfe und Häuser von Eaux-Chaudes zerstreut liegen. Am Ende des Thales wurde der Pic du Midi sichtbar, und ein Bergstrom ergoß sich längs des Weges, dessen durchsichtiges Grün jeden Stein auf seinem Grunde erkennen ließ, wenn das Wasser nicht gerade über Felsen schäumte. Tiefer Schnee bedeckte die Landstraße und der hohe Berggipfel schien drohend das Thal zu versperren. Der Wagen brachte uns soweit er konnte und dann erklärte der Kutscher, seine Pferde müßten erst ruhen. Wir stiegen aus und gingen etwas zu Fuß, kamen aber nicht weit, denn der Schnee war zu tief. Marietta und Ina eilten kühn voraus, und während sie umherkletterten, wandelte ich vor dem kleinen Wirthshaus auf und nieder, in tiefer Einsamkeit. Es schien so wunderbar, wenn ich bedachte, welche Kette von Begebenheiten mich hierher geführt, und in welchem Zusammenhang dieser Theil meines Lebens mit dem früheren stand. Meine Cecilie in ihrem einsamen Grabe bildete gleichsam einen Abschnitt für sich; sie war mir nur für kurze Zeit geliehen, und zu keinem Zweck, möchte ich sagen, der mit dieser Welt in Verbindung stand. Das brachte mich auf jenen großen verborgenen Zweck, für den wir Alle leben, für welchen auch die mächtigen Werke der Schöpfung, diese riesigen Berge und Felsen und Abgründe gemacht worden wie sie sind. In solche Träumereien vertieft wandelte ich auf und ab, als ein Herr — so muß ich ihn wohl nennen — aus dem Hause trat, mir ins Gesicht blickte, dann stehen blieb und um Entschuldigung bat, wenn er störe; da wir aber eine Gesellschaft von Damen seien, möchte er uns rathen, schnell aufzubrechen. Unser Kutscher scheine eben nicht besonders nüchtern, und wenn wir ihm zu lange Zeit ließen, dürfte er mehr zu sich nehmen als rathsam. Ich dankte ihm, vielleicht etwas steif, denn ich hatte sogleich den Baron van Bronnen erkannt. Er erbot sich, den Kutscher anzutreiben, ging, auf meine dankbare Zustimmung ins Haus, kam aber gleich wieder und begann mich zu unterhalten, dabei jedoch verstohlen den Weg ins Auge

fassend, auf welchem Marietta zurückkehren mußte. Was er sprach war äußerst gewöhnlich und nichtssagend, doch versicherte er wiederholt, jetzt auf dem Wege nach der Schweiz zu sein, da er wünsche, einen Vergleich zwischen den Alpen und den Pyrenäen anzustellen. Ich fragte, ob er je in Spanien gewesen. „Nein,“ war die Antwort, „er hätte es oft gewünscht, und es sei recht quälend, sich so in der Nähe zu befinden und es doch nicht erreichen zu können; aber jetzt müsse er vor Allem nach der Schweiz.“ Als Marietta nun endlich herankam, wartete er das nicht ab, verbeugte sich sehr förmlich und ging fort. Dem Kutscher mußte er große Angst eingeflößt haben, denn er bat äußerst demüthig um Vergebung, daß er uns so lange warten lassen. Mit Marietta besprach ich nun das Zusammentreffen und wir wünschten uns Glück, daß es den Baron nach der Schweiz, oder, wie Marietta wohl mit Fug bemerkte, nach den deutschen Bädern mit ihren Spieltischen zog. Wir besuchten dann noch die Eaux-Bonnes, welche minder schön als die Eaux-Chaudes, doch einen fast behaglicheren Eindruck machen, und kehrten um sieben Uhr nach Pau zurück. Meine Zimmer hier gaben mir ein heimathliches Gefühl, aber Ruhe finde ich ja noch nicht.

Pau, den 4. Dez.

Ich habe denn Ina zu den Strangway's gebracht, noch einmal den Kirchhof besucht und mir Ceciliens Grab durch Kauf zu eigen gemacht. Sonst würde man es nach wenigen Jahren anderweitig verwenden können. Diese südländische Auffassung des Todes und der Bestattung liegt uns sehr fern; es wird dabei Alles so rasch, so unfeierlich betrieben, als habe der Körper keinen Werth, sobald ihn die Seele verlassen.

Wir reisen morgen ab, theils mit der Diligence, theils mit der Eisenbahn, denken in Bayonne zu übernachten und den folgenden Tag nach Biarritz zu fahren. Ob wir dann weitergehen oder hierher zurückkehren, hängt von den Berichten der Frau Davidson ab. Ich glaube an Ersteres und rede demgemäß mit Ina, denn es wäre verkehrt, ihr falsche Hoffnungen vorzuspiegeln. Sie bestrebt sich, tapfer zu sein und

sich auf eine Trennung von drei bis vier Wochen gefaßt zu machen. Ich habe ihr auch von der Möglichkeit gesprochen, daß Marietta bei ihrer Tante bleiben könnte. Von Natur zum Hoffen geneigt, legt sie auf diese Möglichkeit kein großes Gewicht und das ist mir recht lieb. Die Drayton reist morgen mit einer Verwandten der Strangways nach England ab; sie trägt großes Verlangen, die Kleinen wiederzusehen, läßt aber einen Theil ihres Herzens hier zurück.

Achtes Kapitel.

Biarritz.

Freitag, den 8. Dez. Biarritz.

Um neun Uhr verließen wir Pau. Die liebe Ina frühstückte noch mit uns und hielt sich tapfer bis zum letzten Augenblick, wo wir sämmtlich die Fassung verloren; hoffentlich wird unsere Trennung aber nur eine ganz kurze sein. Die Fahrt nach Bayonne führte durch ziemlich uninteressante Gegenden; drei Stunden mußten wir in Dax, einer malerischen alten Stadt, auf der Eisenbahnstation warten, und erreichten Bayonne erst im Dunkeln. Der Gasthof St. Etienne machte einen ziemlich unkultivirten schmutzigen Eindruck, war aber doch inwendig rein. Wir begaben uns andern Tags zum englischen Consul, um seinen Rath für die fernere Reise einzuholen; er meint, sie würde keine Schwierigkeiten haben, da die Eisenbahn schon fast bis nach Madrid fertig sei, und räth, ohne Aufenthalt durchzureisen, was wir jedoch Beide nicht aushalten würden. Bayonne schien mir im Allgemeinen hundert Jahre hinter der civilisirten Welt zurückgeblieben; aber das ist nur der erste, vielleicht sehr unzuverlässige Eindruck.

Nachmittags brachte uns ein Omnibus hierher nach

Biarritz durch Haide und Moor, welches die Nähe des Meeres verkündet. Biarritz war ursprünglich ein Fischerdorf; jetzt liegen Villa's und Gasthöfe zwischen den armen Hütten. Die gelben Häuser haben schimmernd grüne Jalousien, und eine gewisse Regellosigkeit und Unordnung verleiht dem Ganzen etwas malerisch Französisches. Das Hôtel d'Angleterre gewährt uns ein behagliches Unterkommen, trotz der blos sommerlichen Einrichtung. Außer uns sind übrigens die Davidson's hier die einzigen Gäste, und sie bleiben vermuthlich, da ihnen das Klima zusagt, welches mild und doch nicht erschlaffend ist wie in Pau. Es scheinen angenehme, aber vorsichtige Leute zu sein. Heute speisten wir mit einander in dem öffentlichen Saal, und ich erfuhr nur allgemeine Thatsachen. Frau von Randolph soll aber wirklich noch vor wenigen Tagen in Madrid gewesen sein, das steht fest, und so haben wir doch ein bestimmtes Ziel im Auge. Marietta ist rührend erfreut und dankbar. „Ah carissima!" rief sie und kniete im Speisesaal neben mir nieder, ohne sich um die Gegenwart der Fremden zu bekümmern, „Sie sind mein Schutzengel, meine Mutter! Gott ist gnädig, der Sie mir gegeben! Wir werden meine arme Tante sehen und sie bereden, uns nach England zu folgen; da wird sie in Sicherheit sein!" Frau Davidson, die ruhigste, zurückhaltendste, gemessenste aller Engländerinnen sah diesem Ausbruch mit Erstaunen zu, Herr Davidson mit Theilnahme und Zuneigung. Ich suchte des armen Kindes Aufregung zu beschwichtigen, ohne ihr wehe zu thun. Aber alle diese Empfindung für Frau von Randolph, — es ist seltsam, — und der Gedanke, sie mit uns nach England zurückzubringen scheint ganz neu; vor allen Dingen muß ich erst Näheres von Frau Davidson zu erfahren suchen.

Sonnabend, den 6. Dez.

Heute Morgen traf ich diese gute Frau endlich allein, und ließ mir erzählen; viel Erbauliches hörte ich indeß nicht. Frau von Randolph scheint vor einigen Wochen nur in Begleitung einer Jungfer in Biarritz eingetroffen zu sein. Sie hatte schon vor einigen Jahren die Bekanntschaft der Davidson's

gemacht und trat nun mit ihnen in freundschaftlichen Verkehr, bis eine gewisse Dame mit fremdem Namen, aber nach Beschreibung der Frau Davidson unfehlbar die Baronin Chase, erschien, mit ihr der Baron van Bronnen, den die Randolph seltsamerweise wie einen Freund empfing. Er gab sich für einen Wittwer aus, und die Welt verbreitete das Gerücht, Frau von Randolph werde ihn heirathen. Die Davidson's erkannten bald die Beschaffenheit dieser neuen Freunde und thaten was sie konnten, um der Randolph darüber die Augen zu öffnen. Es war aber die alte Geschichte von der das Licht umkreisenden Mücke, und zuletzt trat ein Bruch zwischen ihr und den Davidson's ein. Nun erkrankte Frau von Randolph, die schon wegen eines Brustleidens nach Biarritz gekommen war. Der Doktor verordnete ein noch südlicheres Klima und sie wollte nach Malaga. Vor etwa drei Wochen hatte sie dann mit ihrer Jungfer Biarritz verlassen, wo der Baron und seine Schwester noch acht Tage blieben und dann auch abreisten, man wußte nicht wohin. In Valladolid scheint die arme Frau von Randolph viel kränker geworden zu sein, und obgleich sie Madrid (der schlimmste Ort den sie in Europa hätte wählen können) erreichte, ist sie doch nicht weiter gekommen. Frau Davidson erfuhr das von einer Freundin, die zufällig mit ihrer Tochter denselben Gasthof in Madrid bewohnt. Sie schildert den Zustand der Randolph als sehr bedenklich; auch strebt diese weiter nach Süden und möchte Madrid baldmöglichst verlassen; das Klima sei dort so schlecht für sie.

Eine traurige Geschichte! Es dürfte uns wenig nützen, dieser unglücklichen Frau zu folgen, wenn wir nicht bei ihr bleiben wollen, was ja unmöglich ist. Doch kann ich nicht zurückgehen. Sie ist ganz allein, offenbar sehr krank, und wenn man erfährt, daß wir über sie wachen, würde das vielleicht diejenigen, welche sie ausbeuten möchten, vorläufig fern halten. Frau Davidson versichert mich, daß ihr Geld allein jene Leute anziehe, und daß der Baron, dessen Frau wirklich gestorben, sie gern bereden möchte, ihn zu heirathen, unbekümmert ob sie dann stürbe oder nicht.

Was mich nun besonders in meinem Vorsatz hinsichtlich

der Reise bestärkt, mag ich Marietta nicht gerade mittheilen. Sollte nämlich Frau von Randolph sterben, so dürfte es schwer halten, das Legat ihres verstorbenen Gatten zu erlangen, da die Baronin Chase und ihr Bruder gewiß keine Ränke scheuen würden, sich dasselbe zuzueignen. Ich habe deßhalb aus Pau an Marietta's Geschäftsführer geschrieben, der mir antwortet, Niemand könnte sie zwingen zu thun was ihr obläge, nämlich ein von ihm aufgesetztes Document zu unterschreiben; freilich ständen uns im Fall ihrer Weigerung gesetzliche Mittel zu Gebote. Ich will nun mein Heil versuchen, denn Marietta würde sich solchen Maßregeln niemals anschließen, und mag sich immerhin des Bewußtseins getrösten, ihrerseits die Reise nur aus Pflichtgefühl und uneigennütziger Anhänglichkeit unternommen zu haben. Ich theilte ihr blos die Umrisse jener Unterhaltung mit und erklärte dann, wir wollten am Montag von Biarritz aufbrechen. Ihre Augen standen voll Thränen, und sie vermochte nur eben die Worte hervorzubringen: „Mein armer Onkel! Er würde Sie segnen, wie ich es thue!“ Herr Davidson, der nach Bayonne geht, will uns die Päſſe mitbringen, uns mit spanischem Gelde versehen und Plätze in der spanischen Diligence besorgen. Wir können Bayonne erst um die Mitte des Tages verlassen und müssen die Nacht durchreisen, — eine unangenehme Einrichtung, die sich aber nicht ändern läßt.

Nach Beseitigung aller Geschäfte unternahm ich einen kleinen Spaziergang für mich allein. In dieser Jahreszeit ist Biarritz nur ein Dörfchen am Meer, und man kann vornehmen was man will. Der Ort macht einen malerischen Eindruck, die Umgegend ist flaches Haideland, mit dem schönsten Blick von den stattlichen Felsen der Seeküste; ich ging auf diesen Klippen fort, bis ich einen alten Thurm erreichte, von welchem man über die Bay bis zu den spanischen Bergen hinüberschaut. Dann stieg ich hinab und wanderte längs des festen ebenen Sandes bis mir die Sonne zu mächtig ward und ich unter einem dunkeln Felsenvorsprung Schutz suchte. Dort mich niederlassend, wandte ich Biarritz den Rücken und blickte nach den spanischen Bergen, deren

purpurgefärbte zackige Kette sich bis zur Provinz Guipuzcoa hinzieht, während der Berg Tres Coronas wie eine Festung im Hintergrunde auftaucht. Die See lag ruhig da, aber lange, schwere Wellen brachen sich am Ufer mit eintönigem Brausen, das zu der Beschaffenheit des Tages paßte, der die Frische des Dezembers mit der wohlthuenden, doch nicht überwältigenden Hitze des Sommers verschmolz.

Dort saß ich in voller Sonnenwärme und freute mich der reichen Färbung, der scharfen Umrisse und des träumerischen Halbdunkels jener unbekannten Berge, deren Fuß die Wasser der Bay von Biscaya benetzen, und fühlte was man so selten fühlt, daß die Poesie des Daseins nicht gestorben sei, sondern nur zeitweise unter der Last des Kummers und der Sorgen schlummere, und in aller Kraft erstehen müsse, sobald der Druck nachgelassen. In der That gemahnt mich solche schöne Berggegend immer an die Herrlichkeit einer zukünftigen Welt. Gleich den Bildern, welche uns die Schrift vom Himmel vorführt, ist sie in der allgemeinen Färbung klar, doch in Einzelheiten unbestimmt; meine Gedanken suchten also das geliebte Kind, welches ich immer wie gegenwärtig empfinde, und ich sagte mir gern, daß sie sogar in ihrem jetzigen Zustand vielleicht des Anschauens einer Schönheit genieße, von der sie hier nicht einmal die Ahnung berührt habe. Nach dieser am Strande verlebten Stunde wußte ich denn auch, daß die Veränderung mir wohlthätig sei; und obgleich das Herzweh noch oft in ganzer Stärke wiederkehrt, ist es doch nicht mehr wie in jener Nacht zu Eaux-Chaudes, wo ich mich so elend fühlte, daß mir wirklich der Gedanke kam, ob es nicht unrecht sei, die spanische Reise zu unternehmen.

Nachmittags besuchte ich noch mit Frau Davidson den protestantischen Kirchhof, wo sie mir das Grab einer Frau von Penryn zeigte, meinend, dieselbe könne vielleicht mit Ina verwandt sein. Ich erfuhr weiter, daß John Penryn hier gewesen und von uns gesprochen habe. Nach Frau Davidson's Bemerkungen fürchte ich, daß er auch die Bekanntschaft des Baron van Bronnen und seiner Schwester gemacht, — gefährliche Gesellschaft für einen jungen Mann!

Neuntes Kapitel.

Reiseleiden.

Den 10. Dez. Fonda de la Norte, Burgos.

Endlich in Spanien, aber ach, wir hatten eine so beschwerliche Reise und sind so müde und krank! Es war unsere erste und hoffentlich letzte Erfahrung einer Nachtreise in der Diligence. Biarritz verließen wir gestern um Mittag und fuhren mit dem kleinen Omnibus bis Bayonne, stiegen dort in die spanische Diligence und waren um ein Uhr auf dem Wege nach Madrid; wir Beiden allein im Coupé. Die Gegend ist sehr schön, und als wir über die Brücke der klaren, wiesenbekränzten Bidassoa fuhren, befanden wir uns auf spanischem Boden und spanische Beamte in ihren stattlichen Mänteln untersuchten unsere Päſſe, während das Gepäck in Irun durchgesehen wurde, was uns eine halbe Stunde aufhielt. Dann stieg leider ein spanischer Offizier zu uns ins Coupé, welcher rauchte und einen unerträglichen Knoblauchgeruch um sich her verbreitete. Marietta ließ das Fenster nieder, wodurch es sehr kalt wurde. Die Dunkelheit verhinderte uns bald, die schöne Umgegend St. Sebastian's zu erkennen, und als wir in die alte Stadt einfuhren, regnete es stark. Die Diligence hielt auf einem freien Platz an, und wir wurden im Regen ausgesetzt, um, so gut es gehen wollte, den glücklicherweise nicht fernen Gasthof, die Fonda genannt, zu erreichen. Hier nahm denn ein großer, öder, keineswegs wohlriechender Saal die Reisenden auf, denen nur kurze Zeit zur Erfrischung gelassen wurde. Da mir bereits der Kopf schmerzte, konnte ich nur wenig genießen, und, meinen Stuhl zur Seite schiebend, beobachtete ich das fremdartige Bild um mich her. Alle Klassen der Gesellschaft schienen durcheinandergemischt; man redete laut und aß viel; ich bemerkte keinen besondern Unterschied der Trachten, sondern etwas durchweg Ursprüngliches und Rohes; sonderlich fein mag indeß die Table d'hôte einer Diligence

niemals sein. Jedermann war höflich gegen uns, und wir vermochten uns doch so ziemlich im Spanischen verständlich zu machen.

In Dunkelheit und Regen suchten wir unsere Diligence wieder auf, und freuten uns, den spanischen Offizier nicht mehr anzutreffen; das offene Fenster mochte ihn vertrieben haben. Marietta setzte sich in einer Ecke, ich in der andern zurecht, und so bemühten wir uns, einzuschlafen.

Die Diligence wurde auf spanischem Boden von wenigstens eilf Mauleseln gezogen, welche ein Mann in großem Mantel, dessen Kragen ihm den Kopf wie eine Mönchskutte einhüllte, führte. Er ritt auf einem der vordern Thiere und ließ die andern gehen wie es ihnen beliebte. Die Lichter der Diligence warfen einen grellen Schein vor sich her, so daß die umgebende Dunkelheit noch dunkler erschien; und alle fünf Minuten stieß der Maulthiertreiber einen schrillen Schrei aus, der wohl seinen Thieren zur Ermuthigung oder Ermahnung dienen sollte. Wenn der Weg steil wurde, stieg er ab und ging, wobei der Schrei öfter ertönte. So fuhren wir die ganze Nacht hindurch. Ich hatte den Eindruck, daß wir oft langsam hügelan und schnell wieder abwärts rollten; und zuweilen aus unruhigem Schlaf erwachend, hörte ich immer denselben Ruf, erblickte denselben Schein unnatürlichen orangefarbenen Lichtes, und die unbestimmten Umrisse der ziehenden Maulthiere, voran eine seltsame Gestalt in der Mönchskutte, die mit uns in einen tiefen Bogengang tauchte, der in undurchdringliche Finsterniß zu führen schien.

Morgens um sechs hielten wir an, noch im bleichen Mondenschein; man sah weder Stadt noch Dorf, nur Berge, nicht hoch, aber scharf und zerklüftet, vom Schneelicht erhellt; ringsumher schien Alles öde Wüste; ein langes, niedriges, stallartiges Gebäude lag in einiger Entfernung. Die Maulthiere wurden ausgespannt. Alles bis auf uns verließ den Wagen und wir blieben allein.

Ich dachte, es sollte umgespannt werden, und griff, da ich Hunger fühlte, nach unserm in Biarritz gefüllten Eßkorb. Bald darauf trat ein Mann an den Wagen, öffnete die

Thüre und fragte, ob wir nicht aussteigen wollten. „Nein," war meine sehr entschiedene Antwort, und ich fuhr fort zu essen. Dann erschien ein Anderer, der dieselbe Frage that, die ich wieder verneinte; es folgte ein Dritter, der sehr verwundert über unsre Lage schien; und endlich blickten wir einander an in der Meinung, daß wir uns geirrt. Der Mann zeigte nach jenem Gebäude und nannte es Fonda; wir verstanden endlich: man sollte hier frühstücken. — Aber welch ein Aufenthalt war das! Ein hölzerner Schuppen, schmutziger Fußboden, schmutzige Tische, mit Ueberresten von Speisen, Tassen, Tellern und Schüsseln besäet; ein ungewaschener Aufwärter bemühte sich, uns etwas Platz zu machen, brachte jeder ein Täßchen mit dicker brauner Flüssigkeit gefüllt, in welcher der Löffel fast aufrecht stehen konnte, und bot uns mit schmutzigen Fingern etwas Kuchen. Ich versuchte die Flüssigkeit, denn mir schwebte spanische Chocolade vor; dies war aber nur trübes Zimmetwasser, und völlig ungenießbar; ich fühlte mich auch so übel, matt und krank, daß es mir heftig widerstand. Marietta genoß etwas davon und war überhaupt weniger angegriffen als ich, deshalb aufgelegter, die fremdartige Umgebung zu beobachten. Von der Fonda wurden wir nach der Eisenbahnstation Olazo Goitia gewiesen, ein anderer ebenso schmutziger und noch öderer Schuppen, wo sich keine Bank und trotz der bitteren Kälte nicht einmal die Spur eines Feuers vorfand. Hier mußten wir zwei Stunden warten, ehe der Zug abging. Welche Wonne, sich wieder im Eisenbahnwagen zu finden! er machte uns den Eindruck eines gemüthlichen Hauses, und wir hatten ihn erst ganz für uns allein. In Victoria kam indeß eine spanische Gesellschaft mit einem englischen Freund hinzu. Hätte ich mich minder schlaftrunken und unwohl gefühlt, so wäre mir die Unterhaltung mit ihnen lieb gewesen, denn es schienen angenehme, feine und sehr höfliche Leute; nun aber sagte ich nur wenig. Bis Burgos kam mir die Gegend sehr öde vor, was vielleicht zum Theil an meinem Gefühl, zum Theil an der Jahreszeit lag, weil es ein Kornland ist, das jetzt natürlich keine Kultur zeigt, daneben aber auch wohl an der Abwesen=

heit alles dessen, was eine Landschaft freundlich macht. Die Felsen sind roth und kahl wie der Boden, und man sieht weder Dörfer noch Bäume, nirgend Abwechselung. Und dann die Kälte! wäre es damit in Madrid noch schlimmer, so weiß ich nicht, was wir machen sollten. Um zwei Uhr langten wir bei der Station Burgos an, und wußten nun nicht, wohin; in der Verwirrung ließ uns unser Spanisch im Stich, und wir mußten uns endlich der Führung eines kleinen spanischen Burschen anheimgeben, welcher etwas französisch sprach. Er befreite uns von einem Haufen schmutziger Leute, die uns umdrängten und ängsteten, und brachte uns nach der Fonda de la Norte, welches er für den besten Gasthof in Burgos ausgab; ich kann aber in dem Falle nur sagen: „Möchte ich nie den besten Gasthof in Burgos wieder erblicken!“ Indessen muß man spanische Gasthöfe so wenig als spanische Städte mit den französischen vergleichen, und Burgos sieht nach dem aus, was es ist, — eine altersschwache Stadt mit verfallenen Häusern und einem Rest matten und schwachen Lebens. Die Leute hier sind äußerst höflich, und der Aufwärter bedauerte sehr, daß ich nicht essen mochte. Wir gingen früh und vor Kälte zitternd zu Bett; unser Schlafzimmer enthielt fast gar keine Möbeln und keinen Ofen; und wie ich so wachend dalag und mich wirklich sehr unwohl, um nicht zu sagen krank fühlte, wollten mir allerlei trübe Ahnungen aufsteigen. Marietta merkte hoffentlich nicht, was mich bedrückte; sie ist den ganzen Tag sehr bekümmert über meine Abspannung gewesen; aber mitunter berührt sie die Vorstellung von „zwei schutzlosen Frauen,“ welche in diesem fremden Lande auf Abenteuer ausgehen, von der komischen Seite, und ihr Lachen steckt mich dann an. Heute Morgen sind wir Beide wohler und haben Burgos durchstreift und die berühmte Kathedrale besucht, welche mir dem spanischen Charakter entsprechend, großartig und ächt in ihrer ursprünglichen Anlage, auch für weitere Ausbildung und Ausschmückung sehr empfänglich vorgekommen; doch erscheinen die Zierrathe nur als Beigabe, nicht als ein wesentlicher Theil des Ganzen. Um drei Uhr brechen wir nach Valladolid auf. Wenn es Sommer wäre,

hätte das früh Morgens geschehen können; aber winterliche Zustände und Unwohlsein nöthigen uns, auf Vieles zu verzichten. Ich gestehe offen, mit Burgos und der Fonda de la Norte so unangenehme Empfindungen zu verbinden, daß ich mich nur sehne, fortzukommen, und es nicht beklage, Miraflores unbesucht lassen zu müssen.

Den 11. Dez. Fonda del Siglo, **Valladolid.**

Ich habe nur eben Zeit, anzumerken, daß die Luft sehr kalt, der Himmel grau und trübe ist, und wir die Sonne nicht erblickten, seit wir Spanien betreten; auch soll es hier im Winter immer so aussehen. Von drei bis sieben Uhr gefahren: die Gegend war öder als je; keine Berge, nur felsige, unfruchtbare Ebenen und schmutzige Dörfer. Zwei spanische Herren im Eisenbahnwagen, von denen der eine französisch sprach, erwiesen uns alle Höflichkeit; ich war viel wohler, und froh, Burgos entronnen zu sein; Marietta erheiterte die Nähe Madrids. Valladolid ist ein weit angenehmerer, freundlicherer Ort als Burgos, und macht in der That den Eindruck einer alten Hauptstadt. Gegen die Fonda de la Norte scheint uns der hiesige Gasthof ein Paradies.

Ich schreibe mein Tagebuch, ehe wir mit dem Nachtzug nach Madrid abreisen. Diesen Morgen haben wir die Stadt besehen, nachdem wir um eilf Uhr an der Table d'hôte unser Frühstück eingenommen. Die Gesellschaft — lauter Spanier — war weniger gemischt, als in Burgos; Manche redeten englisch. Die Spanier scheinen mir im Geschmack und Empfinden mehr den Engländern als den Franzosen verwandt; sie vergessen so wenig die französische Invasion und den ihnen von England geleisteten Beistand, als die Amerikaner den Freiheitskrieg und die Hilfeleistung der Franzosen zur Einsetzung ihrer Regierung vergessen. Dann nahmen wir die Kathedrale, das Museum und einige Kirchen in Augenschein. Die gothischen Bauwerke der Spanier sind weit ausgearbeiteter und vollendeter, als die der Franzosen oder Engländer, und wir bedauern sehr, daß man hier noch keine Photographien hat. Wundervoll ist die Holzschnitzerei,

deren Meisterwerke wir im Museum bewunderten. Man sollte meinen, die lebensgroßen angemalten Figuren müßten grotesk erscheinen, was aber nicht der Fall. Sie sind fast alle aus der heiligen Geschichte und von so ergreifender Wahrheit, daß man es kaum aushalten kann, z. B. die Passion des Herrn zu betrachten. Diese Kunst scheint Spanien eigenthümlich; auch in der Kathedrale von Burgos sahen wir dergleichen.

Wir speisen in einer Stunde und fahren um sieben Uhr fort nach Madrid.

Zehntes Kapitel.

Getäuschte Erwartung.

Den 12. Dez. Fonda Peninsulares, Madrid.

Welche Erfahrungen, fast Abenteuer zu nennen, liegen hinter uns! doch sind wir glücklich durchgekommen. Eine spanische Gesellschaft fuhr mit uns um sieben Uhr Abends von Valladolid ab; wir hatten mit den Leuten in der Mesa Redonda Bekanntschaft gemacht, und sie waren äußerst gutmüthig, artig und von feinen Manieren, — drei Damen und drei Herren. Wir bestiegen einen Waggon zusammen, und ich ließ ein kleines Fenster neben mir offen, um frische Luft zu schöpfen; die Nacht war aber bitterlich kalt, und ich fürchte, daß ich meine Unvernunft werde büßen müssen. Wir fuhren bis eilf Uhr ununterbrochen; dann hielt der Zug an einer dürftig bedeckten Station; drinnen standen etwa eilf nach Madrid bestimmte Diligencen, jede mit einem Gespann von zehn bis eilf Maulthieren. Besagte Maulthiere wurden von ihren Treibern mit den üblichen Zurufen und Ermahnungen herbeigeführt, und zwischen ihnen stürzten von einer Diligence zur andern die dem Eisenbahnwagen

entstiegenen Reisenden, bis auf einige wenige, welche der schmutzigen Fonda zustrebten. Die Dunkelheit der Nacht, nur unterbrochen von dem grellen Schein der Stationslichter, das Geschrei der Maulthiertreiber, das Trampeln der Maulthiere, die Ausrufungen der Reisenden und das Drängen roher Landleute und Eisenbahnbeamten, darunter einzelne spanische oder französische Herren und Damen, — das Alles wirkte völlig betäubend. Wir wußten durchaus nicht, was wir thun, noch wohin wir uns wenden sollten. Unsre spanischen Freunde hatten wir im Gedränge verloren, und unser geringer Vorrath an Sprachkenntniß ließ uns beinahe ganz im Stich; wo sollten wir unsre Diligence finden? Wir hatten Billette bis Madrid und waren angewiesen, eine gewisse Diligencia de la Norte y Mediodia zu besteigen. Niemand wollte aber den Namen kennen. Wir zeigten unsre Bilette, baten um Hilfe, doch Jeder, den wir anredeten, schüttelte den Kopf und wußte von nichts. Währenddeß fuhren die Diligencen eine nach der andern ab und wir mußten erwarten, bald der Einsamkeit und der Villalba-Station überlassen zu bleiben! Verzweifelnd eilten wir der Fonda zu; halb verhungert, sehr frostig und ein wenig erschrocken trafen wir dort ein. Zwei Herren saßen am Tische, den Rücken uns zugewandt, und sprachen mit einem spanischen Courier; sie sahen aus wie Engländer und mich belebte neue Hoffnung; ich faßte mir gerade ein Herz, sie anzureden, da wandte der Eine sich um, und zu meiner unbeschreiblichen Freude erblickte ich Herrn Neville. Sein Gefährte war Heinrich Anson. Ich weiß wirklich nicht, was ich sagte, aber Marietta schrie fast auf vor Entzücken. Ich brauche nicht zu beschreiben, wie herzlich und zutraulich wir uns begrüßten, und wie sehr beide Herren in unsre Lage eingingen und sich zu jeder Hilfeleistung bereit erklärten. Doch störte Eins unsre Freude: sie hatten auch ein Anschlußbillet und konnten auch nur eine bestimmte Diligence benutzen, welche leider nicht die unsrige war. Der Kourier wurde abgeschickt, sich nach der Norte y Mediodia zu erkundigen, und brachte die betrübende Nachricht zurück, er könne sie nicht finden, und die Herren müßten sich beeilen,

ihren eignen Wagen zu besteigen, der gerade abfahren wolle, wobei er noch zu unsrer Aufmunterung hinzufügte, wir würden wohl thun, uns vorzusehen, da diese spanischen Diligence-Konducteurs uns eben so gern zurücklassen, als mitnehmen dürften. Herr Neville zögerte, und wäre vermuthlich auch geblieben, ohne uns freilich dadurch helfen zu können; während wir aber noch vor der Fonda zusammenstanden, kamen unsre spanischen Eisenbahngefährten ganz ruhig, kühl und befriedigt herbei und erklärten: wir sollten uns keine Sorge machen; sie befänden sich in derselben Lage wie wir. Jetzt sei allerdings keine Diligence zu haben, doch würde es in wenig Augenblicken der Fall sein. Diese Versicherung mußte Herrn Neville und Heinrich Anson genügen. Ihr Kourier trieb sie fort, und sie erwähnten nur noch scheidend, daß sie in der Fonda Peninsulares einzukehren gedächten, und wir sie unsern Aufenthalt wissen lassen möchten. Dann fuhr die letzte Diligence ab, und trotz der Erklärung unsrer Freunde empfand ich einiges Unbehagen. Nach wenigen Minuten kam indeß ein großer Fahrkasten angerumpelt; Marietta und ich stiegen in's Coupé zu einem dicken spanischen Herrn; unsre Freunde setzten sich in's Innerste und so fuhren wir ab. Es war eine Wiederholung der Nacht von St. Sebastian, nur mit dem Unterschied, daß die eilf Diligencen um die Wette fuhren; in immer gleicher Schnelligkeit jagten wir durch Nacht und Dunkel bis an die Sierra Guadarama, welche natürlich langsamer erklommen wurde; oben angekommen, gings aber in beängstender Hast wieder hinab. Der Mond stand am Himmel, doch sein Licht erhellte nur die Abhänge zur Seite des Weges. Ich versuchte zu schlafen; die Rückwand des Coupé's ließ sich jedoch öffnen und schließen, und der Riemen war lose, so daß ich, jeden Haltes entbehrend, hin und her schwankte, nickte, beständig erwachte und einigen zwischen Marietta und unserm spanischen Mitreisenden gewechselten Worten die Vermuthung entnahm, daß wir umwerfen würden.

Wir warfen aber nicht um, sondern erreichten den Ort unserer Bestimmung, eine breite, von kahlen zackigen Bergen umgebene, mit Schnee bedeckte, im Mondlicht glitzernde

Ebene. Die Thür der Diligence wurde geöffnet, und man lud uns ein, auszusteigen. Ich sah nirgend ein Gebäude, und der Wind wehte schneidend; eben vom Schlaf erwacht und unvorbereitet auf diese plötzliche Stockung, verlor ich meine Handschuhe und meinen Schleier — letzteres ein nicht zu ersetzender Schade; sie mußten in der Diligence geblieben sein. Der Konducteur entzündete ruhig ein kleines Licht, und begann, das Coupé zu durchsuchen, während Marietta wie eine Märtyrerin daneben stand. Ich fühlte mich recht schuldig, und der Wind drang mir bis in's Mark; zufällig fuhr ich mit der Hand in die Tasche, — da war der Schleier! Daß Marietta ruhig blieb und mir keine Vorwürfe machte, betrachte ich als das höchste Beispiel von Selbstbeherrschung, das mir je vorgekommen. Nun hoben wir wieder den Kopf. Die Eisenbahnstation war wirklich vorhanden, sammt dem Erfrischungszimmer, — ich hatte sie nur nicht erblickt. Marietta, ein wahrer Engel christlicher Barmherzigkeit, vergaß meine Missethaten und brachte mir eine Tasse Kaffe. Um sechs Uhr saßen wir wieder im Wagen auf der Fahrt nach Madrid. Marietta befand sich in großer Aufregung; die Strapazen und Beschwerden der Reise hatten uns fast ihren Zweck vergessen lassen; aber nun kehrte uns Beiden die Ueberlegung zurück. Marietta dachte des Bevorstehenden mit einem Gemisch von Sorge und Interesse; aber der offene Sinn der Jugend läßt sie an allem Neuen Geschmack finden. Meine Gedanken wandten sich unsrer Begegnung mit Herrn Neville und Heinrich Anson zu, welche mich zuerst mit ungemischtem Vergnügen erfüllt hatte, von der ich aber bei näherer Betrachtung Manches befürchten mußte. Um nichts in der Welt möchte ich Marietta und den jungen Anson zusammenbringen; aber wie läßt sich das unter so besonderen Umständen vermeiden? Jedenfalls freute es mich, daß wir in verschiedenen Gasthöfen logiren würden. Frau von Randolph sollte in der Embajadores wohnen, und dahin strebten wir natürlich auch. Sonst konnte ich nichts thun, und mußte den Begebenheiten ihren Lauf lassen. Wir fuhren durch eine kahle, öde, wilde Gegend, lauter Gestein und Unterholz; schneebedeckte Hügel

lagen in der Ferne; aber das hohe Tafelland um Madrid raubt den Bergen der Guadarrama-Kette alle Erhabenheit; dennoch ist der Anblick ein denkwürdiger und in gewisser Hinsicht sehr schöner. Jenseits der Guadarrama hatten wir bis dahin nur einen kalten grauen Himmel, kälter und grauer sogar als der englische, gesehen; nun zeigte er sich ganz wolkenlos, ohne allen Dunst oder Nebel; aber mit der Morgendämmerung färbte er sich hellgelb wie flüssiges Gold, welches allmählig in ein dunkles Blau zerfloß, während sich darunter die weite abhängige gelbe Ebene, unterbrochen durch Fels und beschattet von dunklem Unterholz hinzog. Diese eigenthümliche Färbung hat mir einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, wie ihn wirklich schöne Gegenden nicht hervorbringen dürften. In der Nähe Madrids erschienen einige Bäume und Gärten; aber sonst liegt die Stadt in einer Wüste, und fällt anfänglich dem Beschauer nur dadurch auf.

Todtmüde kamen wir bei der Station an, aber die Aufregung gab uns Kräfte. Eine Diligence erwartete die Reisenden, und wir wollten uns Plätze darin nehmen, sollten aber nicht so leicht davonkommen. Dieser Wagen gehörte auch zur „Anschlußbeförderung," das heißt, er durfte sich nur dem Gesetze gemäß bewegen, und das Gesetz verordnete, daß wir unser Gepäck zurücklassen mußten, und kein Recht auf einen Platz in der Diligence beanspruchen konnten, bis dasselbe nachgekommen sein würde. Unsre Frage nach dem Grund dieser seltsamen Einrichtung brachte uns die Belehrung: das Gepäck, welches aus der weitesten Entfernung komme, habe den Vorrang; Reisende aus Bayonne waren zuerst gekommen und wurden zuerst bedient; wir, die nur von Valladolid kamen, mußten uns noch gedulden, und da dieser eine Zug nicht alles Gepäck hatte aufnehmen können, sollte das unsrige erst um eilf Uhr Nachts folgen, und wir so lange an der Station warten.

Ich hätte mich vermuthlich dieser lästigen Anordnung gefügt, aber Marietta ließ mir keine Ruhe, und es gelang endlich unsern Bitten und Vorstellungen, die harten Herzen der Bediensteten zu erweichen. Wir bekamen Plätze im

Wagen und unser Gepäck sollte uns nachgeschickt werden. Damit schien aller Noth ein Ende gemacht. Wir fuhren durch Hinterstraßen nach dem Embajadores, einem großen, äußerlich sehr stattlichen Hôtel.

Unsre erste Frage war: „Logieren hier englische Damen?“

Und die Antwort lautete: „Nein.“

„Sind hier kürzlich welche gewesen?“

„Ja, zwei oder drei.“

„Wo befinden sich die nun?“

Man wisse es nicht.

„War eine Kranke dabei?“

„Ja.“

Aber wohin mag die gekommen sein? Sie müßten das doch wissen! Wohin sollten die Briefe geschickt werden?

Der Mann, dem ich die Frage vorlegte, eilte in's Haus und holte den Hôtelbesitzer, einen höflichen Mann, der zu meiner größten Erleichterung französisch sprach.

„Eine kranke englische Dame?“ Ja, sie war hier im Hause gewesen, aber mit ihrer Jungfer vor drei Tagen nach Valencia abgereist, weil sie das Klima in Madrid zu rauh gefunden, und der Arzt ihr ein südlicheres empfohlen. Sie sei ihm sehr krank erschienen, und habe nach der Fonda del Cid gewollt.

Marietta blickte mich mit Bestürzung an; ich glaube, das arme Kind sah ein, daß sie dieses abenteuerliche Unternehmen zu dringlich und ungeduldig betrieben. Ich wollte sie meinen Verdruß nicht merken lassen, und fragte nur, ob wir hier Zimmer bekommen könnten.

„Ja, gewiß!“ war die Antwort; und man führte uns eine breite, nicht sehr reinliche Treppe hinan, durch verschiedene Vorplätze in ein kleines, niedriges, dürftig möblirtes Gemach ohne Ofen.

Ich fragte, ob das Alles sei, was sie uns zu bieten hätten, und die Antwort lautete: „Ja, das Hôtel sei ganz gefüllt; doch würden wir uns hier gut befinden, denn das Zimmer läge nach der Morgensonne.“

Das in Madrid! einer Stadt mit dem kältesten Winterklima von Europa, auf einem Tafelland erbaut, welches mehr als zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel liegt! Wir lehnten das lockende Anerbieten ab und fuhren nach dem Principes: auch hier war Alles voll. Es blieb nur die Peninsulares von den uns empfohlenen Gasthöfen übrig, und sehr ungern wies ich den Commissionär, der uns begleitete (denn vom Diligencenbureau gingen wir zu Fuß) an, uns dorthin zu bringen.

Wir betraten die Calle de Alcala, eine breite, schöne Straße, von Bäumen eingefaßt, welche durch einen steinernen Thorweg in den Prado führt. Die Peninsulares liegt am äußersten Ende und erscheint von Außen stattlich genug; aber innerlich macht wieder Alles einen unsaubern, unordentlichen Eindruck. Ursprünglich wohl ein Edelmannshaus, erinnert jetzt der Eingang zugleich an den Palast und den Stall. Wir fanden indeß Zimmer, freilich nur im Entresol; sie sind niedrig und dunkel, aber wir brauchen doch nicht im Schlafzimmer zu wohnen, sondern haben einen kleinen Salon mit großem Kamin, und daranstoßend die Schlafstube mit zwei Alkovenbetten. Leider giebt es hier keine weiblichen Dienstboten; aber der Aufwärter spricht französisch. Wir bestellten das Frühstück, schickten nach einer Wäscherin, packten das Wenige aus, dessen wir bedurften, und suchten uns mit Einem Wort häuslich einzurichten, was auch so ziemlich gelang, obgleich die bräunlichen Wände und das dunkle, dürftige Mobiliar der Eigenthümlichkeit ermangelten, die uns in Valladolid anzog. Aber Spanien ist hundert Jahre hinter Frankreich, und Madrid gewiß zweihundert hinter Paris in wirklich behaglichen Einrichtungen zurückgeblieben. Nach dem Frühstück legten wir uns zum Schlafen nieder; dann nahmen wir einen Lohndiener und gingen nach der Post, fanden aber keine Briefe vor. Eigentlich konnte ich auch nicht erwarten, aus England zu hören, da ich Frau von Bradschau gebeten, ihre Briefe an Ina zu richten, in deren Hände sie sicherer gelangen mußten, als in die unsrigen. Wir durchstreiften nun noch einige Straßen, und kehrten in unser Hôtel zurück. Der erste Eindruck von Madrid ist

glänzend; vorzüglich fielen mir heute die Vollendung des Baustyls der Häuser, in Vergleich zu den Städten des Südens, die schönen Trachten der Frauen und die stattlichen Wagen und Maulthiere auf. Damenhüte werden leider Mode, aber man sieht doch noch viel die schwarze Spitzenmantille, welche sehr malerisch ist, obgleich sie den Kopf wenig schützt.

Es thut zwar gut, seine Gedanken zu zerstreuen; aber ich sehne mich nach Ruhe und Stille, wozu noch wenig Aussicht vorhanden. Wir müssen nach Valencia schreiben und vermuthlich dahin reisen. So weit gelangt, wäre es thöricht, umzukehren, doch wächst mir die Sache fast über den Kopf. Bisher haben wir noch nichts von Herrn Neville und Heinrich Anson erblickt, treffen sie aber vermuthlich an der Table d'hôte.

Eilftes Kapitel.

Mißverständnisse.

Donnerstag, den 16. Dez.

Noch immer in Madrid. Die Zeit verstreicht, und ich kann nur Thatsachen melden, die aber auch nicht uninteressant sind. Marietta schrieb am Sonnabend nach Valencia, und bekam heute eine Antwort von der Jungfer ihrer Tante, da sie selbst zu krank zum Schreiben ist. Frau von Randolph sehnt sich, Marietta zu sehen, wünscht aber aus verschiedenen Gründen, daß sie noch einige Tage fortbleibe; die Jungfer würde bald wieder schreiben. Sie ständen gerade im Begriff, nach der Fonda de Paris überzusiedeln; der Zustand der Kranken sei äußerst bedenklich und jede Aufregung schädlich. Ein wunderlicher Bescheid! Wir müssen aber Ferneres abwarten. Während dessen will ich mich mit Herrn Neville

berathen, der seltsamerweise in diese Geschichte verwickelt scheint. Wir trafen uns den ersten Tag, wie ich erwartet, an der Table d'hôte zu gegenseitiger Freude, und ich suchte die Klatschereien von Dernham zu vergessen. Ich weiß auch nicht, was wir ohne männlichen Schutz begonnen hätten, denn wir waren die einzigen Damen am Tisch, und der Ton der anwesenden Männer (ich mag sie wirklich nicht Herren nennen) ganz unleidlich, mehr als roh und gemein. Es schienen keine Reisende, sondern französische, spanische und englische Geschäftsleute zu sein; alle drei Sprachen schwirrten durch einander, aber einige Worte, die an mein Ohr schlugen, empörten mich dergestalt, daß ich mich freute, als sie ganz in's Spanische übergingen. Sie beachteten uns auch weiter nicht, und wir bildeten eine gemüthliche kleine Gesellschaft für uns. Ich suchte den jungen Anson in's Gespräch zu ziehen, und Herr Neville dankte mir das offenbar; doch war er selbst zerstreut und wußte Marietta nicht viel zu sagen, bis wir ohne alle Absicht in den verkehrten Zug kamen. Anson fesselte Marietta's Aufmerksamkeit und die alte Anziehungskraft schien sich auf's Neue geltend zu machen. Herr Neville aber sprach von Vielem, was mich interessirte und erst allmählig zum Vorschein kam. Er sucht Johann Penryn, oder folgt ihm vielmehr, in der Hoffnung, ihn mit nach England zurückzubringen, wobei er auf die Gefahren schlechter Gesellschaft und den Eigenwillen junger Leute anspielte. Ich gedachte bei diesen Aeußerungen sogleich des Barons van Bronnen, berichtete Herrn Neville, was mir in Biarritz darüber zu Ohren gekommen, und wir wurden ganz vertraulich mit einander. Unsere beiden Freunde sind schon auf dem Wege nach England gewesen, als ein Brief jenes alten Onkels und Vormunds der Familie, Herrn Neville überzeugte, daß es wichtig sei, Johann Penryn sofort aufzusuchen. Deshalb wandte er sich südwärts, und ist jetzt auf dem Wege nach Cordova und Sevilla, welche Richtung der junge Penryn genommen haben soll. Wenn er ihn gefunden, denkt er über Cadix und Gibraltar nach England zurückzukehren. Ich fragte, ob Heinrich Anson ihn begleiten würde? Die Antwort lautete

ungewiß: „Das hänge von Umständen ab.“ Wir sprachen über Johann Penryn, und ich erwähnte, daß er mich ungemein angezogen; Herr Neville fand das begreiflich, und fügte hinzu, er sei daneben sehr begabt. Dafür galt aber sein Vater auch, und ich hätte gern ein bestimmteres Urtheil über ihn gehört, was jedoch nicht erfolgte. Er sei ein Mensch von den edelsten Grundsätzen, aber zu abhängig von Impulsen, zu hastig und unbesonnen, — so schildert ihn Herr Neville. Dieser selbst ist gewiß immer besonnen und deshalb vielleicht ein strenger Richter. Doch merke ich ihm die Sorge um seinen jungen Vetter an.

Nach dieser Begegnung konnten wir unmöglich von einander geschieden bleiben. Wir besuchten ja dieselben Orte, sahen dieselben Sehenswürdigkeiten, und selbst das Bestreben, sich zu meiden (ich nahm in der That einigemal solchen tugendhaften Anlauf), wäre vergeblich gewesen. Sonnabend und heute waren wir im Museum. Herr Neville hat viel Kunstsinn, und erregte Anfangs Heinrich Anson's Eifersucht, weil er Marietta zu seinen Lieblingsbildern führte und dieselben mit ihr besprach. Fast eine Viertelstunde hielten sie sich vor dem berühmten Velasquez im Isabellensaal auf; ich mußte Marietta betrachten, welche ganz entzückt, mit glänzenden Augen und sanft gerötheten Wangen dastand und schüchtern Herrn Neville's Worten lauschte oder selbst eine Bemerkung wagte; sie war wirklich auffallend schön. Herr Neville besitzt einen sehr entschiedenen Geschmack und hält sich für einen Kunstkenner, weshalb er mit jungen Mädchen leicht in herablassendem Tone redet, was Marietta ein wenig zu ärgern schien. Er kritisirte den Velasquez und nannte das Colorit ein kaltes, vielleicht mit Recht. Marietta suchte ihre Bewunderung schüchtern zu rechtfertigen, aber er lächelte in seiner etwas satirischen Weise, und wandte sich ab, als verlohne es nicht der Mühe, mit Jemandem über Malerei zu reden, der so wenig davon verstände. Marietta kam wieder zu mir, Heinrich Anson schloß sich uns an, und wir durchstreiften die Gallerie mit einander, bewunderten was uns gefiel, und waren froh, keine Gründe dafür angeben zu dürfen. Jedermann hat seine schwache

Seite; Herrn Neville's Schwäche scheint mir der Kunst-Dilettantismus zu sein. Er hat sonst nichts Eingebildetes, und ist von Natur äußerst höflich; aber im Punkt der Bilder kann man ihn einen vollkommenen Selbstherrscher nennen. Marietta wich ihm den ganzen Morgen aus, was mir leid that. Er bemerkte es gewiß und errieth doch schwerlich den Grund.

Madrid erscheint mir jeden Tag glänzender. Der Himmel ist noch immer wolkenlos, und die Sonne mitten am Tage sehr mächtig, doch gegen Abend wird es bitterlich kalt, und ich habe mir eine Erkältung zugezogen, erst auf der Nachtreise, und dann als wir in der Straße still standen, um die Königin auf ihrem Wege zum Infanten Don Sebastian zu betrachten; sie fuhr in einem von acht weißen Maulthieren gezogenen Wagen; ein Trupp Kürassiere und andere Wagen bildeten das Gefolge. Der König saß neben ihr. Sie ist sehr beleibt, häßlich, fast gemein aussehend, und die wundervolle purpurfarbene Sammetmantille so wenig, als der weiße Hut vermochten ihre Erscheinung zu heben. Der König an ihrer Seite machte durchaus keinen männlichen Eindruck; auch zeigte sich im Volk keine Spur von Enthusiasmus. „Es la regna“ hörte ich Jemanden ziemlich geringschätzend sagen, als ob dieser Anblick für Niemanden Werth haben könne.

Der Sonntag verstrich ruhig; leider fand in der Gesandtschaftskapelle kein Gottesdienst statt, weil der Kaplan nach England gereist war. Marietta und ich lasen erst mit einander, dann besahen wir einige Kirchen, und wanderten durch die Gärten von Buen Retiro, die sehr hübsch und groß sind, und wo wir ein starkes Gedränge, namentlich auch von geputzten Kindern fanden. Heimkehrend begegneten wir einer Volksmasse, die von einem Stiergefecht zurückkam. Das ist ein spanischer Sonntag. Die beiden Herren verlebten den größten Theil des Tages mit uns, und besuchten das Stiergefecht nicht. Gestern nahmen wir dann das Escurial in Augenschein.

Herr Neville schien bis dahin eben so unentschlossen hinsichtlich der nächsten Zukunft als wir. Bis gestern war

von einer Trennung beider Herren wenigstens nicht die Rede, und Herr Neville schlug sogar vor, mir seinen Kourier zu überlassen, der sonst Heinrich Anson zurückbegleitet hätte; nun ist es aber anders gekommen.

Um sieben Uhr am kalten, dunkeln Morgen brachen wir nach dem Escurial auf, und ich fühlte mich recht elend, da ich wenig geschlafen und meine Stimme fast gänzlich verloren hatte; der Fremdenführer bedroht alle Besucher Madrids mit Bronchitis, was mich einigermaßen ängstigte; und nur die Unmöglichkeit, Marietta allein hingehen zu lassen, bewog mich, die Partie mitzumachen. Sie bat mich zwar, das Unternehmen aufzugeben; ich bin aber von Natur kräftig und wollte das Escurial auch wirklich gerne sehen; wir fuhren also ab. Die Eisenbahn brachte uns bis dicht vor ein elendes Dorf, welches dem Palast so nahe liegt, daß die Hütten dazu gehörig scheinen. Ich bekenne offen, daß der erste Eindruck, welchen das Escurial auf mich machte, ein niederschlagender war. Es sieht aus wie ein großes Hospital, das am äußersten Ende einer steinigten Wüste unter dem Schutz einiger elender Hügel liegt. Freilich war ich gerade damals frostig, müde und krank, nebenher auch ziemlich unruhig, da Marietta und Heinrich Anson seit dem Sonnabend offenbar große Fortschritte in der Vertraulichkeit gemacht hatten. Sie hegt ohne Zweifel ein Vorurtheil gegen Herrn Neville, den sie nie nach Gebühr würdigte und seit jenem Besuch des Museums entschieden meidet. Dabei ist sie nie auf ihrer Hut, äußert ihre Gedanken und Gefühle ganz offen, und thut was ihr gerade einfällt; da sie nun offenbar den jungen Gefährten, mit welchem sie frei verkehren kann, dem älteren, der ihr einen gewissen Zwang auferlegt, vorzieht, so hat sie (oft unwillkürlich) Heinrich Anson merken lassen, daß sie lieber mit ihm sein mag, und die Wirkung tritt deutlich hervor. Bei dieser Partie nach dem Escurial schien Anson es als Selbstverstand zu betrachten, daß Marietta mit ihm gehen, neben ihm sitzen, überhaupt ihm gehören müsse, und ich ärgerte mich ein wenig über sie. Nicht daß sie ihn gerade dazu ermuthigt hätte, aber ihr Wunsch, Herrn Neville auszuweichen, machte sie freundlicher

gegen den Andern, als mir weise schien. Wir betraten die Fonda, bestellten hier ein Frühstück, und gingen, während es bereitet wurde, mit einem Führer nach dem Escurial. Das Gebäude ist abschreckend von außen, und der ganze Platz macht einen öden, verwitterten Eindruck: die großen Höfe sind so still, die mächtigen Thore so kalt und weiß, keineswegs grau und finster; die weiße Farbe hat nichts Poetisches. Unpoetisch erscheint mir das ganze Escurial, abgesehen von seiner Lage. Die ist wirklich großartig, — zu den Füßen der Guadarrama-Bergkette mit dem Blick über die wüste Ebene bis hin nach Madrid. Aber außer der Peterskirche hat mir nichts einen solchen Eindruck gemacht, als die Kirche des Escurial, und doch lassen beide sich durchaus nicht vergleichen. Die Peterskirche wirkt überwältigend durch ihren Umfang, ist aber von heller, glänzender Färbung, und ihre Größe wächst erst bei näherer Betrachtung. Die Kirche des Escurial ist völlig einfach, aber von ergreifender Feierlichkeit und durchweg düsterem Ton. Der Blick umfaßt sofort die riesigen granitenen Pfeiler, die Säulen von Jaspis und die dunkeln Marmorwände, nur durch massive Vergoldung erhellt. Das Auge wird nirgend abgezogen, und das erste Gefühl des Beschauers ist athemlose, ehrfürchtige Scheu vor diesem wahrhaft königlichen Bau. Ich ging einsam abseits, — und das thaten wir Alle, denn die feierlich ernste Stimmung kam gerade hier sehr erwünscht, und wir vergaßen uns gerne eine Zeitlang selber. Aus der Kirche stiegen wir in die Krypte hinab. Die Wände der Treppe, welche in das große achteckige Gewölbe führt, wie dieses selbst, sind mit Porphyr und Jaspis gedeckt. An den Seiten des Gewölbes liegen in schwarzmarmornen Sarkophagen die Körper der spanischen Herrscher, von Karl V. an; leere Nischen harren noch ihrer Nachfolger. Hier ruhen nur Könige und deren Mütter; die sonstigen Glieder der königlichen Familie sind in benachbarten Katakomben begraben. Man erblickt nirgend ein Symbol christlicher Hoffnung oder christlichen Glaubens; es könnte eine heidnische Gruft sein, und das wirkt vielleicht um so ergreifender; mir drängte sich besonders die Vorstellung des

Wirklichen, Wesenhaften der Vergangenheit auf. In jenem Marmorsarkophag lag wirklich der Körper des mächtigen Karl V.! Es war fast, als sei er wieder lebendig geworden und stehe leibhaftig vor mir. Wir sprachen dort unten Alle kein Wort, und hinterher schmiegte Marietta sich an mich mit der Aeußerung: „Solch ein Anblick ist wirksamer, als viele Predigten.“

Nach dem Frühstück erholten wir uns indeß — nur Herr Neville nicht; der Geist des finstern Palastes schien sich seiner bemächtigt zu haben, und er äußerte nichts, weder Bewunderung noch Tadel, als wir darauf die königlichen Gemächer des Schlosses in Augenschein nahmen. Diese sind sehr klein und zeichnen sich nur durch ihre geschmackvolle Einrichtung aus, besonders was die Zusammenstellung der Farben betrifft. Die Arabeskenmalerei und Holzarbeiten, sowie die schwer seidenen Vorhänge sind schön, der Totaleindruck ist jedoch ein wunderbar einfacher. Ich glaubte, das müsse Herrn Neville zusagen; er war indeß zum Widerspruch geneigt, und bemerkte nur, die Bilder seien abscheulich. König Philipp's Gemächer sind auffallend klein; das Empfangzimmer dürfte kaum dreißig Personen fassen, und dahinter liegt ein völlig dunkles kleines Kabinet, welches in das gleichfalls ganz kleine Schlafzimmer führt; man gelangt von hier durch einen winzigen Raum in die Kirche, wo Philipp die Messe hörte und wohin er sich sterbend bringen ließ. Wenn man dort steht und die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleicht, fühlt man sich seltsam bewegt: die Geschichte hört auf, Geschichte zu sein, und wird zur Biographie, diesen ihren großen Trägern gegenüber, und das zieht die Gedanken in eine höhere Welt empor. Aus dem Oratorium gingen wir in das Gemach, wo Philipp zu arbeiten und an dem Gewebe der europäischen Politik zu wirken pflegte. Man sieht noch den Stuhl, auf welchem er saß, das Pult, an dem er schrieb, den Schemel, auf welchem seine Füße geruht, derselbe, glaub' ich, den Karl V. im Kloster von St. Just benutzt hat. Ich wäre hier gern mit meinen Gedanken allein und der Andern ledig gewesen, denn sie empfanden nicht mit mir. Anson behauptet, die

Geschichte zu hassen und nur für Wissenschaften Sinn zu haben; Herr Neville, sonst ein großer Freund der Geschichte, war zu verdrießlich, das jetzt zu zeigen oder überhaupt für Todte oder Lebende Theilnahme an den Tag zu legen, und Marietta beklagte, wie immer, ihre große Unwissenheit, das Ergebniß einer vernachlässigten, regellosen Erziehung. Durch ihr Leben im Ausland hat sie sich einige fremde Sprachen vollständig angeeignet und besitzt damit einen Schlüssel zur Schatzkammer des Wissens, kennt jedoch von dem Inhalt dieser Schatzkammer wenig oder nichts. Das Reisen mit ihr hat mich erst den Unterricht würdigen lassen, den ich meinen eignen Kindern ertheilen durfte. Mit welchem Entzücken hätte meine geliebte Cecilie die Eindrücke dieser Reise in sich aufgenommen! Aber wozu die Klage? Was wissen wir, das sie nicht wüßte, und was weiß sie nicht, das sich unsern Augen entzieht? Vor einem Monat aber weilte sie noch unter uns! Daran muß ich nicht denken!

Wir durchstreiften dann die Gärten und wünschten uns den Sommer herbei. Sie sind großartig, regelrecht und wenig anziehend für ein englisches Auge, mit breiten Terrassen und geraden Wegen, zwischen Wiesen und Springbrunnen; und nur die prächtige Oede der Wüste rings umher in ihrer steiniggelben Färbung und dem purpurnen Schleier der Ferne läßt sie minder häßlich erscheinen. Wieder gingen Anson und Marietta zusammen, da Herr Neville sich abgesondert hielt, und ich ihn doch nicht allein lassen konnte. Auf dem Rückwege nach der Eisenbahnstation sagte er mir ernst: „Werden Sie mit den Folgen des heutigen Tages zufrieden sein, Frau von Anstruther?"

Ich verstand ihn sogleich und erwiederte: „Die Frage ist, ob die Baronin Anson damit zufrieden sein wird."

„Ich fürchte, nein," war die Antwort; „wenigstens deutete sie mir das an, ehe wir England verließen, obgleich ich damals noch keine Gefahr sah."

„Wirklich nicht? Heinrich Anson's Neigung war doch in Dernham seit Monaten Tagesgespräch."

„Aber sein Gefühl wurde damals nicht erwiedert; jetzt

scheint mir das unzweifelhaft;“ er lachte. Dieses Lachen widerstand mir, — es klang so kalt und hart.

„Ich weiß in der That nicht, was wir machen sollen,“ erwiederte ich. „Weder Sie noch ich können uns da einmischen. Obwohl Marietta's Freundin und Beschützerin, bin ich doch nicht ihre Mutter, und habe keine eigentliche Gewalt über sie, vermöchte ihr nur zu rathen. Und was kann ich rathen? Sie thut und sagt nichts Unrechtes.“

„Gewiß nicht! O nein! Fräulein Randolph ist stets beflissen, sich tadellos zu benehmen.“

„Aber was meinen Sie nur?“ sagte ich. „Sie können doch unmöglich glauben, daß Marietta den jungen Anson ungebührlich ermuthigen wolle?“

„O nein; weshalb sollte das ungebührlich sein? Ich begreife selber nicht, was die Baronin gegen sie einzuwenden hat.“

Sein Ton reizte mich unbeschreiblich; es wunderte mich, daß ich ihn je hatte ertragen können. „Ich wollte, Heinrich Anson kehrte nach England zurück!“ rief ich aus.

„In der That?“ Er sprach eifrig, fügte aber gleich hinzu: „Ich bin zweifelhaft, ob das viel helfen würde.“

„Ich wünsche es von Herzen,“ wiederholte ich; „ginge er doch schon morgen! Gern würde ich selbst Madrid verlassen, um sie nur zu trennen.“

„Ich sehe wohl,“ sagte er, „Sie empfinden die Gefahr.“

„Ja, aber erst seit heute. Früher glaubte ich, Marietta mache sich nichts aus ihm.“

„Und jetzt glauben Sie das Gegentheil?“

„Ich glaube, daß sie für seine Aufmerksamkeiten empfänglich ist; nichts weiter.“

Herr Neville schwieg. Wir hatten die Station erreicht, und warteten auf den Zug. Ich ließ Marietta sich in's Wartezimmer setzen, und es blieb keine Gelegenheit zu fernerem Gespräch, bis wir Madrid erreichten. Da die Stunde der Table d'hôte längst vorüber, hatten wir beschlossen, gemeinschaftlich zu speisen, und das ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Der junge Anson war äußerst munter bei

Tische; das ärgerte mich. Ich redete wenig, und Marietta führte die Unterhaltung, was mich noch mehr verstimmte. Herr Neville seinerseits sprach nicht und aß nicht, heftige Kopfschmerzen vorschützend.

Gleich nach dem Essen zogen wir uns in unsere Zimmer zurück. Ich konnte mich nicht länger beherrschen, und als Marietta sich vor dem Feuer niederließ, begann ich, unvorsichtig genug: „Marietta, mein Kind, nimm's mir nicht übel; du mußt aber wirklich mehr auf deiner Hut sein.“ Wenn der Himmel eingestürzt wäre, hätte sie nicht erschrockener aussehen können.

„Was? — Wie? — Liebste Frau von Anstruther, wie meinen Sie das?“

„Heinrich Anson muß glauben, daß er dir nicht gleichgültig ist, wenn du ihn in dieser Weise ermuthigst.“

„Ihn ermuthigen? Ich verstehe nicht. Was habe ich gethan?“

„Nichts, als gesprochen; aber, du begreifst, ich wünsche nicht, daß man Bemerkungen darüber mache.“

Ihre Wangen färbten sich, und sie erwiderte: „Herr Neville steckt dahinter; Sie brauchen mir das nicht zu sagen. Sie hätten mir nie mißtraut.“

„Von Mißtrauen kann hier gar keine Rede sein, liebes Kind, sondern von Thatsachen. Wenn dein Benehmen zu frei ist —“

Sie fiel mir ins Wort: „Zu frei! Sagte Herr Neville das? Er ist grausam, — grausam!“ Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und murmelte nochmals: „Grausam!“

„Liebste Marietta,“ sagte ich, „das ist unvernünftig. Ich könnte dich ja niemals warnen, wenn du meine Worte so aufnehmen und dermaßen übertreiben wolltest. Herr Neville hat so wenig behauptet, du seiest zu frei, als ich. Wir sagen nur Beide, daß, falls du mit Heinrich Anson in dieser Weise lachst und schwatzest, — (ich zögerte, denn ich fühlte bestimmt, sie würde mich mißverstehen, fuhr aber dann fort) ich meine, wenn du weißt (und du mußt es wissen), daß er dich gern hat, so wäre es besser, — falls du das Gefühl nicht erwiederst,

und selbst dann, — da Herr Neville erklärt, daß die Baronin — (wie sollte ich mich nur ausdrücken?) es nicht gut heißt, — es mißbilligt —" Hier blieb ich völlig stecken, und wünschte von Herzen, niemals angefangen zu haben.

Ihr italienischer Stolz kam Marietta zu Hilfe, wie meine englische Schwerfälligkeit mich in Verlegenheit gebracht hatte. Sie erhob sich und sprach: „Ich verstehe völlig. Sie reden im Auftrag Herrn Neville's; ich bin ihm sehr verbunden. Bitte sagen Sie ihm das, — er braucht sich durchaus keine Sorge zu machen, — ich werde künftig mehr auf meiner Hut sein." Sie hielt inne und eilte dann fort in das andere Zimmer; hier ließ ich sie fast eine Stunde allein. Als ich ihr dann nachging, fand ich sie neben ihrem Bette sitzend, noch unausgezogen und scheinbar sehr traurig. Ich trat zu ihr und küßte sie zärtlich. Sie umfaßte mich und sagte: „Sie denken nicht so von mir — wie er?"

„Liebling," erwiderte ich, „du thust Herrn Neville großes Unrecht; aber wir wollen heut' Abend nicht mehr von ihm reden."

„Ich wünsche seinen Namen nie wieder zu hören," rief sie aus. „Aber ich wollte, er wüßte, — ja, ich möchte ihm sagen —" Sie hielt plötzlich inne und brach in Thränen aus.

Ich strebte nur sie zu beruhigen, versichernd, daß Niemand etwas gesagt oder gedacht, was ihr nur den mindesten Grund geben könne, sich zu grämen. Sie hörte mir zu, aber meine Worte schienen nicht den geringsten Eindruck auf sie zu machen, und ganz erschöpft mußte ich sie endlich verlassen.

Heute, Dienstag Morgen, empfing ich schon früh ein Billet von Herrn Neville; wo er schreibt, Anson werde denselben Abend mit dem Kourier Moriana nach England abreisen. Er riethe mir nun, mich dieses Kouriers noch heute zu bedienen, falls ich Aufträge zu geben habe oder noch etwas zu sehen wünsche. Ein sehr plötzlicher Entschluß, der mich aber kaum überrascht. Ich merkte längst, daß Herr Neville nicht wünschte, Anson auf seiner ferneren Reise mitzunehmen, und nur um einen Vorwand verlegen

war. Diese Entscheinung zerhaut den gordischen Knoten unserer Verwickelungen und freut mich deßhalb sehr. Marietta äußerte nichts, als ich ihr die Sache mittheilte, und bat nur, allein oben frühstücken zu dürfen. Ich erwarte jetzt Herrn Neville, der das Nähere mit mir bereden will; Anson reist nicht vor acht Uhr diesen Abend ab. Der Kourier ist nach der Post, die etwaigen Briefe zu holen. Bis jetzt erreichten mich nur kurze Zeilen von Ina, die wohl und zufrieden ist und gute Nachrichten von Hause hat. Ich erwarte heute ganz sicher einen Brief Frau von Bradschau's, die mir seit unserm Verlust nur einmal liebevolle Worte geschrieben. Da ist der Kourier mit dem Brief. Er lautet:

Dernham, den 12. Dez.

„Liebe Freundin, noch niemals habe ich ein Schreiben unter so niederschlagenden Empfindungen begonnen, denn es dämmert mir nur eine ferne Möglichkeit, daß der Brief Sie erreichen könnte, und deßhalb mag ich gar nicht berühren, was doch Ihrem Herzen zunächst liegt. Ich denke Ihrer jedoch unablässig und Sie glauben mir das ohne Worte. Falls diese Epistel Madrid erreicht, wird sie vermuthlich im Postbureau — wenn solch' ein Ding dort vorhanden — eines natürlichen Todes sterben, weshalb ich mich möglichster Kürze befleißigen werde. Wollen die Leute absonderliche Gegenden aufsuchen, so müssen sie sich auch auf absonderliche Behandlung gefaßt machen. Dennoch fühle ich mich als Christin verbunden, Ihnen zu melden, daß ihre Kinder wohl und glücklich sind. Esther hat kein Fieber bekommen, Hugo kein Bein gebrochen, und Agnes ist bisher noch nicht ins Kloster gegangen. Auch mögen Sie ferner zu ihrer Beruhigung erfahren, daß die Welt sich noch immer dreht, und der Pastor mich noch nicht aus der Sonntagsschule hinausgeworfen, obgleich ich den Kindern mitunter, wenn Schnarchtöne an mein Ohr schlagen, kleine Geschichten vorlese.

Die Baronin Anson erwartet ihren Liebling zu Hause und bereitet allerlei Festlichkeiten bei dieser Gelegenheit; auch läßt sich Fräulein Lydia Harcourt dazu ein Ballkleid aus Paris kommen. Das Gerücht sagt, Frau von Randolph

wolle einen deutschen Prinzen heirathen; dann dürfte Ihre spanische Reise zur Wilden-Gänse-Jagd werden; in dem Fall verspreche ich, Sie nicht zu verhöhnen, darf Ihnen aber doch zu meiner Genugthuung sagen: „das hab ich mir gedacht." Herrn Neville's junger Vetter, Frank, kam gestern mit Ihrem Karlchen hierher; zwei Knaben sind besser als einer, darum bat ich seine Freunde, ihn mir während der Weihnachtsferien zu lassen. Es ist ein prächtiger Bursche, zweimal so groß wie Karl und recht männlich; um so besser für ihren Jungen, der ihm in allen Stücken nachahmt. Mein Sohn nahm Beide heute mit auf die Jagd. Frank Neville hält seinen Vetter (unsern Herrn Neville) für einen Helden, und das ist mehr als ich thue. Mir scheint er ein ächter Hidalgo, ein spanischer Don, welche Abart der menschlichen Race mir keine Sympathie einflößt. Jetzt thut er indeß ein gutes Werk, wie Frank mir erzählt: er sucht ein schwarzes Schaf, einen gewissen Johann Penryn, auf, der in irgend einer Weise mit Ihnen verwandt sein soll. Weshalb besitzen wir nur Verwandte und warum sind sie immer schwarz? Ich begegnete noch Niemandem, der mir nicht gesagt hätte, daß er oder sie weit besser in der Welt fortgekommen wären, wenn sie keine Verwandte gehabt. Das heißt indeß sich in abstruse Fragen verlieren, und die spanischen Beamten, welche vielleicht meinen Brief öffnen, brauchen meine Gedanken über Verwandtschaften nicht zu erfahren. Aber ich vergaß, sie sprechen und lesen schwerlich englisch, — ein großer Nachtheil für sie und die Folge unsäglicher Verwirrung menschlicher Begriffe im Allgemeinen. Glauben sie nicht (ich glaub' es) daß Paulus seine Episteln — wie Jemand behauptete — in gutem, schlichtem Englisch geschrieben? Der Gedanke ist ein instinctiver, ursprünglicher, und ursprüngliche Gedanken müssen wahr sein. Leben Sie wohl, theure Freundin; in meinem Leben schrieb ich keinen dümmeren Brief als diesen, und überzeuge mich immer mehr, daß die Lust zum Briefschreiben mit der größeren Entfernung zwischen den Schreibenden abnimmt. Um Genuß davon zu haben, müßte man täglich mit seinem Gegenüber Billete wechseln. Nun Sie sich in Spanien befinden, kommt mir der Wunsch gar nicht,

Ihnen zu schreiben, es sei denn, Sie meiner Liebe und meines Andenkens zu versichern, was hoffentlich überflüssig ist. Ich bin, wie gleich bemerkt, nur auf der Oberfläche geblieben, und wage mich nicht weiter. Wenn ich Ihnen in's Gesicht blicke, werde ich auch wissen, ob ich reden oder schweigen soll; nun scheint das Schweigen mir am sichersten, da es keinenfalls Anstoß gibt. Mit den herzlichsten Grüßen an Marietta Ihre C. Bradschau."

Allerdings ein wenig befriedigender Brief! Frau von Bradschau kann natürlich nicht ahnen, wie mich nach jedem kleinen, meine Kinder betreffenden Umstand verlangt. Solche hätte ich der Drayton abfragen müssen. Aber sie sind wohl, gottlob! und das sollte mir genügen. Das Gerücht über Frau von Randolph bezieht sich natürlich auf ihr Verhältniß zu dem Baron van Bronnen, welches also sogar bis England vorgedrungen ist. Die übeln Nachrichten über Johann Penryn bekümmern mich sehr; es scheint damit schlimmer als Herr Neville mir gesagt. Nun muß ich wieder lange auf Briefe warten und würde unbeschreiblich gern mit Heinrich Anson nach England zurückkehren! Ein zweites Briefchen der Jungfer Frau von Randolph's spricht aber den Wunsch aus, daß wir am Freitag in Valencia eintreffen möchten.

Zwölftes Kapitel.

Eine Entscheidung.

Den 18. Dez. Fonda de las Cuatro Naciones, **Aranjuez.**

Die Begebenheiten haben sich gedrängt. Nach dem Brief am Dienstag gingen wir aus, — Marietta höchst ungern, da ihr Stolz so tief verletzt war; sie wollte sich das aber

nicht merken lassen. Herr Neville begleitete uns, während Heinrich Anson den ganzen Morgen packte. Wir besahen das Schloß, das Arsenal und zum letztenmal das Museum, kehrten dann zurück und erfuhren, daß der Kourier sich geirrt und Anson erst am folgenden Tag abreisen könne. Marietta schützte Kopfschmerzen vor, um auf ihrem Zimmer zu bleiben, und wir beiden speisten oben allein. Marietta verschloß sich ganz vor mir und ich suchte vergebens den Bann zu durchbrechen. Wir legten uns früh schlafen. Als wir andern Morgens zum Frühstück hinunterkamen, hörten wir, der junge Anson habe seine Abreise abermals aufschieben müssen; der Grund ward mir nicht klar, doch schien die Wäscherin dabei im Spiel. Herrn Neville's Gesicht zeigte bei dieser Nachricht den heftigsten Verdruß, der fast beleidigend stark hervortrat; und auch Marietta äußerte kein Wort; ich weiß nicht, was ich sagte, — es war eine peinliche Scene. Der arme junge Mann sah ganz bedrückt aus. Nach dem Frühstück folgte Herr Neville mir hinauf und bat um ein Gespräch unter vier Augen; Marietta befand sich im andern Zimmer. Herr Neville stand abgewandt am Fenster; er war ganz blaß und bewegt, fragte aber plötzlich: ob ich überzeugt sei, daß es gerathen wäre, Anson und Fräulein Randolph zu trennen?

„Ohne Zweifel," war meine Antwort.

Er schwieg einige Augenblicke und sagte dann hastig: „Ich reise selbst diesen Abend nach Cordova ab."

„Diesen Abend?" rief ich aus.

„Ja, diesen Abend; ein Brief, den ich empfangen, nöthigt mich dazu. Ich muß Sie hier unter Heinrich Anson's Schutz zurücklassen."

„Ja," sagte ich, „der reist aber morgen."

Herr Neville lächelte. „Glauben Sie das wirklich?"

„Ja, gewiß; Sie haben es ja so eingerichtet."

„Um Vergebung; er schlug selber vor, nach England zurückzukehren."

„Aber wie? weshalb?"

„Ich hielt es für meine Pflicht, ihm seiner Mutter Gesinnungen ins Gedächtniß zu rufen und ihn zu ermahnen, seine

Erklärung wenigstens aufzuschieben. Er beschloß dann, gleich nach Hause zurückzukehren."

„Und nun ist die Anziehungskraft ihm zu mächtig; ich begreife. Aber was läßt sich dabei machen?"

„Darf ich einen Vorschlag thun? es könnte anmaßend scheinen."

„Bitte," rief ich, „rathen Sie, schlagen Sie vor, sagen Sie was Sie wollen; ich werde Ihnen nur dankbar sein. Könnte ich gleich nach Valencia abreisen, so thäte ich's gern, — blos um sie zu trennen."

„Was meinen Sie von Aranjuez?" antwortete er; „es ist sehenswerth, und morgen könnten Sie nach Toledo; so verstriche die Zeit bis zum Sonnabend."

„Es ist nur zu spät, um die nöthigen Einrichtungen zu treffen," bemerkte ich.

„Der Zug, mit dem ich abreise, könnte Sie nach Aranjuez bringen; wir würden dann zusammen heute Abend um acht Uhr aufbrechen. Aber Ihre Erkältung, — es wäre grausam, Sie bereden zu wollen!"

„Die Grausamkeit läge viel mehr darin, mich mit diesen beiden jungen Leuten hier hilflos zurückzulassen," sagte ich. „Wenn ich Marietta nur erst fort habe, wird sie sich bald zerstreuen lassen. Ich halte die Wunde nicht für tief, möchte aber die Folgen des Zusammenbleibens nicht verantworten. Und was ihn betrifft: ‚es sind wohl Männer gestorben, jedoch aus Liebe nicht!'"

„Er ist ein trefflicher junger Mensch," sagte Herr Neville, „offen und wahr, wenn auch nicht eben sehr weise; doch nicht passend für sie, — ihrer nicht werth. Es hieße sie wegwerfen, abgesehen von der äußern Stellung, und die kümmert sie nicht." Wir schwiegen Beide.

„Unser Entschluß steht also fest?" fragte ich.

„Ja, wenn Sie es wirklich für das Richtigste halten. Aber ich will Sie nicht drängen; auch müssen Sie noch mit Fräulein Randolph sprechen."

„Ich denke ihr keine Wahl zu lassen und sie wird mir das danken, denn sie ist nicht in der Stimmung, für sich

selbst zu entscheiden. Gehen wir heute nach der Sala del Congreso?"

„Ja, ich habe Billete dazu," und er verabschiedete sich. Er ist kein Hidalgo, kein Don, — Frau von Bradschau thut ihm Unrecht, das zu behaupten — wohl aber strenge gewissenhaft und so besorgt für den jungen Anson, als hätte er sich feierlich verpflichtet, denselben nie Marietta heirathen zu lassen.

Ich ging dann zu dieser, erzählte ihr was wir beschlossen, fand sie zur Abreise ganz willig und verbrachte den Morgen mit Besorgungen mancherlei Art. Nachmittags besuchten wir dann die Sala del Congreso. Die Deputirten hielten keine Sitzung wegen einer Debatte im Oberhause über den mexicanischen Krieg, der sie beiwohnen mußten. Die Sala, ein schönes, rundes Gemach mit scharlachrothen Möbeln und Frescomalereien macht, wie die benachbarten Sitzungszimmer, einen behaglichen, freundlichen Eindruck. Von dort eilten wir nach dem Oberhause, wo es schwer hielt, Einlaß zu bekommen. Man sagte uns, es sei kein Platz vorhanden, weil die Deputirten die Gallerien füllten. Ich wäre gern umgekehrt, aber Herr Neville wollte es durchsetzen. In demselben Augenblick drängte sich eine große, starke Frau an mir vorüber, die geläufig spanisch sprach, sich aber für eine Engländerin ausgab, welche besonderes Verlangen trüge, die Debatte mit anzuhören. Sie wandte sich zu einem hinter ihr gehenden Herrn, und ich erkannte die Baronin Chase. Die Aufseher winkten ihnen und machten uns ein Zeichen, zu folgen. Herr Neville war zufällig voran und ich konnte ihn nicht zurückhalten. Im nächsten Augenblick standen wir vor der Thüre zur Gallerie und wurden sogleich eingelassen. Ich flüsterte Marietta zu: „erkenne Niemanden," und wir setzten uns so weit als möglich von unserer unwillkommenen Nachbarin. Wenn die Baronin uns erkannte, wollte sie das offenbar so wenig kund thun als wir. Das Lokal schien mir hinter dem des Unterhauses zurückzustehen; die Minister saßen auf grünsammtenen Bänken, deren Rückwand eine goldene Krone zierte. Ich unterschied O'Donnell, ein ruhig und klug aussehender Mann mittleren Alters, der etwas

Englisches in seiner Erscheinung hat. Die Mitglieder machten einen feinen vornehmen Eindruck. Ich vermochte der Debatte nur soweit zu folgen, daß ich hörte, wie der Redner sich im Preise Englands erging. Doch konnten wir nicht lange bleiben, weil noch mehr Deputirte kamen und es an Platz gebrach.

Wir gingen nach Hause, ich mit Herrn Neville voran. Ich glaubte Marietta's, nach dem was sich begeben, ganz sicher sein zu können; auch hatte sie den Tag über kaum ein Wort an Heinrich Anson gerichtet, was nebst der bevorstehenden Trennung den armen jungen Mann ganz unglücklich aussehen ließ. Herr Neville und ich sprachen in einem Laden vor, um einige Photographien zu kaufen; wir glaubten, Marietta und Anson wären dicht hinter uns, und entdeckten erst nach Vollendung unseres Geschäftes, daß das nicht der Fall. Es verdroß mich und ich machte mir Vorwürfe, hielt die Sache aber doch eigentlich nicht für wichtig, bis wir unseren Gasthof erreicht hatten und hinaufgingen. Dort fand ich Marietta mit Packen beschäftigt. Wir sollten an der Table d'hôte speisen und um acht Uhr abreisen. Ich merkte ihr sogleich an, daß etwas vorgefallen sei; sie sah erhitzt und erregt aus; doch sagte sie kein Wort, sondern bat mich nur, ihr in einer Kleinigkeit behilflich zu sein, und arbeitete dann fort, als gelte es ihr Lebensglück.

Es läutete zum Essen. Marietta fuhr zusammen und ich glaubte, sie würde sich weigern, hinunterzugehen; aber sie faßte sich sogleich und folgte mir. Ihr Wesen gegen den jungen Anson war ganz verändert; nicht mehr stolz und kalt, sondern freundlich, offenbar in dem Bemühen ihn aufzuheitern; das gelang aber nicht: er sah höchst unglücklich aus. Endlich fragte er, ob wir Aufträge nach Pau hätten, wo er möglicherweise vorzusprechen gedenke, weil er den Ort nie gesehen, und weil die Strangway's seiner Mutter nah' befreundet seien.

Herr Neville rief in scharfem Ton aus: „Wie Anson, bist du toll? Du hast deinem Vater den Tag deiner Ankunft in England geschrieben, und er dürfte solchen Wortbruch schwerlich gut heißen.“

„Das muß er doch," lautete die Antwort: „ich weiß nicht, wann ich nach Hause kommen werde."

Wir saßen noch an der Table d'hôte, und Anson hatte diese Worte so bestimmt und heftig hervorgestoßen, daß mehrere anwesende Fremde sich horchend umwandten. Ich eilte mit Marietta fort, vorgebend, daß wir uns zur Nachtreise bereiten müßten. Sobald wir allein waren, fragte ich, ob sie den Grund dieses plötzlichen Entschlusses wisse, erhielt aber nur zur Antwort: „Bitte, liebste Frau von Anstruther, fragen Sie ihn selbst." Ihr Ton verletzte mich und ich zeigte das. Sie wurde unbeschreiblich zärtlich und liebevoll, aber ich konnte nichts mehr aus ihr herausbringen. Die Zeit verstrich und der Wagen mußte bald kommen. Herr Neville erschien, um zu fragen, ob wir fertig seien; er wollte uns ja bis Aranjuez begleiten; Heinrich Anson blieb unten; es war eine helle, sehr kalte Mondnacht; wir brauchten unsere sämmtlichen Tücher und Reisehüllen, und ich versicherte Herrn Neville, daß ich ihn nicht beneidete; er sollte mit der Eisenbahn bis Santa Cruz und von dort mit der Diligence dreißig Stunden Wegs nach Cordova fahren.

„Nein," sagte er, „zu beneiden bin ich nicht," und als ich ihn anblickte, sah ich wohl, daß er die Wahrheit sprach. Der junge Anson mochte sich unglücklich fühlen; Herr Neville schien viel unglücklicher. Es war ein hastiger, sehr unbefriedigender Abschied: Heinrich Anson stand mitten unter den Kellnern und Kofferträgern, als wir ihm Lebewohl sagten. Ich konnte ihm nur herzlich die Hand schütteln, eine glückliche Reise wünschen und die Hoffnung äußern, ihn in Dernham wiederzusehen. Er dankte, hoffte das auch; aber sein Ton klang muthlos.

Marietta's Abschied war kürzer, doch vielleicht weniger kalt; ihre Hand ruhte länger in der seinen, und sie zog sie nicht zurück. Ich glaube, Herr Neville bemerkte das, denn er beobachtete Beide genau, und als er Marietta in den Wagen hob und dabei einige Worte über das Gepäck äußerte, war es fast, als rede er zu einem unartigen Kinde.

Wir reisten noch eine Stunde zusammen. Herr Neville unterhielt sich mit einem Engländer über Spanien und dessen

Zukunft. Ich beneidete ihn um dieses Mittel der Zerstreuung, obgleich meine Erkältung so arg war, daß ich mich freute, ruhig bleiben zu können; endlich schlief ich ein und träumte von der Heimath, als der Zug an der Station Aranjuez hielt. Die Nacht war von wundervoller Klarheit, aber bitterlich kalt. Ich fürchtete mich, in die freie Luft zu treten, und das Herz sank mir bei dem Gedanken der Trennung von Herrn Neville; ich fühlte mich so schutzlos, und wünschte fast, wir wären in Madrid geblieben. Zum Abschiednehmen war nicht viel Zeit. Neville verließ gleichfalls den Wagen, um uns zu helfen, mußte aber sofort wieder einsteigen. Ich fragte ihn, wann wir uns wohl wiedersehen würden. Er wisse es nicht, lautete die Antwort; vielleicht nie. Er denke zwar nach England zurückzukehren, aber nicht um dort zu bleiben. Vielleicht ginge er nach Indien. Ich hörte ihn diesen Gedanken zum erstenmal äußern; ein halb unterdrückter Ruf ertönte mir zur Seite; ich schaute mich um; er mußte von Marietta ausgestoßen sein, denn sonst war Niemand in der Nähe; sie hatte sich jedoch abgewandt und sprach mit dem Kofferträger; und ehe ich ihre Aufmerksamkeit wecken konnte, war der Zug fort.

„Zehn Minuten bis zum Gasthof," lautete der Bescheid des kleinen Führers, der sich erboten, uns dorthin zu bringen. Der Weg längs den stattlichen Gebäuden des Schlosses, die nach dem mit hohem eisernem Gitter umschlossenen Garten hinausliegen, der noch kälter als das kalte Mondlicht erglänzte, hatte etwas Traum- und Spuckhaftes. Wohin es ging, sah man nicht; das Gebäude warf seine schwarzen Schatten um uns her; in der Ferne erblickte man aber etwas, das an Bäume oder Häuser erinnerte, nur daß ich keine Lichter schimmern sah.

Wir hatten offenbar falsch gerechnet. Der Gasthof zu den Cuatro Naciones mochte ein angenehmer Aufenthalt für den Sommer sein, wo es an Gästen und deßhalb an Aufwartung gebrach; aber wo sollten die mitten im Winter herkommen, während der Hof sich in Madrid befand? Diese Frage mußte dem Wirth aufsteigen, als wir die kalte Stein-

flur des öden Hauses betraten und uns nach Zimmern erkundigten.

Das ganze Haus stehe zu unserer Verfügung, hieß es; außer uns sei nur ein einziger Gast, ein Engländer, darin. Oefen gebe es zwar nicht; doch in der Sala befände sich ein Kohlenfaß mit brennenden Kohlen; dort könnten wir zu Abend essen und uns die Füße wärmen; das würde höchst behaglich sein. Unsere Schritte hallten in dem stillen Hause wieder und durch eine zweite steinerne Flur gelangten wir in die besagte Sala. Hier krochen wir allerdings um das Kohlenfaß, aßen allerdings zu Abend, und suchten uns allerdings einzureden, es sei nicht unbehaglich, aber vergebens. Wir waren zu müde und traurig, um unser Elend verbergen zu können, und suchten das Bett, blos als Mittel zur Erwärmung.

Heute Morgen (Donnerstag) standen wir vor sieben Uhr auf, frühstückten um acht und gingen aus, das Schloß zu besehen, welches durch die Beziehungen zu seinen königlichen Besitzern manches Interesse bietet, an und für sich aber von keiner Bedeutung ist. Die Gärten mögen im Sommer das Auge entzücken, wie alles Grün in der großen, Madrid umgebenden Wüste. Im Ganzen hat Aranjuez aber etwas Künstliches, Gemachtes, und würde unter andern Verhältnissen kaum Beachtung finden. Ich freue mich indeß, es gesehen zu haben, auch schon um Marietta's willen. Sie schien mir wieder die Alte und doch nicht ganz die Alte, da sie sich vor mir verschloß, was sonst nie der Fall gewesen.

Wir eilten nach Hause zurück, denn wir sollten gegen zehn Uhr auf der Station sein, um nach Toledo weiter zu fahren. Ich stand in der Thür des Gasthofs, den Kofferträger erwartend, denn wir wollten zu Fuße gehen, als mein Auge auf die Adresse eines kleinen englischen Mantelsackes neben meinen Sachen fiel: „Johann Penryn, Fonda de Paris, Valencia.“ Ich zeigte ihn Marietta: „Es kann kein Anderer sein,“ bemerkte ich, „und Herr Neville hat die falsche Richtung eingeschlagen. Welch' ein Mißgeschick!“

„Das ist noch nicht ausgemacht,“ sagte Marietta; „es kann mehr als einen Johann Penryn in der Welt geben.“

„Aber schwerlich in Spanien. Wir können wohl nichts

dabei machen; doch würde ich Penryn gerne sehen; er ist jener englische Gast, dessen der Wirth erwähnte; wie unglücklich!"

Wir mußten aber eilen, fortzukommen, und erblickten keinen Engländer an der Station. Ob also Johann Penryn wirklich Johann Penryn ist, und was er in Valencia sucht, bleibt uns ferner dunkel. Vielleicht ist es aber ganz gut, daß wir einander nicht begegnet sind, da es Herrn Neville möglicherweise unlieb sein würde, wenn Penryn dessen Aufenthalt in Spanien erführe.

Doch scheint mein Verhängniß stets beflissen, uns mit unwillkommenen Leuten zusammenzubringen. Wir hatten anfänglich nur einen einzigen Gefährten im Wagen, einen höchst anständigen spanischen Herrn, der sich auf englische Manier in die Ecke drückte, kein Wort sprach und mich und Marietta ungestört die hübsche Umgebung von Aranjuez bewundern ließ, — hübsch nämlich im Contrast mit der vollständigen Oede ringsumher und im Vorgefühl, denn man mußte sich Blätter auf den Bäumen und Blumen am Ufer hinzudenken; doch wirkte schon der Anblick dessen, was ja eines Tages grün werden würde, erfrischend. Dazu kam noch die Wärme: mächtig strahlte die Sonne vom Himmel, und die eisigen Winde Madrids schienen wirklich der Vergangenheit anzugehören. Ich genoß es wohl um so mehr, weil mich meine Erkältung in letzterer Zeit recht elend gemacht und ich nun zum erstenmal empfand, daß sie im Abziehen begriffen sei.

Ruhe sollte uns aber nicht zu Theil werden. Auf einer kleinen Station nicht weit von Aranjuez, wo die grüne Oase ihr Ende erreicht, stiegen eine Dame und zwei Herren, oder vielmehr eine Frau und zwei Männer, bei uns ein: die Baronin Chase, ihr Bruder und ein anderer Mensch desselben Schlags. Marietta blickte mich verstohlen an; sie wurde bald roth, bald blaß; ich zog ein Buch hervor und begann zu lesen; Marietta desgleichen. Unsere neuen Gefährten betrachteten uns, flüsterten, betrachteten uns wieder. Ich sah das, obgleich ich zu lesen schien. Die Baronin saß an Marietta's Seite, der spanische Herr zwischen ihnen, ich Marietta

gegenüber. Plötzlich beugte die Chase sich vor, sagte zu Marietta: „Ich kann mich unmöglich irren," und streckte ihr die Hand entgegen. Marietta zog sich zurück, machte eine sehr steife Verbeugung und fuhr fort zu lesen, in so auffallender Weise, daß der Spanier sich verwundert umblickte. Die Baronin stieß ein keckes, unangenehmes Lachen aus, und wandte sich, französisch redend, zu ihren Freunden; ich hörte nicht, was sie sagte, gab mir auch keine Mühe, es zu hören. Mir war höchst unbehaglich zu Muth, und ich hatte nur den einen Wunsch, von dieser unleidlichen Person befreit zu sein. Sie betrug sich auch wirklich unleidlich und viel schlimmer als ich mir gedacht; die ganze Gesellschaft war geradezu widerlich. Sie lachten und schwatzten, zogen dann einen Proviantkorb hervor und begannen in einer Weise zu essen und zu trinken, daß ich mich vor dem stattlichen Spanier meiner Landsleute schämte. Als wir endlich an der Station von Toledo hielten, stiegen sie zuerst aus und gingen davon; der Spanier aber wandte sich zu uns und sagte ruhig: „no es bena;" ich stimmte innerlich bei und dankte Gott, daß wir von ihnen befreit waren. Ein kleiner Omnibus stand hier bereit und wir bestiegen ihn mit einigen Andern, unter welchen auch unser spanischer Reisefreund sich befand, fuhren über den Tajo und rasselten bald durch die schmalen gepflasterten Straßen mit mehr Geräusch als Schnelligkeit, denn Toledo ist auf einem felsigen Hügel erbaut, und man kommt nur langsam vorwärts. Der Wirth in Aranjuez hatte uns einen zuverlässigen Führer empfohlen; als wir aber in der Fonda nach ihm fragten, hörten wir zu unserm Aerger, daß eine englische Gesellschaft ihn so eben in Beschlag genommen habe; die Baronin Chase und ihre Begleiter verfolgten also offenbar dieselben Zwecke und wir mußten fürchten, ihnen wieder zu begegnen. Unser spanischer Freund kam uns zu Hilfe, — wie ich denn die Spanier überhaupt stets artig und hilfreich gefunden, — und verschaffte uns einen andern Führer, mit welchem wir uns sogleich auf den Weg machten, und zwar erst nach der Kathedrale, die einen höchst großartigen Eindruck hervorbringt, und zurück durch die schmalen Straßen, deren Häuser sich

in orientalischer Weise nach innerlichen Höfen öffnen. Dann speisten wir sehr mäßig unter viel schmutzigen Spaniern aus der untern Klasse. Nach Tische sahen wir noch die Casa de la Mesa, ein altes maurisches Gebäude mit schöner Stukkaturarbeit; ferner eine alte jüdische Synagoge, auch im maurischen Styl, wie denn Toledo mehr als jede andere Stadt im ganzen Norden Spaniens einen maurischen Eindruck macht. Der Weg nach dem großen, von Ferdinand und Isabella erbauten Franziskanerkloster führte uns zur Stadt hinaus, am Abhang des felsigen Hügels, welcher, wie das Fremdenbuch sich ausdrückt, den wilden, melancholischen Tajo überschaut. Das ist er denn auch ohne Frage, und Toledo auf seinen Felsenhügeln macht mir auch einen so wilden, melancholischen Eindruck, wie kein anderer Ort, den ich jemals erblickt. Im Monat Dezember kann man indeß über die Gegend kein Urtheil fällen. Zuletzt besuchten wir den Alcazar. Zur Zeit der Mauren war dieses Schloß eine Festung, und der Cid deren erster christlicher Kommandant; es wurde von Ferdinand und Isabella, dann von Karl V. vergrößert und bewohnt, von Philipp II. vollendet und von Napoleon verbrannt; es ist also ein rechtes Denkmal der Geschichte Spaniens; und mit ganz eigenen Empfindungen durchwanderte ich den verlassenen, von einem schönen Säulengang umschlossenen Hof und betrachtete mir die großartige Treppe und die Ueberbleibsel der prächtigen Granitsäulen, welche einer obern Gallerie zur Stütze dienen. In diesem Genuß wurde ich indeß durch die höchst unwillkommene Erscheinung unserer Reisegefährten gestört, welche uns beim Ersteigen der Treppe nach der Gallerie plötzlich entgegentraten, nachdem sie uns vermuthlich schon von oben erblickt hatten. Jedenfalls trafen wir sie nun unterwegs; sie blieben stehen und redeten uns an. Der Baron äußerte große Freude über das Zusammentreffen, und war besonders entzückt, mich zu sehen. Die Baronin Chase drängte sich mir auf, behauptend „sie kenne mich sehr gut, obgleich sie nie die Ehre gehabt, mir vorgestellt zu werden. Wie lange wir uns schon in Spanien befänden? wohin wir wollten? und wie uns das Land gefiele?“

Man hätte uns für die vertrautesten Freunde halten können und der Baron begann mir zu erklären, wie es zugegangen, daß er nach Spanien gekommen, statt nach der Schweiz. Ich gab ihm keine Antwort und versuchte, mich loszumachen, wurde aber buchstäblich festgehalten und dermaßen mit Fragen bestürmt, daß ich nicht umhin konnte, in diesem Benehmen eine Absicht zu wittern. Darüber entrüstet, äußerte ich kurz: „Entschuldigen Sie, wir haben keine Zeit," wandte mich um und stieg die Treppe hinab. Die Leute folgten mir und verließen das Gebäude mit uns zusammen.

Die Baronin Chase näherte sich Marietta, welche dicht hinter mir ging und sagte: „Sie wollen morgen zu Ihrer armen Tante, weiß ich; bringen Sie ihr meine zärtlichsten Grüße, — wie gern käme ich selber! Vielleicht dürfte ich Sie aber bitten, ihr ein kleines Briefchen von mir zu übergeben."

Marietta zögerte, und ohne ihre Antwort abzuwarten wandte ich mich um und sprach: „Ihr Brief wird sicherer durch die Post befördert werden, Frau Baronin; wir haben keine Zeit zu verlieren Marietta!"

Damit eilten wir fort und ließen sie glücklich hinter uns. Der Omnibus, welcher uns nach der Station bringen sollte, war im Begriff abzufahren, und ich freute mich, unsern spanischen Freund vorzufinden, der mir wie ein Schutzengel erschien, da ich besorgte, jene Leute möchten wieder zu uns einsteigen. Marietta äußerte bekümmert, es sei ihr wie ein Verhängniß: wo diese Menschen erschienen, da folge Unheil hinterdrein; nur gut, daß sie nicht auch nach Valencia wollten! Dieser Umstand beruhigte mich nun nicht, denn ich war der Meinung und bin es noch, daß die Baronin Chase mit ihrer Verfolgung nur bezweckte, das Ziel unserer Reise in Erfahrung zu bringen. Sie würde Frau von Randolph nicht aufsuchen, um sie in ihrer Krankheit zu trösten, wohl aber, um sie vor Marietta's Einfluß zu bewahren; und es sollte mich nicht wundern, sie bald in Valencia eintreffen zu sehen. Was mag nur daraus werden? wie könnte ich Marietta unter diesen Umständen allein

in Spanien zurücklassen? Und doch, falls Frau von Randolph sterbenskrank wäre, dürfte ich sie mit fortnehmen? Ich erinnerte mich bei dieser Gelegenheit des Eindrucks, den mir die Fahrt auf dem Rhein gegeben, wo die Felsen oft den Strom abzuschließen und keine Oeffnung zuzulassen scheinen, bis der Weg sich allmählig zeigt und man mit Leichtigkeit hindurchfährt. Das ganze Leben ist in der That einem solchen sich windenden Strome vergleichbar.

Den 29. Dez. Fonda del Cid, Valencia.

Fortwährende Abenteuer! anders weiß ich unsere Erlebnisse wenigstens nicht zu nennen. Wir verließen Aranjuez gestern Morgen um zehn, und hatten eine entsetzlich lange, unsäglich öde Reise, auf der man stundenlang nichts als Steine, Sand, niedrige Hügel und elende kleine Dörfer mit Erdhütten erblickte. Die Umgebung Valencia's soll schön sein, aber die Dunkelheit verhinderte uns, sie zu sehen. Ich fürchte, daß meine Eindrücke von Spanien mich gegen das Land ungerecht machen; der Süden muß viel Schönes haben, aber die mittleren und nördlichen Distrikte sind wirklich hoffnungsloser Beschaffenheit, so öde und einsam, ohne das Großartige der Einsamkeit; man möchte nur schleunig fliehen und vergessen! Wir erreichten Valencia erst gegen eilf Uhr Abends — eine viel zu späte Stunde, um Erkundigungen über Frau von Randolph einzuziehen. Während wir unser Gepäck zusammensuchten und mit dem Führer einer sogenannten Tartana (ein sehr ursprüngliches Fuhrwerk, deren Valencia aber keine bessere aufzuweisen hat) unterhandelten, wurde ich von einem französischen Lohndiener, einer stattlichen, wichtigthuenden, aber sehr höflichen Persönlichkeit angeredet, der zu wissen wünschte, ob wir von Aranjuez kämen.

„Ja," lautete meine Antwort; „ich und noch eine Dame, so eben."

„Ganz recht;" er sei davon benachrichtigt worden; der Herr ließe uns sagen, es ständen in der Fonda de Paris Zimmer für uns bereit.

„Das muß auf Irrthum beruhen," erwiederte ich; „wir

kennen keinen Herrn in Valencia und wollen nach dem Gasthof zum Cid."

Der Mann beharrte dabei, ein Irrthum fände nicht statt; wir wären auch in Toledo gewesen.

„Ja, ohne Zweifel."

Und wir würden in Valencia erwartet; es könne kein Irrthum obwalten.

„Das thut es aber doch," sagte ich etwas hastig; „wir kennen Niemanden, und gehen jedenfalls nach dem Cid."

Während ich redete, stieg eine Vision der Baronin Chase und ihrer Freunde vor meines Geistes Augen empor; die Botschaft sollte ohne Zweifel ihnen gelten. Der Lohndiener blieb bei seiner Behauptung; ich widersprach ihm nur eifriger. Er wurde ärgerlich, aber keineswegs unhöflich, und erklärte, Herr Duville habe ihn gesandt; er solle zwei englische Damen aufsuchen, die in Toledo gewesen.

„Ich kenne keinen Herrn Duville," war meine Antwort, „und wir gehen nach dem Cid." In aller Würde und Wichtigkeit ging ich meiner Wege, überzeugt, daß wir die Opfer einer Verschwörung sein müßten, und fest entschlossen — wie es einer Dame zukommt — mich nicht anführen zu lassen.

Marietta, die sich während des Gesprächs mit dem Lohndiener fern gehalten, sagte ruhig, als wir die Station verließen: „Es könnte doch nicht möglicherweise Herr Neville sein?"

„O nein!" rief ich aus, „unmöglich! wenn nicht —" Ich dachte an Johann Penryn und hielt inne; eine Möglichkeit schien ja freilich vorhanden, daß Herr Neville seine Pläne geändert; aber er war wirklich nach Cordova abgereist, sein Gepäck nach Madrid vorausgeschickt, — es konnte doch nicht sein, ich schob den Gedanken bei Seite und Marietta kam nicht darauf zurück. Allerdings empfand ich einige Reue über meine Hartnäckigkeit, als wir den Cid erreichten, denn er war so gut wie voll. Man erwarte einen Prinzen der Berberei, hieß es, und bis auf ein kleines Hinterzimmer sei Alles besetzt. Zu so später Stunde war indeß jeder

Raum eine willkommene Zufluchtstätte, und wir richteten uns in dem Zimmer ein, das einen ganz behaglichen Anstrich hatte. Die spanische Sitte, die Betten in Alcoven zu zu stellen, erleichterte uns die Benutzung des beschränkten Raumes.

Nun hatten wir denn wirklich das Ziel unserer Reise erreicht, und begannen Beide zu überlegen; doch war diese Ueberlegung keineswegs angenehmer Art. Während der Reise hatte das viele Neue, sowie ihre Opferfreudigkeit und ein gewisser Sinn für's Abenteuerliche Marietta aufrecht erhalten; aber nun, wo die kalte Wirklichkeit, noch beängstigender durch die drohende Nähe der Baronin Chase, ihr Recht geltend machte, sank ihr das Herz. Was sollte sie thun? und würde sie ihrer Tante denn wirklich nützlich sein können? Neben diesen Leuten mußte sie ja allen Einfluß verlieren!

Ich hatte mir schon dasselbe gesagt, und schlug vor, falls die Baronin und ihr Freund sich wirklich hier niederließen, wollten wir ihnen einfach das Feld räumen und nach Hause zurückkehren. Nun machte aber Marietta's Willenskraft sich wieder geltend; sie erklärte: nein, sie sei gebunden; sie habe dem sterbenden Onkel gelobt, über seine Frau zu wachen, und müsse ihr Wort halten. Sie bat mich, nicht in sie zu dringen, sie nicht in Versuchung zu führen, und dann folgte ein solcher Ausbruch der Liebe und der zärtlichsten Erinnerungen an Dernham und ihr dortiges Glück, an Ina und Agnes und die Kinder und unsern entschlafenen Liebling, der Sehnsucht, bei uns bleiben zu können, und des bittern, bittern Schmerzes der Trennung, daß sie mir das Herz bewegte.

„Liebstes Kind," begann ich, „hätte ich ahnen können, welche Prüfung ich dir bereitet —"

Aber sie fiel mir in's Wort: „Sie hätten es doch nicht anders gemacht, oder ich hätte nicht eingewilligt. Ich muß thun was recht ist, denn sonst könnte ich nicht leben, es würde mich verzehren. Morgen werde ich auch tapfer sein; ich bin heute nur so erschöpft!" Dann küßte sie mich, lächelte mit ihrem bezaubernden Lächeln, das so sehr

einem Sonnenstrahl gleicht, und war plötzlich wieder ganz die Alte, voll Kraft der Selbstbeherrschung, und entschlossen, jeder, auch der härtesten Pflicht muthig in's Auge zu blicken.

Dreizehntes Kapitel.

Abenteuer.

Den 27. Dez. Fonda de las Cuatro Naciones, **Barcelona**.

Seit meinen letzten Aufzeichnungen ist kaum eine Woche verstrichen; doch scheinen es mir Monate zu sein! Ich konnte nicht früher schreiben; nun muß ich suchen, den Faden der Ereignisse wieder anzuknüpfen. Nach Verlauf eines Jahres wird alles jetzt Erlebte mir so traumhaft erscheinen, als sei es nie Wirklichkeit gewesen.

Am Abend unserer Ankunft in Valencia (den 19.) legte ich mich zwar mit einiger Sorge wegen des bevorstehenden Zusammentreffens mit Frau von Randolph schlafen, war aber doch im Ganzen ruhiger als seit langer Zeit; einmal, weil wir unser Reiseziel endlich erreicht hatten, besonders aber, weil ich Marietta's Einsicht und gesundem Urtheil vertraute, und mich überzeugt hielt, sie würde das tapfer durchführen, was sie als das Rechte erkannt.

Andern Morgens nahmen wir denn einen Lohndiener und gingen nach der Fonda de Paris. Valencia ist eben keine große Stadt und wir wollten uns nicht wieder auf eine Tartana einlassen. So unruhig und sorgenvoll mir auch zu Sinn war, fesselte mich doch der Anblick der schmalen Straßen mit ihren hübschen Balkons, während an den besten Häusern die gewölbten Säulengänge der innern Höfe und die breiten Treppen mit geschnitzter Balustrade einen Eindruck von Reichthum und verfeinertem Geschmack gaben, wie

ich ihn, seit wir Madrid verlassen, nicht mehr mit dem Gedanken an Spanien verknüpft hatte.

Die Fonda de Paris sah weniger behaglich aus, als der Cid. Wir fragten nach Frau von Randolph, und wurden nach kurzer Berathschlagung eine dunkle Treppe hinauf in einen steinernen Corridor geführt, und hier zu warten ersucht. Marietta's Aufregung ängstete mich, und Stühle zum Sitzen waren nicht vorhanden. Fast eine Viertelstunde standen wir, oder wanderten auf und ab, und meinten schon, man habe uns ganz vergessen. Endlich hörten wir das Rauschen eines seidenen Gewandes, und zu meinem äußersten Verdruß erschien die Baronin Chase am andern Ende des Corridors.

Sie näherte sich uns mit der unbefangensten Natürlichkeit, als verstehe sich ihre Anwesenheit von selbst, und äußerte: es nehme sie Wunder, uns hier zu sehen. Sie hätte uns auf dem Wege nach Granada vermuthet, weil wir uns geweigert, ihr Briefchen mitzunehmen; sie selber sei die Nacht durchgereist und gestern angekommen; man gewinne dadurch so viele Zeit, und nachdem sie uns gesehen, habe die Sorge um ihre arme Freundin ihr keine Ruhe gelassen, bis sie sich auf den Weg gemacht; das sei auch ein rechtes Glück, denn die liebe Frau von Randolph wäre recht krank; die Luft von Valencia sage ihr offenbar nicht zu, und sie fände nirgend ein gutes Unterkommen: der Cid sei voll, und die Fonda de Paris sehr unbehaglich; sie wolle deshalb gern einen passenderen Aufenthalt suchen.

Ich fiel ihr endlich in's Wort und sagte: „Wir erwarten Bescheid, ob Frau von Randolph uns sehen kann."

„Ach ja, freilich, deshalb bin ich eben gekommen. Frau von Randolph würde sich unbeschreiblich freuen, ihre Nichte zu sehen. Liebe Marietta —"

Die unverschämte Vertraulichkeit dieser Anrede ärgerte mich und ich unterbrach sie auf's Neue: „Sie meinen wohl Fräulein Randolph."

„Ja, Fräulein Randolph, — Marietta — einerlei! —" und die Person brach in das widerliche Lachen aus, welches mich immer schaudern macht. „Wir sind alte Freunde,

wissen Sie! Ich glaube, Marietta, Sie hatten von mir gehört, ehe Sie Frau von Anstruther kennen lernten."

Das arme Kind blickte schutzsuchend nach mir um, und ich schnitt ihr die Antwort mit den Worten ab: „Verstehe ich recht, daß Frau von Randolph uns sehen will?"

„Sie will Marietta sehen."

„Und mich nicht?"

„Heute nicht, fürchte ich."

„Marietta," sagte ich, „du kannst gehen und ich will hier auf dich warten;" sie zögerte, und ich fügte hinzu: „glaube nur sicher, daß ich den Gasthof nicht ohne dich verlassen werde."

„Fürchten wir uns?" lächelte die Baronin, Marietta auf die Schulter klopfend; „aber weshalb denn?"

Marietta wandte sich ruhig zu mir und sagte: „Ohne ganz besonderen Grund bleibe ich gewiß nicht länger fort, als eine halbe Stunde; sonst komme ich hierher zurück und bringe Ihnen Bescheid."

Sie folgte der Baronin den Corridor entlang, und ich fuhr fort, auf und nieder zu gehen, bis mir ein Kellner zu Gesicht kam, welchen ich bat, mir einen Stuhl zu verschaffen. Der Mann mußte mich wohl für ein verdächtiges Subjekt halten, denn er berathschlagte erst lange mit einem andern Kellner, riß dann die Thüre eines kleinen Vorzimmers auf, das in den Corridor führte, und äußerte, ich könne mich dort niedersetzen. Ich that das; die Thüre blieb offen, und ich setzte mich dicht daneben, um Marietta's Rückkehr beobachten zu können. Doch war ich nicht lange im Zimmer, als die bekannte, verhaßte Stimme des Barons van Bronnen an mein Ohr schlug. Er und ein Anderer gingen, wie ich's gethan, auf dem Corridor hin und her. Ich wünschte natürlich, unbemerkt zu bleiben, und als sie immer näher kamen, zog ich mich in einen dunkeln, wohl nach spanischer Sitte für Betten bestimmten Alkoven zurück.

Kaum war das geschehen, als beide Männer in's Zimmer traten; sie schlossen die Thüre nicht, sondern blieben dahinter stehen, wie ich's gethan. Ich dachte mir, sie wollten vielleicht nur Jemandem ausweichen, und würden gleich

wieder hinausgehen, gab mich deshalb nicht zu erkennen; vielleicht hätte ich das thun müssen; doch kam das Ganze so unerwartet, und mein Widerwille gegen den Baron war so groß, daß ich mich nicht gleich entschließen konnte, besonders weil sie im ersten Augenblick ganz stille schwiegen. Dann redete jedoch der Baron, und zu meiner Ueberraschung und Trauer antwortete ihm Johann Penryn, dessen Gesicht ich zwar nicht sehen, über dessen Stimme ich mich jedoch nicht täuschen konnte; sie ist ganz besonders sanft, wohllautend und klangvoll, vielleicht kaum männlich genug, aber äußerst gewinnend. Ich erfuhr, daß er selbigen Morgens mit der Eisenbahn von Alicante gekommen war; vieles blieb mir unverständlich, doch vernahm ich endlich die Worte: „Fernerer Aufschub wäre ganz nutzlos; ich bin ein Thor gewesen, daß ich so lange geblieben."

„Sie artiger Knabe!" spottete der Baron, und ergoß sich dann in deutschen Reden, die ich nicht hören konnte, und falls ich sie auch gehört, gewiß nicht hätte verstehen können; doch war ich außer mir vor Aerger und Ungeduld.

Johann Penryn sprach das Deutsche nicht geläufig; er verfiel wieder in's Englische und wurde immer eifriger und aufgeregter; er schien sich über Unglück im Spiel zu beklagen.

„Das wird nächstens besser kommen," sagte der Baron. „Wir wollen uns in Barcelona treffen, und dann sollen Sie's noch einmal versuchen."

„Es wäre vielleicht besser, der Entscheidung offen entgegenzutreten," antwortete Penryn; „sie muß ja doch früher oder später kommen."

„Hören Sie mich an," sprach der Baron; „ich bin älter und weiß viel mehr von diesen Dingen als Sie. Neville kommt es nicht auf die fünfzig Pfund an, und Ihnen eben so wenig. Halten Sie verschwiegenen Mund; ich werde Alles zu gelegner Zeit in Ordnung bringen. Machen Sie sich nur davon; er ist jetzt in Cordova, wird dort aber nicht lange bleiben; lassen Sie sich nicht erst fangen. Die Rayna segelt um vier."

„Fangen ist nicht das rechte Wort," sagte Johann stolz; „ich würde freiwillig Alles bekennen."

„Und wie ein unartiger Schulknabe nach England gebracht werden," höhnte der Andere. „Wie thöricht!"

„Ja, wie thöricht, daß ich Ihnen gefolgt," war die entrüstete Antwort. „Wenn ich nach Barcelona gehe, geschieht es nicht, um Neville zu entfliehen."

„Sondern um auf dem kürzesten Wege nach England zurückzukehren," sagte der Baron. „So sei es; nur bedenken Sie, daß es ein Ding gibt, was Ehre heißt." Und damit begann er wieder deutsch zu sprechen.

Ich fühlte mich nachgerade ganz elend. Hatte ich doch weit mehr gehört, als ich wollte, weit mehr, als für mein Ohr bestimmt war. Ich ertrug das nicht länger, und wollte gerade hervortreten; da sprach Johann Penryn einige zornige Worte, machte sich von dem Baron los und stürzte den Corridor hinab. Der Baron schloß hinter ihm die Thüre, setzte sich an einen kleinen gegen die Wand gestellten Tisch, zog ein Taschenbuch hervor und begann, sich Notizen aufzuschreiben.

Meine Scham und Angst waren unbeschreiblich. Er wandte mir den Rücken, und ich dachte einen Augenblick daran, unbemerkt an ihm vorüber zu schlüpfen; es war jedoch unmöglich; ich hätte die Thüre nicht ohne Geräusch öffnen können. So blieb mir keine Wahl, und scheinbar kühn, aber bebenden Herzens trat ich aus meinem Versteck hervor.

Der Baron fuhr zusammen, und der Ausdruck seines Gesichts wird mir unvergeßlich bleiben. „Ich fürchte, es waltet hier ein Irrthum ob," sagte ich; „der Kellner wies mir dieses Zimmer zum Warten an."

Er erhob sich, trat auf mich zu, faßte meine beiden Hände und sprach, mir in die Augen blickend: „Sie sind ein Spion!" Darauf preßte er meine Handgelenke so stark, daß ich hätte schreien mögen, und wiederholte langsam: „Sie sind ein Spion!"

Zu erschrocken, um anders, als ruhig zu scheinen, antwortete ich eben so langsam: „Ich warte auf Fräulein

Randolph, und bin aus Versehen in dieses Zimmer gewiesen. Lassen Sie mich los, Herr, oder ich rufe um Hilfe."

„Rufen Sie immerhin," sagte er, „es kommt doch Niemand! Sie sind ein Spion!"

„Und Sie wollen ein gebildeter Mann sein," erwiederte ich; „benehmen Sie sich denn als ein solcher, und lassen Sie mich los!"

Er preßte meinen Arm nur heftiger, aber sein Ton wurde ruhig. „Sie haben am Ende nichts gehört!" sagte er.

„Nichts von Bedeutung," antwortete ich; „nichts, was irgend Jemandem Gefahr brächte."

„Nein; aber gerade deshalb sollen Sie mir versprechen, es nicht wiederzusagen."

„Ich will Alles versprechen," war meine Antwort. „Ich habe nur wenige Worte gehört und sie nur theilweise verstanden."

„Aber Sie kannten ihn — den jungen Menschen, der eben fortging?"

„O ja, ich kenne ihn, — es ist Herr Penryn."

„Und Sie machen sich anheischig, nichts zu verrathen, auch nicht, daß Sie ihn gesehen?"

Ich zögerte; sein Blick wurde drohend: „Ich rathe es Ihnen," murmelte er.

Ich war so erschrocken, daß mir alle Gedanken vergingen und ich kaum wußte, was er von mir forderte, und was daraus entstehen konnte. Ich begehrte nur, von ihm loszukommen, und rief hastig aus: „Ja, ich verspreche das. Ich wüßte nicht, wem ich es sagen, wer sich darum kümmern sollte; ich verspreche es."

„Und ich traue Ihnen", erwiederte er; „Spion oder nicht, ich traue Ihnen. Wären Sie des Vertrauens unwürdig, so ist die Rache ja leicht — und sicher."

Er ließ meine Hände fahren, ich stürzte aus dem Zimmer und fiel halb ohnmächtig vor Schreck auf dem Corridor nieder. Ein Kellner erschien, konnte aber nur spanisch sprechen. Ich gewann so viel Kraft, ihn um ein Glas

Wasser zu bitten, welches er brachte, und dann, mich sehr verwundert betrachtend, fortging, um Jemand zu Hilfe zu holen; als er dann mit einem Franzosen zurückkehrte, hatte ich bereits wieder die Kraft, aufrecht zu stehen, und erklärte, daß ich eine Freundin erwarte, die bei einer englischen Dame, Namens Randolph, sei. Ob der Kellner sie nicht aufsuchen und ihr sagen wolle, ich sei unwohl und wünschte gleich nach Hause zu gehen. Ich sprach ganz ruhig, denn ich war wie betäubt; und nur wenn mein Blick auf die Thüre des Zimmers fiel, in welchem der Baron sich noch befand, mußte ich mich gewaltsam zusammennehmen, um nicht fortzustürzen, in der Erwartung, ihn wieder erscheinen zu sehen.

Ich weiß nicht, wie lange ich noch gewartet; es schien mir eine halbe Stunde, war aber vielleicht weniger. Ich glaubte, der Kellner habe mich vergessen und ging wieder auf und ab, doch ohne einen klaren Gedanken fassen zu können. Zuweilen erschienen Leute auf dem Corridor, die mich aber nur verwundert ansahen und weiter gingen. Endlich bis ans Ende des Corridors vordringend, gerieth ich auf einen Vorplatz und fand hier zu meiner größten Beruhigung den französischen Kellner, der gerade einigen neu angekommenen Gästen ihre Zimmer anwies. Ich hielt ihn an und fragte, weshalb er nicht zurückgekehrt sei, worauf er mit artigem Lächeln erwiederte: Ob Madame das nicht wisse? er bedaure sehr, habe aber den Auftrag gegeben, es mir zu bestellen; die junge Dame sei fort.

„Fort?“ rief ich; „wann? wohin?“

Das wisse er nicht, könne es nicht sagen. Und mit ungeduldigem Achselzucken widmete er sich seinen neuen Gästen; ich kehrte in den Corridor zurück und ging die Treppe hinab. Unten fand ich den Lohndiener, der uns nach der Fonda gebracht hatte, und ich vermuthete, Marietta würde bei ihm sein. Der Mann wartete hier: er habe Mademoiselle nicht gesehen, sie sei nicht unten gewesen; unbemerkt hätte sie nicht an ihm vorbeigehen können.

Das nahm mich Wunder; aber Marietta war ja selbstständig; da sie mich nicht gefunden, konnte sie allein nach

dem Gasthof zurückgekehrt sein, obgleich das nicht eben weise gehandelt wäre. Ich bereitete mich, ihr Vorwürfe zu machen; aber als ich den Cid und unsre Zimmer erreicht, war Marietta nicht da. Nun wurde ich ängstlich; es schien mir bedenklich, sich in einer spanischen Stadt auf so unbegreifliche Weise aus den Augen zu verlieren; doch hegte ich noch keine ernstlichen Besorgnisse; es mußte ja ein Irrthum obwalten, und den Lohndiener mitnehmend, kehrte ich nach der Fonda de Paris zurück. Unterwegs erkundigte ich mich nach jenem Schiff, der Rayna, und fragte, wohin das fahre. „Nach Barcelona," war die Antwort. Es sei eins der Dampfschiffe, die überall an der Küste anlegten; sie hielten keine bestimmte Stunde; man wisse nie, wann sie ankämen oder abführen, sondern sobald sie gelandet, melde ein Zettel im Postkomptoir die Zeit ihrer Weiterreise. Wenn ich Näheres zu erfahren wünsche, sei das Postbureau in der Nähe, — wir müßten daran vorüber.

Ich weiß nicht recht weshalb, aber es drängte mich, diesen Vorschlag anzunehmen. Ich folgte dem Lohndiener in's Comptoir und sah die Anschlagzettel: die Rayna sollte um vier Uhr nach Barcelona fahren; jetzt war die Uhr zwei. Ich konnte nicht erwarten, Johann Penryn zu begegnen, sah mich aber nach jedem Fremden um; der Anblick eines englischen Freundes wäre mir so lieb gewesen!

Dieser Wunsch steigerte sich noch nach meinem zweiten Besuch in der Fonda de Paris. Die Baronin Chase erschien selber, lud mich nicht ein, ihr Zimmer zu betreten, sah mir aber keck in's Gesicht, behauptete, Frau von Randolph sei todtkrank und könne Niemanden sehen, und versicherte, Marietta wäre schon über eine Stunde fort. Ich fühlte, daß sie die Unwahrheit sprach, und wandte mich bestürzt und verzweifelnd von ihr ab. Ich verließ den Gasthof; der Lohndiener fragte, wohin, und ich wußte ihm keine Antwort zu geben.

Möchte ich nicht in die Glorieta, — den öffentlichen Garten? Jeder Fremde besuche die Glorieta.

Mich ergriff eine verzweifelte Hoffnung, Johann Penryn dort vielleicht zu finden; ich brauchte den Rath, die Hilfe

eines Mannes, und so gingen wir nach der Glorieta. Ich weiß nicht, wie es da aussah, habe nur eine dunkle Vorstellung von geraden Wegen, Orangenbäumen und kleinen Statuen, und erinnere mich noch, daß der Lohndiener mich auf die Brücke über den schmalen, ausgetrockneten Guadalquivir führte, wo ich zurückschauen und den orientalischen Anblick der Stadt mit ihren Kuppeln und Palmbäumen bewundern sollte; meine Gedanken suchten aber nur Johann Penryn; Marietta stand in zweiter Linie. Sie war nicht verloren, konnte es ja nicht sein; aber ich hegte die feste Ueberzeugung, daß die Baronin Chase sie aus selbstsüchtigen Gründen verhindern wollte, zu mir zurückzukehren. Bis halb drei Uhr wanderte ich umher; da kam mir ein plötzlicher Gedanke: Ich wollte nach dem Hafen gehen. Wenn das Dampfboot um vier Uhr abfahren und Johann Penryn diese Gelegenheit benutzen wollte, so konnte ich ihn ja möglicherweise dort treffen. Diese Hoffnung gab mir neuen Muth, und, erschöpft wie ich war von Angst und Anstrengung, eilte ich dem Hafen zu. Die Rayna lag außen vor, und der Quai war angefüllt von Männern, Weibern, Kindern, Gepäck und Arbeitsleuten; Böte fuhren zwischen dem Dampfschiff und dem Ufer hin und her. Das rohe Benehmen der Menschen, ihr lautes Schreien, ihre unverständliche Sprache, ihr Gaffen und Lachen gaben mir den Rest. Ich ließ mich auf einer Bank nieder, um dem Gedränge zu entgehen, und der Lohndiener blieb neben mir stehen. Ich beobachtete jeden Vorübergehenden und hieß den Mann, sich nach einem englischen Herrn umsehen; aber der Andrang des Volkes um uns her war verwirrend. Nach etwa zehn Minuten sprang ich jedoch auf und stürzte nach dem Strande; ein Boot wollte gerade vom Lande abstoßen, und ich glaubte gewiß, Johann Penryn darin erblickt zu haben. Ein Mantelsack sollte noch in's Boot gelegt werden, — derselbe, den ich in Aranjuez gesehen; gerade als ich unten ankam, warfen sie ihn hinein; ich rief Johann bei Namen; er hörte mich, erhob sich zur Hälfte, wehte mit dem Taschentuch, rief: „Woher kommen Sie? Adieu!" Im nächsten Augenblick stieß das Boot ab, und ich war allein. Die

Gefühle jenes Augenblicks sind nicht zu schildern; ich mag sie mir kaum zurückrufen. Ich hätte der Vorsehung vertrauen müssen, aber obgleich ich betete, war alles Vertrauen dahin. Eine Frau fragte mich, ob ich krank sei; der Lohndiener, über meinen Anblick erschrocken, bat, eine Tartana holen zu dürfen; aber ich lehnte jede Hilfe ab, erklärend, ich sei nur müde. Die Besorgnisse jagten einander in meiner Seele und während mehrerer Sekunden hatte ich alle Urtheilsfähigkeit verloren; aber durch die Größe meiner Hilflosigkeit selber kehrte mir bald die Selbstbeherrschung zurück.

Ich wurde mir bewußt, etwas thun zu müssen, und dieses Etwas bestand darin, nach dem Gasthof zurückzukehren. Was ferner kommen sollte, wußte ich nicht, fühlte aber doch, daß Gott mir den Weg zeigen würde.

Zu Fuß konnte ich indeß nicht mehr fortkommen, und schickte also den Lohndiener nach einem Miethwagen aus. Er kam bald, und ich wollte gerade einsteigen, als eine Stimme in meiner Nähe rief: „Frau von Anstruther! Endlich finde ich Sie! Den ganzen Tag habe ich Ihnen nachgespürt!“ und mich umwendend erblickte ich Herrn Neville; neben ihm stand der Baron. Dessen Gegenwart verhinderte den Ausbruch meiner Schwäche; aber gewiß standen mir Thränen in den Augen, als ich Herrn Neville's Hand faßte und ihn bei Seite zog.

„Sie waren es also dennoch, der uns gestern Abend die Botschaft schickte?“ rief ich aus.

„Freilich; wer sonst? Ich beging ein Versehen und fuhr an der Station vorüber, von welcher eine Zweigbahn nach Santa Cruz fährt, wo es dann mit der Diligence weiter nach Cordova geht, und mußte einige Stunden auf Rückgelegenheit warten; da erzählte mir ein Freund, Johann Penryn sei in Valencia, er habe ihn dort eben verlassen. Deshalb kam ich gleich hierher und überließ mein Gepäck seinem Schicksal; es liegt jetzt in Cordova; und gestern Abend schickte ich Ihnen den Lohndiener, in der Meinung, Sie würden ihn brauchen können.“ (Seitdem ist es mir aufgefallen, daß Herr Neville uns nicht selbst entgegen kam.)

„Wir wiesen ihn sehr ungnädig ab,“ bemerkte ich; „aber

wer konnte ahnen, daß er von Ihnen geschickt worden! Außerdem hegte ich einen Verdacht. Sie haben indeß Johann Penryn gesehen?"

Obgleich ich mich von dem Baron abgewendet, fühlte ich doch bei diesen Worten seinen auf mich gerichteten Blick und mußte unwillkürlich nach ihm hinsehen. Der Ausdruck seines Gesichtes flößte mir Schauder ein.

Herr Neville erwiederte hastig: „Das habe ich gerade nicht. Man sagt mir, er sei gestern nach Malaga gereist."

Ein Ausruf wollte mir entfahren, aber ich unterdrückte ihn. Der Basiliskenblick ruhte auf mir und ich schwieg.

„Ich bereue mein Hiersein nicht," fuhr Herr Neville fort, „oder ich werde es nicht bereuen, falls ich Ihnen von Nutzen sein kann und Sie mich nicht zurückweisen. Wie geht es Fräulein Randolph?"

„Fragen Sie lieber: wo ist sie?" sagte ich sehr ernst, und fühlte mich einen Augenblick versucht, dem Baron zu trotzen und in Herrn Neville's Beisein darauf zu bestehen, daß er mich zu Marietta bringe; aber die Klugheit warnte mich davor, Argwohn zu zeigen, und so äußerte ich blos: „Steigen Sie mit mir ein, dann erzähle ich Ihnen mehr," und damit sprang ich, ohne Hilfe abzuwarten, in den Wagen. Herr Neville übernahm es, den Lohndiener zu entlassen; während er mit ihm sprach, kam der Baron dicht heran und flüsterte mir ins Ohr: „Denken Sie Ihres Versprechens," dann zog er den Hut sehr tief und verlor sich im Gedränge.

„Ein Schuft, wenn's je einen gab!" rief Herr Neville, ihm nachblickend, und setzte sich an meine Seite: „Aber sagen Sie mir, was bedeutet das? Wie befindet sich Marietta, — Fräulein Randolph? Ist sie müde, krank oder unglücklich?" Er hielt inne.

„Sie ist fort, ich weiß nicht wohin," war meine Antwort; und während wir durch die schmalen Straßen über das holperige Pflaster in unserm stoßigen Kasten dahinfuhren, erzählte ich ihm, was sich begeben. Ich beobachtete seine Mienen dabei, um zu errathen was er dachte und ob wirk-

licher Grund zur Sorge vorhanden sei; aber sein Gesicht blieb undurchdringlich, und er sagte nur zuletzt:

„Natürlich befindet sie sich bei Frau von Randolph.“

„Ja, natürlich,“ bestätigte ich; „Marietta ist kein Kind, das in einer fremden Stadt verloren gehen könnte. Wer aber solche Lügen vorbringt, thut das nicht ohne Grund, und wie soll ich, diesen Leuten zum Trotz, ihrer habhaft werden.“

„Ueberlassen Sie's mir,“ war die Antwort; „ich will Sie nur erst nach Hause bringen.“

Wie dankbar und erleichtert ich mich fühlte, drücken keine Worte aus. Wir fuhren nach dem Cid zurück, und ich stürzte die Treppe hinan in der unbestimmten Hoffnung, Marietta dort zu finden. Aber nein, — das Zimmer war grade wie ich's verlassen; Marietta's Schreibkasten stand auf dem Tisch, daneben lag der Fremdenführer, in dem sie eifrig zu studiren pflegte, ihr Sonnenschirm lehnte in der Ecke. Ich bemerkte das Alles mit einer Art prophetischen Grauens, — es war nicht gerade Furcht, aber ein Gefühl, als sollte sie mir hinfort nicht mehr angehören. Herr Neville wartete nur einen Augenblick und sagte um sich blickend: „Ich dachte es wohl; in einer Stunde sollen Sie von ihr hören!“ damit eilte er fort.

Ich nahm meinen Hut und Shawl nicht ab, und mochte nichts thun als da sitzen bleiben wo er mich verlassen, denn sobald ich allein war, kehrte meine Unruhe zurück, und wuchs immer mehr, als die Zeit verstrich und Herr Neville nicht zurückkehrte. Wir hatten an der Table d'hôte speisen wollen, aber die Mittagszeit kam und ging, ohne daß ich darauf achtete, bis ich mich schwach und hungrig fühlte und nach unserm Frühstückskorb griff; dann wanderte ich im Zimmer auf und nieder, trat an's Fenster und blickte in die schmale Hintergasse hinab. Als das Geräusch eines Menschenauflaufs an mein Ohr schlug, ging ich auf den Korridor, um nach der Ursache zu fragen, und traf hier den Fürsten der Berberei, einen schwarzen, orientalisch gekleideten Mann, welcher die Treppe heraufkam, sein Gefolge und der unterthänige Wirth hinter ihm her; zugleich begann eine Musik-

bande draußen auf dem Platz ein Stück aus dem „Trovatore“ ziemlich falsch zu spielen; ich verfolgte die Töne in dem nervösen Verlangen, hinauszueilen und die Leute zurechtzuweisen, und kehrte in mein Zimmer zurück, noch immer über Melodie und Text des Gehörten nachsinnend, als gebe es für mich nichts Wichtigeres auf der Welt.

Um sieben Uhr kam Herr Neville. Ich hörte seinen Schritt auf dem Korridor, und eilte ihm entgegen. Er war allein und mir sank das Herz. Seine ersten Worte lauteten indeß beruhigend: „Wir hatten Recht; sie ist dort.“

„Haben Sie sie gesehen?“

„Ja, und ein Billet von ihr mitgebracht.“

Er reichte es mir; ich riß es auf und las laut: „Liebste Frau von Anstruther! Ich muß hier bleiben; meine arme Tante ist sehr krank. Doch kann ich's nicht ertragen, Sie allein zu lassen. Möchten Sie mir meinen Koffer schicken? Morgen werden wir uns treffen. Ihre treue M. R.“

„Und warum benachrichtigte sie mich nicht früher davon?“ rief ich in gereiztem Tone aus.

„Sie that das,“ war die trockene Erwiederung.

„Was meinen Sie?“

„Fräulein Randolph schrieb Ihnen ein längeres Billet; die Baronin Chase sollte es besorgen. Diese kam zurück und erklärte, Sie seien fort, aber ein Bote wäre damit abgeschickt.“

„Das war eine Lüge.“

„Keineswegs,“ fuhr Herr Neville in demselben trocknen, fast sarkastischen Tone fort; „Sie gingen ja wirklich nach Hause.“

Aber weshalb schickte die Baronin mich selbst zum zweitenmal fort, ohne von dem Billet zu sprechen, und warum sagte sie, Marietta habe die Fonda verlassen?“

„Weil sie es glaubte, wirklich glaubte. Sie versichert das auf ihre Ehre;“ Herr Neville lachte höhnisch; „Marietta, — um Entschuldigung, — Fräulein Randolph war bei ihrer Tante; die Baronin Chase wußte es nicht; sie hatte

verstanden, sie sei fort, und sagte das. Es ist Alles ganz klar und einfach."

„Mir nicht," erwiederte ich, „und Ihnen auch nicht. Warum hätte Marietta denn geschrieben, wenn sie zu mir zurückkehren wollte?"

Sein Wesen veränderte sich. „Das Weib ist falsch wie die Hölle," rief er aus, „aber zugleich schlau wie Satan."

„Und behauptete sie das Alles selbst?" fragte ich.

„Ja, und ohne Erröthen, nachdem sie mich fast zwei Stunden unter dem Vorwand von Geschäften hatte warten lassen. Ich hätte auch schließlich Fräulein Randolph nicht zu sehen bekommen, wenn ich nicht in einer Weise darauf bestanden, welche sie überzeugte, daß ich nicht gesonnen sei, mit mir spielen zu lassen."

„Und als Marietta kam, was äußerte sie da?"

„Ueberraschung; dann gab sie mir dieses Billet. Sie hatte geglaubt, ich sei in Cordova."

„Und Sie erklärten ihr —"

„Ich erklärte ihr nichts. Die Baronin blieb im Zimmer, und ich wollte nicht in ihrer Gegenwart verrathen, daß ich Johann Penryn hier gesucht."

„Aeußerte Marietta denn sonst nichts über ihre Tante? Schickte sie keine Bestellung, keinen Gruß?"

„O ja, viele Grüße, aber sie wurde plötzlich abgerufen. Frau von Randolph verlangte nach ihr."

„Das ist wenig befriedigend," seufzte ich.

„Ja, sehr wenig."

Wir saßen und blickten uns schweigend an, bis Herr Neville aufstand und nach seinem Hut griff. „Wollen Sie fort?" sagte ich. „Können Sie nicht bleiben? Aber freilich, Sie wären besser da, wo Marietta ist."

„Ich kann nichts thun," erwiederte er, „und muß heute Abend nach Alicante aufbrechen."

„Heute Abend?"

„Ja, ich muß ohne Verzug nach Malaga, um Johann Penryn zu suchen."

Ich erschrack und wollte gerade sagen: „dort ist er nicht;" aber die Erinnerung an mein Versprechen hielt mich zurück

und ich rief nur hastig aus: „Und Sie müssen mich und Marietta verlassen?“

„Es ist sehr unhöflich, sehr unritterlich, aber mir bleibt keine Wahl.“

„Herr Neville,“ sagte ich, „wir beide verstehen einander gewiß. Die Worte ‚unhöflich, unritterlich‘ haben hier keinen Sinn. Ich erkläre Ihnen ehrlich, daß Marietta’s Lage mir große Sorge macht, daß ich des Raths und der Hilfe bedarf, und ich bitte Sie ernstlich, hier zu bleiben.“

„Und ich, Frau von Anstruther, antworte Ihnen, daß ich meine rechte Hand abhauen würde, um zu helfen, zu dienen,“ — er erröthete und erblaßte wie ein junges Mädchen — „um Ihnen von Nutzen zu sein; aber ich muß fort. Verlassen Sie sich jedoch darauf, daß ich gleich zurückkehre; und in der Zwischenzeit habe ich hier einen englischen Freund, einen Kaufmann, der Ihnen in Nothfällen beistehen kann.“

„Aber weßhalb müssen Sie fort? Was treibt Sie?“ Ich sagte das fast ungestüm und Herr Neville blickte mich verwundert an.

„Fürchten Sie sich dermaßen?“ fragte er.

„Ach nein, das gerade nicht, es kann uns ja nichts widerfahren; aber ich bitte dennoch: gehen Sie nicht fort.“

„Es ist leider meine Pflicht,“ sagte er ruhig.

„Doch könnte es eine andere, dieser entgegengesetzte Pflicht geben.“

„Ich verstehe nicht. Wenn Sie Schutz brauchen, werde ich mir alle Mühe geben, hier für einen Beschützer zu sorgen.“ In seiner Stimme lag etwas wie Geringschätzung; er hielt mich offenbar für eine schwache, thörichten Einbildungen nachgebende Frau; aber das kümmerte mich nicht. Ich fühlte, daß ich ihn auf jede Gefahr hin festhalten müsse, und fragte mich, ob jenes dem Baron gegebene Versprechen denn wirklich bindend sei, ein Versprechen, das mir gewissermaßen durch Gewalt entrissen worden. Zu Spitzfindigkeiten blieb indeß keine Zeit, und, so groß die Versuchung auch war, widerstand ich ihr dennoch.

„Es ist nicht meinetwegen,“ sagte ich. „Ich habe

Gründe, — kann sie aber nicht klar machen. Ich bitte Sie nur, mir zu vertrauen, und wenigstens bis morgen zu bleiben. Wenn Sie für Johann Penryn fürchten, so bedenken Sie, daß sein schlimmster Feind sich hier befindet."

Diese Andeutung schien Eindruck auf ihn zu machen. Er überlegte einige Sekunden und sagte dann: „Bis morgen, — daraus könnte ja kein Schaden erwachsen."

„Ja, nur bis morgen," rief ich. „Wer weiß, was bis dahin geschieht; und wenn Sie mir nur vertrauen wollten!"

„Ich verstehe nicht, liebe Frau von Anstruther. Weshalb sollte ich Ihnen nicht vertrauen? Aber es ist besser, daß ich nun gehe; Sie werden morgen ruhiger, gefaßter sein. Ich komme dann gleich zu Ihnen und werde jedenfalls Sorge tragen, daß Sie hier zu Jemandem Ihre Zuflucht nehmen können. Bitte, beruhigen Sie sich. Kann ich diesen Abend sonst noch etwas für Sie thun?"

Ich fühlte mich so erregt, so empört, so ärgerlich und beschämt, daß ich kaum wußte was ich sprach; Herr Neville schüttelte mir herzlich die Hand, wünschte mir guten Abend und kehrte nach der Fonda de Paris zurück.

Ich haßte ihn beinahe. Er hatte mich mißverstanden, war nicht auf mein Gefühl eingegangen, hatte kaum die gewöhnliche Ritterlichkeit eines Mannes von Welt gezeigt; und vor Allem, — er blickte auf mich herab; keine Frau erträgt das mit Geduld, noch viel weniger mit Demuth. Ich freute mich, wieder allein zu sein, um meinen Empfindungen freien Lauf zu lassen. Fortgehen! Ja, mochte er fortgehen wenn er es wünschte, wohin er wollte, und sobald es ihm behagte. Er mußte in seiner Weise thun, was ihm oblag, und mir das meinerseits zu thun überlassen. Was mir auch widerfahren mochte, ich würde mich nie wieder so weit demüthigen, Herrn Neville um Hilfe zu bitten.

Eine Zeitlang blieben alle meine Gefühle in Aufruhr, aber es gelang mir doch, noch vor dem Schlafengehen mich in eine christlichere Stimmung zu versetzen. Herr Neville war kalt, das unterlag keinem Zweifel; er hielt mich für eine albern ängstliche, nervöser Aufregung nachgebende Frau, das schien eben so gewiß; aber er kannte auch nicht alle

meine Gründe zu Besorgnissen, konnte sie nicht kennen; und da ich bisher allein fertig geworden, glaubte er natürlich, das würde auch ferner geschehen, während er verpflichtet sei, Johann Penryn aufzusuchen. Mein Hauptbedenken lag in dem Umstand, daß er einer falschen Fährte nach Malaga folgte. Hätte ich das jenem elenden Baron gegebene Versprechen nur brechen zu dürfen geglaubt, so wäre mir alles Andere gleichgiltiger gewesen; aber ich sann und sann, faßte Entschlüsse und ließ sie wieder fahren und kam am Ende nicht weiter als ich im Anfang gewesen.

Sehr einsam schien mir jenes kleine Hinterzimmer im Cid, sehr öde ohne Marietta. Der südliche Glanz, welcher den Tag so entzückend gemacht, gewährte nur halben Ersatz für den langen Abend, dessen Kühle einen Shawl wünschenswerth machte; auch schien sich das Wetter ändern zu wollen. Zum erstenmal, seit wir über die Sierra Guadarrama gekommen, hatte ich Wolken gesehen, und Windstöße jagten den Staub auf den Straßen umher. Die Empfindungen dieses Abends werden mir unvergeßlich bleiben! Aber in den Tiefen meines Herzens wiederholte ich mir den Trost, welchen meine alte Wärterin mir gab, wenn ich die ersten Symptome nervöser Kopfschmerzen fühlte: „Achte nicht darauf; das Schlimmste soll noch erst kommen.“

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Der folgende Tag war Sonntag, und brachte mir gleich zu Anfang Trost. Ich schickte den Lohndiener nach der Post, in der unbestimmten Hoffnung, daß Briefe für mich oder für Marietta gekommen sein könnten.

Er brachte ein Schreiben von Ina, welches etwas heiterer

lautete, obgleich sie sich über mein längeres Ausbleiben beklagte. Heinrich Anson sei gekommen und bleibe vermuthlich einige Tage dort. Es habe sie entzückt, durch ihn von uns zu hören, und er selber komme ihr wie ein Stückchen Heimath vor. Sie wollten Nachmittags eine Ausfahrt machen, und vielleicht am folgenden Tage ausreiten, wenn Frau von Strangway's Reitkleid ihr passe.

So lautete der Anfang des Briefes; das Ende war nach dem Ritt geschrieben und enthielt eine Nachricht, die mich interessirte:

„Ich muß dir doch erzählen, liebste Mama, was Herr Anson über Vetter Johann berichtet, und weshalb Herr Neville hinter diesem drein jagt. Vetter Johann ist ein Neffe jenes alten reichen Herrn Neville im Norden, also ein rechter Vetter unseres Neville. Bis vor Kurzem hielt Jedermann unsern Eduard Neville für den künftigen Erben; Vetter Johann ist aber an seine Stelle getreten, und der alte Mann hat erklärt, er würde diesem all' sein Geld vermachen. Nun scheint Johann indeß auf Abwege gerathen; Herr Anson sagt mir nur, er habe verschwenderisch gewirthschaftet und schlechte Gesellschaft aufgesucht, und wenn der Alte das erfahre, würde Vetter Johann seine Gunst verlieren und Herr Neville sie wieder gewinnen. Anson hofft das eigentlich. Er sagt, jene Maßregel wäre sehr hart für Neville gewesen, und das finde Jeder, ihn selbst ausgenommen, der nur darnach strebe, Johann nach England zurückzubringen und ihn vor Schaden zu behüten. Das Alles vertraute er mir im tiefsten Geheimniß; doch sagte ich ihm gleich, daß ich Nichts vor dir zurückhielte. Ich glaube, es freut ihn, Jemanden zu finden, der seine Interessen theilt, denn er scheint mir sehr bedrückt. Ich kann nicht umhin zu argwöhnen, daß zwischen ihm und Marietta etwas vorgefallen, weil er sich scheut, ihren Namen auszusprechen.

Großmama hat mir geschrieben und vielerlei aus Arling berichtet. Lord Hopeton ist eben mündig geworden, und es stehen deshalb große Festlichkeiten bevor. Es wundert mich, daß nicht einmal der Wunsch in mir aufsteigt, dabei zu sein; doch ist es in der That so. Ich ziehe das ruhige

Leben hier vor, und nun ich zu reiten begonnen, werde ich viel von der Gegend sehen. Wir machen oft große Gesellschaften aus; aber ich halte mich nur zu meinen Freunden und lerne sonst fast Niemanden kennen."

Wie dieser Brief Ina ähnlich sieht! Ihr Geist verlangt so nach Zerstreuung, daß es mich immer mehr oder weniger bekümmert. Aber man muß die Naturen nehmen wie sie sind, und nicht von ihnen fordern, was Gott ihnen vorzuenthalten für gut befunden. Darüber nachzudenken blieb mir auch jetzt keine Zeit. Ich erwartete Herrn Neville jeden Augenblick und mußte mich entscheiden, ob ich ihm sagen sollte, daß er hinsichtlich Malaga's fälschlich berichtet worden sei. Ich überlegte die Sache noch einmal und zwar mit weit tieferem Interesse, weit wärmerer Theilnahme als am Abend zuvor. Ina's Brief hatte mir ein neues Licht über Herrn Neville's Charakter angezündet, — wie ehrenwerth und gewissenhaft erschien er mir jetzt! Er sorgt nur um so eifriger für Johann Penryn, weil er in ihm seinen Nebenbuhler retten würde! Natürlich mußten so gewöhnliche Ansprüche, wie die meinigen, davor zurückstehen und das Ablehnen derselben konnte leicht eine schroffe Form annehmen.

Ich schämte mich meiner früheren Bitterkeit, und hätte das gern bekannt; aber Herr Neville ist ziemlich unnahbar. Ich schätze ihn hoch, doch wäre es unmöglich, ihm eine Schwäche oder einen Fehler einzugestehen.

Die Zeit verstrich. Ich dachte, wie wichtig es sei, daß Herr Neville Johann auffinde, und warf mir vor, ihn nur eine Stunde lang festgehalten zu haben. Je mehr ich die Sache überlegte, desto weniger fühlte ich mich durch jenes erzwungene Versprechen gebunden; und doch bebte meine Seele vor dem Gedanken, es zu brechen, zurück. Ich hatte noch nie etwas der Art gethan, und glaubte dadurch alle Selbstachtung einbüßen zu müssen. Aber auch die Furcht machte ihren Einfluß geltend; ich schauderte bei der Erinnerung an jenes Menschen Gesicht. Schon arbeitete ich mich wieder in die Aufregung und Schwäche des vergangenen Abends hinein, als Herr Neville gemeldet wurde.

Er bringe mir Botschaft von Fräulein Randolph,

war seine Begrüßung; sie wünsche dringend, mich zu sehen. Es seien neue, ihm unbekannte Pläne im Werk; doch glaube er, sie dächten Valencia sogleich zu verlassen.

„Das würde geschehen, um mich zu vermeiden,“ entgegnete ich; „ich vermuthete dergleichen, seit ich diese Elenden hier gesehen. Die Baronin wird mich nie zu Frau von Randolph lassen.“

„Aber weshalb nicht?“

„Weil sie weiß, daß ich nicht, wie Marietta, gekommen bin, um sie zu pflegen und zu verziehen, sondern auch mit dem Entschluß, Marietta's Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Eine andere Ursache dieser Schleichwege kann es nicht geben.“

Herr Neville wurde sogleich aufmerksam. „Ich glaubte, Fräulein Randolph sei von ihrer Tante unabhängig,“ sagte er.

„Zum Theil, nicht völlig. Sie besitzt ihr eigenes kleines Vermögen; aber eine ihr bestimmte Summe von zwei tausend Pfund ist zum Theil in Frau von Randolph's Händen, und ich habe diese spanische Reise hauptsächlich unternommen, um ihr dazu zu verhelfen.“

„Aber Frau von Randolph wäre doch keiner Ehrlosigkeit fähig?“ rief er aus.

„Gewiß nicht. Sie ist nur schwach und krank und zum Aufschieben geneigt, und jenes elende Weib beherrscht sie völlig.“

„Wenn die Baronin Chase aber böse Absichten hegte, würde sie doch nicht wünschen, Fräulein Randolph bei ihrer Tante zu lassen, sondern eher trachten, sie zu trennen. Fräulein Randolph's Einfluß —“

„Wird nie zu ihren eigenen Gunsten angewendet werden. Marietta ist in Geschäftssachen völlig Kind, und so romantischen Edelmuthes voll, daß ich noch nie gewagt, ihr von meinem Vorhaben zu reden. Sie würde sich demselben gewiß widersetzen, aus Furcht, Frau von Randolph könne ihre ganze Herüberkunft eigennützigen Beweggründen zuschreiben.“

Herr Neville dachte einige Augenblicke nach und sagte

dann: „Ja, ich begreife; aber Fräulein Randolph meinte doch, Sie würden bei ihrer Tante vorgelassen werden.“

„Wenn das geschieht, wird die Baronin Chase schon Sorge tragen, daß ich sie nicht allein zu sprechen bekomme. Mit einem Wort, Herr Neville, die ganze Sippschaft flößt mir das äußerste Mißtrauen ein. Ich habe Ursache zu glauben, daß sie, falls Marietta bei ihrer Tante bleibt, alles Denkbare thun werden, um die uneigennützige Gesinnung der ersteren zu ihren Zwecken auszubeuten, so daß sie ihre Zeit und ihr Geld verlieren, und Niemand Gelegenheit finden wird, sich einzumischen. Mir selber bleibt nichts Anderes übrig, als nach England zurückzukehren, mit dem unangenehmen Gefühl, das arme Kind durch meine Schwäche in eine solche Lage gebracht zu haben.“

„Es wäre vielleicht weiser gewesen, nicht herzukommen,“ bemerkte er ernst.

„Gewiß; aber wenn ich Marietta nicht begleitet hätte, würde sie sich allein auf den Weg gemacht haben. Sie war zur Reise entschlossen, und ich besitze keine Autorität über sie. Kein Mensch hat das Recht, ihre Schritte zu leiten.“

„Ein gefährlicher Standpunkt für ein junges Mädchen,“ äußerte Herr Neville mit halb spöttischem Lächeln.

Ich war nicht scherzhaft gestimmt und sagte rasch: „Sie würden meine Gefühle theilen, Herr Neville, wenn Sie wüßten was es heißt, ein junges Mädchen unter solchen Leuten zurückzulassen, in genauer Verbindung mit einem Baron van Bronnen!“

Er fuhr zusammen, als habe ihn ein Stich getroffen. „Sie können doch keinen Augenblick wähnen, daß ich Ihre Gefühle nicht theile, Frau von Anstruther!“ damit wandte er sich ab, ging nach dem Fenster und blieb dort schweigend stehen. Dann kehrte er zurück und sagte: „Ich werde Valencia nicht verlassen, bis ich in dieser Sache klarer sehe.“

„Ich danke Ihnen,“ war meine Antwort, „ich danke Ihnen herzlich,“ und ich ergriff seine Hand; sie war ganz kalt und zitterte; sein Entschluß mochte ihn wohl Kampf kosten, denn er dachte gewiß an Johann Penryn. Doch sah ihm

das wieder nicht ähnlich, — solche Aengstlichkeit schien eher den Gefühlen einer Frau als denen eines Mannes angemessen. Aber nun mußte ich ihm doch Alles sagen was ich wußte; er durfte nicht länger im Dunkeln gelassen werden. Ich wollte nur so lange warten, bis ich Marietta gesprochen.

Gerade weil unsere Gedanken anderswo weilten, begann ich: „Ein Brief von Ina sagt mir, daß Anson sich in Pau befindet und ziemlich trübselig gestimmt scheint. Ina meint, es müsse zwischen ihm und Marietta etwas vorgefallen sein."

Das half mir nicht; er ging nicht auf den Gegenstand ein, sondern äußerte nur, er habe wohl gedacht, daß Anson nachgerade in England angekommen sein müsse; dann fragte er, ob er mich um zwölf Uhr, als der von Marietta bestimmten Stunde, abholen und nach der Fonda de Paris begleiten solle; wir verabredeten das und schieden.

So geschah es denn auch. Herr Neville wollte mich allein zu Marietta hinaufgehen lassen, aber ich verlangte, er solle mitkommen. Wir wurden in eine Art Salon geführt, und mußten hier gewiß eine halbe Stunde warten, ehe Marietta erschien. Herrn Neville's Gegenwart überraschte sie sichtlich, denn sie erröthete und ward verlegen. Die Beiden redeten kaum mit einander, und Mariette fragte ihn nicht, weshalb er hier sei und nicht in Cordova; vielleicht hatte er ihr das schon am Morgen erklärt. Sie beschäftigte sich nur mit mir, und zeigte sich so natürlich, ohne Hinterhalt oder Befangenheit, daß ich glaubte, wir würden besser allein bleiben, und das Herrn Neville andeutete. Er schien auch sehr bereit zu gehen, denn er mußte telegraphiren, daß man ihm seinen Koffer aus Cordova hierhersende; freilich sei es ganz unsicher, ob er ihn je wieder zu sehen bekäme; Spanien sei das letzte Land in der Welt, in dem man sich von seinem Gepäck trennen dürfe.

„Es ist recht ärgerlich," äußerte Marietta.

„Nein, nicht ärgerlich, nur unglücklich, Fräulein Randolph. Frau von Anstruther, wann soll ich Sie wieder abholen?"

„In einer halben Stunde, — in dreiviertel Stunden, — was meinst du, Marietta?“

„In einer Stunde, wenn Sie mögen,“ war Marietta's bestimmte Antwort; dabei erhob sie sich, wartete, bis Herr Neville das Zimmer verlassen, und umarmte mich dann stürmisch auf ihre italienische Manier.

Wie ein erfrischender Lufthauch berührte mich ihre Gegenwart! Hatte ich doch vorher kaum gewußt, wie öde und einsam mir zu Muthe gewesen! Wir sprachen über das Mißgeschick des letzten Abends und Marietta behauptete, daran sei nur ein Versehen Schuld. Die Baronin wäre ebenso unglücklich gewesen als ich, und nur die späte Stunde habe sie verhindert mir nachzugehen, um Alles zu erklären; auch hätten sie mich ja in Herrn Neville's Schutz gewußt.

„Doch war er sehr nahe daran, mich zu verlassen,“ bemerkte ich; „er hatte beschlossen, nach Malaga abzureisen.“

Marietta antwortete nicht gleich, und während dieser Pause hörte ich ein Rascheln, als bewege sich Jemand hinter den Glasthüren, welche einen im Zimmer befindlichen Alkoven schlossen. Ich blickte um; Marietta sagte leichthin: „Die Leute gehen hier nach Belieben aus und ein; es giebt ja noch eine andere Thüre, und sie brauchten diese nicht zu benutzen; es ist höchst unangenehm und meine arme Tante kann es auch nicht länger aushalten. Sie will gern nach Malaga, wo Alles behaglicher sein würde, und darüber wollte ich mit Ihnen reden. Sie meinte, falls Sie uns dahin begleiten möchten, könnten Sie vielleicht von dort mit dem peninsularischen Dampfboot nach England zurückkehren.“

„Aber was würde dann aus Ina?“ fragte ich.

„Ach ja, das ist wahr! Doch giebt es ja so viele Gelegenheiten in Pau! Sie fände gewiß leicht Begleitung.“

„Ich muß nach Pau zurück,“ erwiederte ich; „ich sehne mich dahin, um zu sehen, ob Alles nach meinen Wünschen eingerichtet worden.“ Meine Stimme bebte und Marietta's Theilnahme erwachte augenblicklich.

„Ach,“ sagte sie, „glauben Sie nicht, daß ich solche Erlebnisse vergessen könnte; es ist nur so wunderbar, hier zu sein, — alles Andre scheint mir um hundert Jahre in

die Ferne gerückt. Ich will gewiß nicht selbstsüchtig sein, sehne mich aber so, Sie zu haben, zu behalten!"

„Ich könnte doch nicht viel mit dir sein, theures Kind; die Baronin Chase ist mir unleidlich, dir aber nicht."

„Sie meinen doch nicht, daß die Baronin Chase bei uns bleiben will?" rief sie aus; „o nein! sie kehrt gleich nach Paris zurück."

„Und der Baron, wo bleibt der?"

„Im Monde, so viel ich weiß; keinenfalls geht er mit uns."

„Was führte ihn denn her?"

„Seine Theilnahme; theilnehmend sind sie wirklich; ich kann nicht umhin, das zu erkennen. Die Baronin pflegt meine arme Tante wie eine Schwester."

„Und Frau von Randolph bedarf solcher Pflege?" fragte ich.

„Ach ja, sie ist sehr krank, sehr verändert, und kann nur wenig unternehmen; das rührt von einer Erkältung her, die sie sich in Madrid geholt; und sie hofft Alles von Malaga; wenn es Sommer wird, kehren wir dann nach England zurück."

„Wir!" wiederholte ich; „es ist also beschlossen, Marietta, und du willst mich verlassen!"

Nun brach sie zusammen; ihre Ruhe und Heiterkeit waren nur erkünstelt gewesen. Die Aussicht in die Zukunft schien trostlos genug, aber sie empfand den Beschluß als Pflicht, stählte sich zu deren Erfüllung, und tröstete sich mit dem Gedanken, zum Sommer nach England in die alten Verhältnisse zurückzukehren.

Wir redeten lange mit einander, und ich erkannte immer deutlicher, wie unabhängig Marietta gesinnt war, und wie wenig ich, auch wenn sie bei mir geblieben wäre, ihre Handlungen hätte leiten können. Ihr warmes Gefühl hatte mich über Manches getäuscht und ich hatte den Einfluß ihrer Liebe zu Ina höher angeschlagen, als ihm zukam. Diese Liebe war romantischer Natur, aber Marietta's Herz verlangt mehr; und Ina steht an geistigem Gehalt und Fähigkeiten unter ihr. Klar und deutlich, aber niederschlagend,

entwickelte sich die nächste Zukunft vor unsern Blicken: Marietta kannte ihre Pflicht und ich die meinige, obwohl es mir noch ungewiß blieb, ob ich sie bis Malaga begleiten solle, oder nicht. Ich mußte das erst überlegen, und fragte, ob ich Frau von Randolph sehen könne?

„Ja gewiß, sobald sie dazu im Stande sein wird."

„Und ist sie das jetzt nicht?"

„Ich glaube nicht gerade heute Morgen; ihre Nacht war so schlecht, und die Baronin beschwor mich, ihr Ruhe zu gönnen."

Der alte Argwohn erwachte auf's Neue. „Wenn deine Tante nur das erste Wiedersehen überstanden, würde es ihr nachher leichter," sagte ich.

„Gewiß; ich habe ihr auch gesagt, sie müsse Sie sehen, und es ist ihr eigener Wunsch. Sie weiß, wie viel Sie für mich gethan haben."

„Ich begehre keinen Dank," war meine kalte Erwiederung, und Marietta rief lachend und zärtlich: „Wie stolz! Ob aber Andere Ihnen auch danken mögen, ich werde es doch niemals thun. Manches liegt über allen Dank hinaus," setzte sie leiser hinzu.

Ich kehrte zum Gespräch über Frau von Randolph zurück, und fragte, ob diese mich gewiß später am Tage empfangen würde, — vielleicht um fünf, sechs oder sieben Uhr? mir sei jede Stunde recht.

Marietta antwortete so einfach als wahr: sehen solle ich sie gewiß, doch müsse sie erst bei der Baronin Chase anfragen.

„Liebes Kind," bemerkte ich endlich, „wann willst du dich der Baronin Chase entschlagen und auf deine eigne Verantwortlichkeit handeln?"

„Wenn ich erst sicher weiß, wie weit meine Verantwortlichkeit reicht," war ihre Antwort, und dagegen konnte ich nichts einwenden.

Herr Neville kam, um mich abzuholen, d. h. er ließ mir sagen, daß er unten sei, und ich kehrte mit ihm nach dem Cid zurück. Unterwegs traten wir in zwei wohlgefüllte Kirchen und hörten ein Stück einer Predigt, die vom

Glauben handelte. Draußen auf dem Markte drängten sich kaufende und verkaufende Menschen; es war Alles so wenig sonntäglich, so ungewohnt und einsam! Herr Neville erklärte sich abermals bereit, in Valencia zu bleiben, bis ich hinsichtlich meiner Reise einen Beschluß gefaßt; er hoffte, mir Schutz und Beistand gewähren zu können. Johann Penryn betreffend, meinte er, wir würden ihn ja in Malaga treffen, wenn er dort wäre; wo nicht, so sei er ohne Zweifel nach England abgefahren. Jedenfalls habe er weniger Sorge seinethalben, da er ihn der Nähe des Barons van Bronnen entrückt wisse. Das freute mich sehr, und doch kam ich mir wie eine Verrätherin vor. Wir standen, während er sprach, gerade vor der Kathedrale und wollten die Treppe zum Thurm hinansteigen; ein französischer Herr gesellte sich zu uns, und ich blieb also die Antwort schuldig. Der Blick von oben ist schön und weit: man übersieht die berühmte Huerta von Valencia, eine reiche, mit Häusern, Fruchtbäumen und Gärten bedeckte, im Süden und Osten von dem mittelländischen Meer, im Norden und Westen von einer felsigen Hügelkette begrenzte Ebene, welche mich an den Val d'Arno erinnerte; aber Florenz ist weit malerischer als Valencia, obgleich man die maurischen Dome der letzteren Stadt rühmend hervorhebt. Meine Seele war indeß weniger mit der Aussicht, als mit der Eröffnung, die ich Herrn Neville machen sollte, und ihren möglichen Folgen beschäftigt; es kam aber noch etwas dazwischen. Der Franzose begleitete uns nach dem Cid, und dann gingen Herr Neville und er in verschiedenen Richtungen fort; ersterer mit dem Versprechen, bald zurückzukehren.

Mir blieb also noch ein Aufschub; gegen fünf Uhr kam er aber wieder und inzwischen hatte ein Billet Marietta's mir mitgetheilt, daß sie, falls das erwartete Dampfboot früh genug einträfe, folgenden Tages nach Malaga abzureisen gedächten. Vielleicht würde die Baronin Chase, welche gleich nach England heimzukehren wünsche, sie begleiten, der Baron van Bronnen aber jedenfalls in Valencia zurückbleiben. Sie bat mich, die Sache zu überlegen und ihnen, wo möglich, das Geleite zu geben.

Ich legte das Blatt in Herrn Neville's Hände; er bemerkte nur: „es ist so am besten; denn es zerschneidet den gordischen Knoten für uns Alle."

„Nicht für Sie," sagte ich. „Johann Penryn befindet sich in Barcelona." Während ich sprach, war mir zu Muthe, als begehe ich eine Sünde, und doch fühlte ich mich erleichtert; jedenfalls konnte ich nicht mehr zurück.

Herr Neville sah mich verwundert an; dann folgte die natürliche Frage: woher ich das wisse?

Ich berichtete nun, was zwischen mir und dem Baron vorgefallen; seine Miene verdüsterte sich, und als ich geendet, äußerte er im Ton kalten aber heftigen Verdrusses: „Hätte ich das doch früher erfahren! es ist unsäglich ärgerlich! Ich weiß nicht, was ich dabei machen soll."

Für meine Angst, meine Gewissensnoth hatte er kein Wort, keinen Gedanken. Ich fuhr fort: „Vielleicht hätte ich früher reden sollen; doch fühlte ich mich gebunden —"

„Gebunden, es anzuhören, daß jener Schurke mich Angesichts Ihrer belog, ohne ihm zu widersprechen. Ich verstehe solche Gewissensbedenken nicht. Aber verzeihen Sie mir, Frau von Anstruther, — es war wohl die Angst —"

„Gewiß war es Angst," erwiederte ich, „aber nicht allein: auch Gewissenhaftigkeit. Sie mögen das nicht verstehen, doch empfand ich solche Bedenken und empfinde sie noch; bin auch keineswegs sicher, ob ich recht gehandelt. Aber selbst vorausgesetzt, daß ich früher gesprochen, was hätten Sie denn mehr thun können, als jetzt geschehen ist?"

„Ich hätte gestern Abend mit der Diligence nach Barcelona reisen können."

„Um mich der Rache des Barons van Bronnen zu überlassen? Das traue ich Ihnen doch nicht zu."

Er antwortete nicht, aber seine Miene wurde etwas heller. Er setzte sich, stützte den Kopf in die Hand und überlegte. Ich schwieg, denn jedes Wort meinerseits hätte ihn vermuthlich nur gereizt. So nahm ich auch einen Stuhl, und begann im Fremdenführer zu blättern.

Nach einiger Zeit blickte er auf und sagte: „Reisen Sie morgen nach Malaga?"

„Ich bin fast dazu entschlossen."

„Vielleicht entschließen Sie sich ganz; auf Ungewißheiten hin kann man nicht handeln."

„Nun," erwiederte ich zögernd, „ich glaube, es bleibt mir wohl keine andere Wahl."

„Nein," entschied er, „keine. Ich warte bis Sie fort sind, und gehe dann —"

„Nach Barcelona; es thut mir sehr leid."

„Mir auch." Er stand auf, zögerte aber noch, und ich merkte ihm den Wunsch an, sich wegen seiner Heftigkeit zu entschuldigen; helfen mochte ich ihm indeß nicht, sondern blieb stehen und sah ihn an.

Er wollte nun einen kühlen Abschied nehmen, aber — ich weiß nicht wie es kam — wir zürnten uns gegenseitig wohl nicht ernstlich, — seine Finger hatten die meinigen kaum berührt, als es wie ein Schatten von seiner Stirne abfiel und er, meine Hand kräftig drückend, ausrief: „Beurtheilen Sie mich nicht allzu hart, Frau von Anstruther; es gibt Zeiten, wo die Last des Lebens uns unerträglich scheint; das geht jedoch vorüber."

Ich verstand ihn nicht, erwiederte aber natürlich in demselben Ton, und so trennten wir uns.

Fünfzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie schwer mir jenes Abends zu Muthe war, da ich nun wieder mir selbst überlassen blieb, ein Zusammentreffen mit Frau von Randolph, der Baronin Chase zum Trotz, veranstalten und meine

Pläne so ordnen sollte, daß sie sich der Nothwendigkeit, Ina von Pau abzuholen, einfügten. Es schien fast grausam, daß Neville mich verlassen wollte, um seine abenteuerliche Jagd nach Johann Penryn fortzusetzen, dem er doch wahrscheinlich so wenig würde nützen können. Solche Betrachtungen fruchteten aber zu nichts; ich hatte gethan, was mir recht dünkte, und mich gleich zu Anfang der spanischen Reise auf Widerwärtigkeiten gefaßt gemacht, wenn ich sie auch nicht gerade in dieser Gestalt erwartete. Dennoch blieb mir jetzt ein Trost: so lange ich hier mit dem Baron van Bronnen zwischen denselben Mauern weilte, war Herr Neville mir auch zur Seite, und wenn ich nur erst fort war, sollte mich des Barons Rache wenig kümmern.

Folgenden Morgens stand ich deshalb muthiger und fröhlicher auf; Herr Neville erschien früh, und war äußerst freundlich und aufmerksam. Wir kamen nicht auf Vergangenes zurück, aber ich merkte wohl, daß er sich bestrebte, etwaige Härten seines Benehmens wieder gut zu machen, und mehr darf man von einem Mann, der sich eines Unrechts bewußt ist, nicht erwarten; ich habe auch gelernt, damit zufrieden zu sein.

Abends zuvor hatte ich Marietta wissen lassen, daß mein Entschluß gefaßt sei, sie nach Malaga zu begleiten, und mir Nachricht erbeten, wann das Dampfboot abginge und wie wir uns treffen sollten. Herr Neville hatte nun eben im Postbureau gehört, der ‚Tajo‘ liege im Hafen und werde um halb vier Uhr fahren; der ‚Ebro‘ und der ‚Catalan‘ gingen beide schon früher nach Barcelona ab. Er beschloß deshalb, lieber mit der Diligence die Nacht durchzureisen, um uns das Geleit geben und den Baron noch etwas länger überwachen zu können. Um zehn Uhr kam ein Billet von der Baronin Chase, welches mir im Namen Frau von Randolph's eine Zusammenkunft bestimmte: ich sollte mich um drei Uhr am Quai einfinden, und lieber nicht nach der Fonda kommen, weil sie der Ruhe so sehr bedürftig sei; ich sah freilich den Grund dieser Bestimmung nicht recht ein, mußte mich ihr jedoch fügen. Herr Neville fragte, wie ich es mit Ina einzurichten gedenke, und erhielt

zur Antwort, daß ich's nicht wisse. Ich müsse mich bemühen, ihr eine Reisegelegenheit zu schaffen. Jetzt könne ich nur an Marietta denken, die ich nicht eher verlassen würde, bis ich ihr einen sichern Schutz für Fälle der Noth zugewiesen.

„Ich danke Ihnen!“ rief er aus, und wandte sich dann, wie beschämt, von mir ab; mich aber durchzuckte zum erstenmal der Gedanke: er liebt sie! Es war wie eine Eingebung; als ich mir jedoch alles Vorgefallene zurückrief, begriff ich kaum, daß ich bis jetzt so blind gewesen. Einmal hatte ich mich gefragt, ob Marietta nicht vielleicht eine Neigung für ihn hege, und zwar damals, als ihr bei unserm Abschied in Aranjuez der kleine Ausruf entfuhr; später hatte ich das wieder vergessen. Auch jetzt war ich ihrer keineswegs sicher, aber sein Gefühl machte mir das Unbehagen erklärlich, welches er während Anson's Gegenwart in Madrid an den Tag gelegt. Sein strenges Ehrgefühl mußte ihn abhalten, einem Andern in den Weg zu treten, und dennoch konnte er nicht umhin einzusehen, daß es besser und weiser sei, den jungen Mann nach Hause zu schicken; diese inneren Kämpfe hatten ihn damals so kalt und reizbar erscheinen lassen. Das Alles flog mir durch den Kopf, aber Herr Neville gönnte mir keine Zeit zum Nachdenken.

Weil der Morgen unbesetzt war, schlug er vor, mich etwas in der Stadt herumzuführen; gewiß hatte er das Bedürfniß, sich zu zerstreuen. Wir setzten also aus und er brachte mich durch die aristokratische Straße Calle de Caballeros nach der Plaza del toro, wo wir die Vorbereitungen zu dem grausamen Stiergefecht sahen. Darauf besuchten wir noch eine Kirche, betrachteten dort ein mit Juwelen bedecktes Bild der h. Jungfrau, und nahmen eine Cigarrenfabrik in Augenschein, welche fünftausend Frauen und Mädchen beschäftigt. Schließlich ließen wir uns zum Ausruhen in den Gärten der Glorieta nieder.

Herr Neville hatte sich während der ganzen Zeit musterhaft benommen: wenn wir keine Sorge auf der Welt gekannt, hätten wir uns nicht eifriger bemühen können, alles Sehenswerthe zu sehen. Es war jetzt ein Uhr und

ich sehr hungrig; auch sollten noch einige Kleinigkeiten im Gasthof besorgt werden; nachdem wir uns also etwa eine Viertelstunde ausgeruht, schlug ich vor, nach Hause zurückzukehren. Wir nahmen eine Tartana und sagten dem Kutscher, er solle über die Fonda de Paris fahren; ich hoffte, Marietta noch einen Augenblick sehen und die letzte Abrede wegen der Zeit und dem Ort unsres Zusammentreffens nehmen zu können. Wir betraten den Gasthof, stiegen die düstre Treppe zu dem Zimmer, wo ich früher angenommen worden, hinan, klopften wiederholt, aber vergeblich; endlich öffnete ich die Thüre. Das Zimmer war nicht nur leer, sondern man sah auch keine Spur, daß es kürzlich bewohnt worden; weder Bücher noch Arbeiten lagen auf dem Tisch, nur standen die Stühle durcheinander, wie nach einer schnellen Abreise. Da kein Glockenzug vorhanden, ging Herr Neville hinunter, um Erkundigungen einzuziehen, und kehrte gleich mit einem französischen Kellner zurück, den er auf dem Gang draußen getroffen hatte.

Wir begannen Beide zugleich: „Wo sind die Damen? wo ist Frau von Randolph?"

Der Mann blickte uns verwundert an: Wir wüßten doch gewiß — Madame sei fort — und Mademoiselle und Milady und Monsieur le Baron, alle fort — so eben abgereist. Sie wollten mit dem ‚Ebro' fahren."

„Dummkopf! mit dem Ebro!" rief Herr Neville, der vor Zorn und ich glaube auch vor plötzlich aufsteigender Besorgniß ganz blaß geworden. „Der Ebro geht ja nach Barcelona!"

„Ah! oui, certainement. Monsieur a raison."

„Aber Frau von Randolph will ja nicht nach Barcelona!" donnerte Herr Neville. Er war zornig, ich erschrocken; zu ihm tretend, sagte ich: „Sie haben uns einen Streich gespielt; wir dürfen keinen Augenblick verlieren; es ist offenbarer Betrug."

„Betrug! Marietta sollte betrügen!" er blickte mich entrüstet an.

„Es bleibt uns nur Eines übrig, — ihnen zu folgen

nämlich," sagte ich. „Der Ebro fährt um zwei Uhr, nicht wahr?" fragte ich den Kellner.

Er wußte es nicht, wollte sich aber erkundigen. Kellner wissen nie, was man erfahren möchte.

Ich hielt ihn zurück. „Ich weiß, er fährt um zwei Uhr. Uns bleibt also noch —"

„Un petit quart d'heure," bemerkte der Mann, seine Uhr hervorziehend.

„Es ist zum Verzweifeln," sagte Herr Neville; „sie haben uns schon den Vorsprung abgewonnen."

„Sie werden es, wenn wir uns nicht anstrengen." Ich wartete nicht auf weitere Belehrung, sondern eilte die Treppe hinab.

Herr Neville hatte sich indeß gefaßt. „Was soll aus Ihrem Gepäck werden?" fragte er.

„Wir wollen uns das auf der Fahrt nach dem Quai überlegen; erst müssen wir der Wahrheit auf den Grund kommen."

Durch die Straßen rasselnd, beriethen wir hastig, faßten bald den einen, bald den andern Plan, und kamen endlich zu der Entscheidung, daß Herr Neville, falls der ‚Ebro' sich noch im Hafen befände, an Bord desselben gehen und es mir überlassen solle, zu folgen wie ich könne, vielleicht mit dem ‚Catalan' oder mit der Diligence; das mußte schon gehen. Die Hauptsache blieb, sie nicht ohne Herrn Neville fort zu lassen. Dann kam uns ein andrer Gedanke: vielleicht waren wir zu hastig gewesen; der Kellner konnte sich geirrt haben und die Baronin Chase allein abgereist sein, Marietta und Frau von Randolph sich aber noch diesen Augenblick in der Fonda befinden. Bei diesem Einfall lachten wir Beide, — er war so beruhigend, — doch kam das Lachen nicht recht von Herzen. Wir erreichten den Quai; eine bunte Menge wogte hier durch einander; sie beobachtete den ‚Ebro', der eben vom Ufer abgefahren war; der ‚Catalan' schickte sich offenbar an, ihm zu folgen.

Wir betrachteten einander, und schwiegen Beide während einiger Sekunden; mir waren die Gedanken vergangen; Herr Neville sah bleich aus, war aber jetzt kühl und gefaßt, und

erklärte, es sei am besten, daß er sich gleich an Bord des ‚Catalan‘ begebe, und mir die Sorge für sein Gepäck überlasse. Ich müsse erst nach der Fonda de Paris zurückkehren, mich versichern, daß Frau von Randolph nicht mehr dort sei, und dann, wenn das Gegentheil sich bestätige, nach dem Cid zurückkehren, Alles besorgen und mich wieder nach dem Quai begeben. Es würde vielleicht noch eben möglich sein, ihm an Bord des ‚Catalan‘ zu folgen; sonst müsse ich die Landreise mit der Diligence machen.

Wir drückten uns die Hände und schieden; aus dem Boot, das ihn an's Dampfschiff bringen sollte, rief Herr Neville mir dann noch zu: „Mein Gasthof heißt: die Quatro Naciones.“

Ich fühlte mich jetzt weder ängstlich noch verlassen, sondern bat Gott um Schutz; und eine höhere Macht hielt mich aufrecht. Dennoch schien die Fahrt mir recht lang und jede Minute war so kostbar! In der Fonda de Paris traf ich nur einen spanischen Kellner, und konnte mich ihm nicht verständlich machen; ein englischer Herr kam aber dazu und erklärte ihm, was ich zu wissen wünschte. Die Leute wurden ganz aufgeregt, versicherten abermals, Frau von Randolph sei fort, und begriffen nicht, weshalb ich daran zweifelte. Endlich bewog ich sie, mich nach ihrem Zimmer zu führen, welches in der That leer war. Ein angefangenes Billet lag auf dem Tisch, in dem ich Marietta's Handschrift erkannte; es begann: „Geliebte Freundin, wir reisen um —“ Damit brach es ab. Ich steckte es in meinen Beutel. Dann ging ich in Herrn Nevilles Zimmer, bemächtigte mich seines Gepäcks und fuhr nach dem Cid. Hier fand ich glücklicherweise Alles zu meiner Abreise bereit; die Koffer standen schon unten, und ich brauchte nur noch meine Rechnung zu bezahlen. Dennoch war viel Zeit verstrichen; ich fürchtete, den ‚Catalan‘ nicht mehr zu finden, und mich ergriff eine nervöse Angst; nie werde ich die Spannung vergessen, mit welcher ich über jenes holprichte Straßenpflaster zurückfuhr; mir schmerzte der Kopf und schwindelte das Gehirn, während das elende Fuhrwerk langsam fortrumpelte; beim Aussteigen wäre ich vor Eile fast gefallen, und stürzte

dann, Gepäck, Bezahlung und Alles vergessend, nach dem Ende des Quai's; ja, da lag noch der ‚Catalan' und rüstete sich dampfend zur Abfahrt; viele Männer stürmten auf mich ein: dieser bot mir sein Fahrzeug an, jener bat um mein Gepäck; der Kutscher forderte unverhältnißmäßig hohen Lohn; Jeder fing mit mir an, was ihm beliebte. Ich gab dem Menschen ein großes Stück Geld, setzte mich in das schlechteste Boot, drückte den Trägern unbesehen in die Hände, was mein Geldbeutel an kleiner Münze enthielt, und nahm dagegen die Versicherung in Empfang, daß ich jedenfalls noch rechtzeitig eintreffen würde.

So geschah es denn auch, und ich sage aus tiefstem Herzen: „Gottlob!" Herr Neville hob mich an Bord; ich benahm mich gewiß recht albern, denn ich war einer Ohnmacht nahe; es kam indeß nicht dazu, weil das Ohnmächtigwerden nicht zu meinen Gewohnheiten gehört; statt dessen genoß ich etwas Wein, Herr Neville setzte sich zu mir, und wir begannen, uns zu unterhalten.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber wir verstanden einander ohne weitere Erklärung; wenigstens empfand er gewiß, daß ich ihn verstand. Seine Neigung zu Marietta wurde nicht erwähnt, aber vorausgesetzt; er suchte sie nicht zu verbergen, und ich sprach, als wisse ich darum. Ich zeigte ihm ihre Zeilen und wir nahmen an, daß sie beabsichtigt habe, mir die Umgestaltung ihrer Pläne mitzutheilen, aber daran verhindert worden sei. Es blieb kein Zweifel, — sie war selber getäuscht worden, und die Ursache lag nahe: die Chase und der Baron wollten mich auf jede Gefahr hin der Frau von Randolph fern halten.

„Gelänge es ihnen, einen Vorsprung zu gewinnen und Sie auf die falsche Fährte zu locken, so hätten sie für alles Uebrige freie Hand," bemerkte Herr Neville. „Gewiß beabsichtigen sie, Frau von Randolph nach Cannes, Nizza oder einen andern aus Ihrer Richtung liegenden Ort zu bringen."

Ja, dergleichen lag gewiß in ihrem Plan, aber wie wollten sie Marietta bewegen, dazu mitzuwirken? Je län-

ger wir beriethen, desto weniger konnten wir uns das erklären.

Bis zum Dunkelwerden saßen wir auf dem Verdeck. Ich war nun ruhig genug, um den Anblick der Küste und der im Sonnenlicht purpur schimmernden Bergkette, welche die Huerta von Valencia begränzt, genießen zu können. Es waren viele Leute, doch mit Ausnahme einer französischen Dame, lauter Männer an Bord; das Mittagsessen sollte im Salon um fünf Uhr stattfinden; bis dahin war es jedoch kalt, rauh und stürmisch geworden, und ich hielt es für richtiger, mich in die Kajüte zurückzuziehen. Die unglückliche Französin war ängstlich und unwohl, und bat, mit ihrem Mann im Salon bleiben zu dürfen. Sie reiste sehr ungern und haßte Spanien von ganzem Herzen. Ich lag in meiner Koje, lauschte den Klagetönen, welche aus dem benachbarten Salon zu mir herüberdrangen, und versuchte zu schlafen, sobald die Seekrankheit etwas nachließ. Es war eine jammervolle Nacht.

Wir landeten gegen eilf Uhr am folgenden Morgen, dem Dienstag. Eine große Menge Boote umringte das Schiff, uns an's Ufer zu holen, und es erfolgte viel Drängen, Stoßen, Schreien und Schelten, nebst daraus hervorgehendem Zeitverlust. Der Ebro war etwa eine Stunde vor uns eingetroffen und ich fürchtete schon, unsre Freunde oder Feinde — wie soll ich sie nennen? — möchten gleich weiter gereist sein; Herr Neville war aber vom Gegentheil überzeugt. Er meinte, Frau von Randolph würde der Ruhe bedürfen, und sie müßten darauf rechnen, einen Tag Vorsprung zu haben, da wir mit der Diligence erst nach vierzig Stunden Barcelona erreicht hätten. Ich suchte das Alles zu glauben, aber mir klopfte dennoch das Herz, als wir über die breite Terrasse oder den Wall, die Muralla del Mar fuhren und in die Rambla, eine große mit Bäumen bepflanzte Straße, welche an die Boulevards von Paris erinnert, aber weiter und schöner ist, einbogen. Hier lag die Fonda de las Cuatro Naciones. Selbst diese kurze Fahrt hatte mich indeß erquickt; das Ganze machte einen so französischen, gebildeten Eindruck, und gab mir

ein Gefühl von Freundesnähe, wie ich es seit Pau nicht gehabt.

Herr Neville war ausgestiegen und erkundigte sich nach Zimmern für uns, während ich mit ängstlicher Spannung jeden Vorübergehenden musterte, als ein junger englischer Herr den Gasthof betrat, in welchem ich sogleich Johann Penryn erkannte. Ich sprang aus dem Wagen, hielt ihn an, schüttelte ihm die Hand, äußerte die lebhafteste Freude, ihn zu sehen, und wurde erst durch Herrn Neville's ernstes Gesicht ernüchtert, als dieser sich beim Klang meiner Stimme umwandte, und nachdem er dem Wirth die nöthigen Befehle ertheilt, ganz kühl zu Johann trat und, ihm die Hand auf die Schulter legend, sagte: „Nun, Johann, finde ich dich endlich?"

Der junge Mann zog sich zurück und stotterte ganz verwirrt einige Worte; mir wäre es unter einem so streng auf mich gerichteten Blick nicht besser ergangen.

„Wir können Zimmer bekommen," wandte sich Herr Neville zu mir.

„Und sie, — sind sie hier?" fragte ich.

„Johann wird das wissen," bemerkte er. „Du erwartest die Baronin Chase und den Baron van Bronnen, Johann. Wo sind sie?"

„Ich erwarte Niemanden," lautete die stolze Antwort; „ich bin hier für mich allein."

Herr Neville sah unwillig aus und ich legte mich in's Mittel. „Wenn Sie ihren Aufenthalt wissen," sagte ich, „so nennen Sie ihn; es geschähe uns der größte Gefallen dadurch."

„Ich weiß freilich, wo die Baronin sich aufhält, — hier in diesem Gasthof mit Frau von Randolph und deren Nichte; doch habe ich weder sie noch sonst Jemanden erwartet. Den Baron van Bronnen sah ich nicht, und mag nichts von mir behaupten lassen, was unwahr ist."

Herr Neville beachtete diese Aeußerung nicht weiter, sondern sagte nur zu mir: „Wenn Sie auf Ihr Zimmer gehen und ausruhen wollen, werde ich das Nöthige besorgen und dann zu Ihnen kommen. Johann, wir

Beiden haben viel mit einander zu reden. Wo finde ich dich?„

„Hier.“

„Und zu welcher Stunde?“

„Wann es dir beliebt.“

„Gut. Wir treffen uns ja bei der Table d'hôte und dann komme ich zu dir.“

Johann bejahte das schweigend.

Ich konnte gegen das Zweckmäßige dieser Einrichtung nichts erinnern, obgleich ich mich sehnte, Marietta selbst aufzusuchen, um Erklärung alles Vorgefallenen zu bitten und sie wieder unter meine Flügel zu nehmen. Herr Neville ließ mir jedoch keine Wahl, sondern hatte seinen Entschluß gefaßt. Johann Penryn fragte, ob er etwas für mich thun könne; aber ich merkte wohl, daß er sich gerne entfernt hätte, und erklärte daher, ich sei müde und bliebe am liebsten allein. So wurde ich denn oben hinauf in ein behagliches, französisch eingerichtetes Zimmer geführt. Herr Neville überhäufte mich mit Aufmerksamkeiten, aber seine Miene blieb düster; der Anblick Johann Penryn's hatte offenbar trübe Gedanken in ihm erweckt. Er theilte mir seine Absicht mit, die Baronin Chase sofort aufzusuchen und eine Erklärung zu fordern; wenn ich ihm den Auftrag gebe, werde er auch Marietta zu sehen verlangen; nachgerade müsse sie doch über den wahren Charakter dieser Leute im Reinen sein, und werde daher ohne Zweifel sofort unter meine Obhut zurückkehren. Seine Zusammenkunft mit der Baronin konnte ich nur billigen; ihr entgegenzutreten bedarf es eines Mannes; wegen Marietta's hegte ich aber noch Zweifel: wenn sie, wie ich annahm, ängstlich und unglücklich war, so sehnte sie sich gewiß nach mir, und mußte es unfreundlich finden, daß ich nicht selber zu ihr eilte. Doch fügte ich mich. Herr Neville gehört zu den Männern, die wenig vom Weibe in sich haben, und er zweifelte vermuthlich an meiner Selbstbeherrschung. Jedenfalls wollte er die Sache ganz in die Hand nehmen, und ging also, nachdem er mir einen Teller Suppe und ein Glas Wein bestellt, seiner Wege.

Nach einer Stunde kehrte er zurück; sein Bericht lautete wunderbar genug. Die Baronin Chase und Marietta hatten ihn auf das Freundlichste und Natürlichste empfangen; sie erwarteten ihn schon, waren entzückt, ihn zu sehen und von meiner Ankunft zu hören. Natürlich hätten sie geglaubt, daß ich mit dem ‚Catalan‘ fahren würde, da ich den ‚Ebro‘ verfehlt. Etwas ängstlich wären sie Anfangs gewesen; doch nun sei ja Alles gut.

Herr Neville setzte ihnen auseinander, was wir erlebt, und das betrübte Marietta sehr. Sie hatte mir am Sonntag Abend spät geschrieben, daß einige spanische Freunde der Baronin ihnen dringend empfohlen, nach Barcelona statt nach Malaga zu gehen, und daß sie in Folge dessen ihre Pläne geändert; und weil das Dampfboot nach Barcelona an demselben Tage abging, wie das andre nach Malaga, hatte sie gemeint, ich brauche ja auch nur meiner Reise eine etwas veränderte Richtung zu geben; sie hoffte, ich würde das thun; mein Stillschweigen sollte als Einwilligung gelten. Andern Morgens früh habe sie noch ein zweites Billet abgeschickt mit der Bitte um Antwort; weil die nicht erfolgt, habe sie geglaubt, ich sei einverstanden und werde vor der Abfahrt des ‚Ebro‘ am Quai mit ihnen zusammentreffen. Mein Ausbleiben habe sie zwar geängstigt, da indeß der ‚Catalan‘ auch sogleich abfahren sollte, tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß ich ihnen darin folgen und Herr Neville mich begleiten würde. Das sei ja auch so gekommen und Alles nun in Richtigkeit.

„Sie sagten ihr aber doch, daß ich keines ihrer Billette erhalten?“ bemerkte ich.

„O gewiß; und sie wandte sich in höchster Verwunderung zur Baronin Chase, welche hastig ausrief: ‚Diese Spanier! man kann sich nie auf sie verlassen! Ich prägte es ihnen doch so nachdrücklich ein!‘“

„Es müßte eher heißen: diese Niederländer und Engländer!“ sagte ich. „Man hat gegen falsche Darstellungen keine Waffen, und dieser Bericht, so weit er die Baronin Chase angeht, ist falsch.“

„Erlogen, abscheulich erlogen!“ rief Herr Neville. „Und

würden Sie's glauben? Als ich daran erinnerte, daß sie Sie ja um drei Uhr nach dem Quai bestellt habe, wo der ‚Ebro' doch schon fort gewesen wäre, erklärte sie, das sei wohl aus Versehen geschehen, da sie so eilig geschrieben."

„Und was ist jetzt zu machen?"

„Wir müssen bleiben und beobachten," antwortete er finster.

„Ich kann aber nicht bleiben; ich muß fort."

„Fort! nimmermehr!" rief er aus; „Sie können nicht fort."

„Wenn ich aber muß, — wenn mich andre Pflichten rufen? Marietta hat selber Schuld. Das arme Kind ist in die Falle gegangen und will nicht sehen, daß sie darin steckt."

Er setzte sich und schien in sorgenvolles Nachdenken vertieft. Es drängte mich, zu reden, — ich schwankte und sagte endlich: „Sie ist sehr schutzlos."

Er blickte auf und erwiederte langsam mit vor innerer Bewegung halb erstickter Stimme: „Frau von Anstruther, führen Sie mich nicht in Versuchung! es könnte ihr Unglück sein und das meinige!"

„Unglück! wenn Sie einander lieben?" antwortete ich.

„Aber liebt sie mich denn? Könnte sie an mich denken? Und selbst, wenn das wäre, — theuerste Freundin —" er preßte mir krampfhaft die Hand — „ich habe ja nichts ihr zu bieten! Ich bin so gut wie arm." Seine Augen füllten sich mit Thränen, und während große Tropfen über seine Wangen liefen, verbarg dieser starke, tapfre, edle Mann sein Gesicht vor mir und ich stand neben ihm und fühlte — was jede Frau fühlen wird, die einen Mann weinen sieht — ein tiefes, ehrfurchtsvolles Mitleid.

„Sie meinen," begann ich nach einer Pause, „daß Sie augenblicklich nicht genug einnehmen, um eine Frau zu ernähren, aber sie glauben doch nicht, ohne Aussichten zu sein."

„Ich meine," erwiederte er, „daß ich einst gewähnt, ein Vermögen zu ererben; aber das ist vorüber. Ich besitze selbst nur eine Kleinigkeit außer einem Universitätsstipendium, welches aufhört, sobald ich heirathe, und außer der Hoffnung

auf eine juristische Laufbahn in Indien." Ich schwieg. „Sie sehen," — und er blickte mir ängstlich in's Gesicht — „es wäre unrecht; es geht nicht an. Wir könnten uns verloben, wenn — aber es ist Thorheit, davon zu reden; und noch jetzt glaube ich, daß sie Heinrich Anson liebt."

„Nein, nein," rief ich aus, „ganz gewiß nicht."

„Und Sie meinen, — haben Sie einen Gedanken? — könnte möglicherweise eine Aussicht für mich vorhanden sein?"

Ich wußte, daß meine Antwort ihn kühl berühren würde, fühlte mich indeß zur Vorsicht gedrungen, und sagte: „Sie hat mir keine Ursache gegeben, darüber eine Meinung zu hegen; doch bin ich überzeugt, daß sie keinen Andern liebt."

„Es wäre unrecht," wiederholte er; „ein so langer Brautstand thäte nicht gut. Ich muß sie verlassen und etwas vor mich bringen, ehe ich an's Heirathen denken kann."

„Sie besitzt selbst etwas Geld," bemerkte ich.

„Führen Sie mich nicht in Versuchung, ich flehe Sie darum!" Er fuhr vom Stuhl empor und ging hastig auf und nieder.

Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich entschieden etwas gesagt oder gethan, um eine Heirath zu Wege zu bringen; so sehr ich aber auch die Schwere der Verantwortung empfand, fühlte ich mich hier doch im Recht, und äußerte nach kurzem Bedenken: „Herr Neville, es gibt Fälle, wo selbst scheinbare Unvernunft zur Vernunft wird; diesen halte ich für einen solchen. Marietta ist mir wie mein eigenes Kind und ich erkläre offen, daß ich Ihnen, wie Sie da sind, augenblicklich fast ohne alle Mittel und für die Zukunft auf Ihre eigenen Anstrengungen und Marietta's kleines Vermögen angewiesen, dieselbe, falls es bei mir stünde, nicht nur ohne Zögern, sondern mit Freuden anvertrauen würde."

Er faßte meine Hand, vermochte aber nicht zu reden, und verließ mich.

Sechszehntes Kapitel.

Fortdauernde Ungewißheit.

Den 24. Dez. Fonda de las Cuatro Naciones, Barcelona.

Ich hätte nicht erwartet, einen Weihnachtsabend in Barcelona zu verleben und würde mich jetzt nicht wundern, wenn ich den nächsten auf den Antipoden zubringen sollte. Es scheint Alles sehr wunderbar, aber dieser Tag gibt mir viele dankbare Empfindungen und ein Theil der Last ist mir vom Herzen genommen. Herr Neville hat noch nicht gewagt, mit Marietta zu reden, doch befindet er sich auf dem Wege dazu, und ich glaube, es wird ihm gelingen. Ich bereue nicht, was ich gethan, obgleich mir die Wichtigkeit der Sache mit jeder Stunde deutlicher entgegentritt.

Ich habe Frau von Randolph gesehen. Die Baronin befolgt jetzt ein anderes System, und legt unsrer Zusammenkunft keine Hindernisse in den Weg; doch zweifle ich keinen Augenblick, daß sie ihren Zweck im Auge behält. Marietta kam, bald nachdem mich Herr Neville am Montag verlassen, und erzählte mir dasselbe, was sie ihm erzählt. Den Gedanken an absichtliche Täuschung verwarf sie völlig und fragte immer wieder, welche Beweggründe dem hätten zu Grunde liegen können. Ich wagte wirklich nicht anzudeuten, daß es vielleicht der Wunsch gewesen, sich ihrer allein zu bemächtigen und meine Einmischung in Geldangelegenheiten fern zu halten. Marietta wäre solche Annahme nur als die gemeine Voraussetzung einer gemeinen Seele erschienen; deshalb unterließ ich's lieber. Abends war ich eine halbe Stunde bei Frau von Randolph, und Marietta blieb während der ganzen Zeit zugegen. Die Aermste sieht sehr krank aus und ist es auch wohl, kann aber noch Monate, ja vielleicht noch ein Jahr so fortleben. Sie erschien malerischer drapirt wie je, und hätte ein liebliches Bild für den Künstler abgegeben. Sie dankte mir herzlich, daß ich ihr Marietta zugeführt, und erklärte, es sei ihr eine Wonne, sie um sich zu

haben, da sie in letzterer Zeit sich oft so einsam gefühlt. Ich fragte, ob die Baronin ihr ferner Gesellschaft leisten und sie selber in Barcelona bleiben würde. „Ich weiß wirklich nicht," war die Antwort; „ich lebe so von einem Tag zum andern und thue was man mir sagt. Nun, da ich mein liebes Kind bei mir habe, ist es wir auch einerlei, wo ich bin." Marietta sah bekümmert aus, aber ich konnte nicht umhin zu denken, daß das „liebe Kind" schon seit zwei Jahren hätte bei ihr sein können, wenn sie nicht die Gesellschaft jener elenden Baronin Chase vorgezogen. Und dennoch sprach sie nicht die Unwahrheit, das ist eben so seltsam bei ihr: sie meint wirklich was sie gerade sagt, wechselt aber ihre Meinung zwanzigmal an demselben Tage. Wir redeten von ganz gleichgültigen Dingen und ich erwähnte des seltsamen Irrthums (anders durfte ich's nicht nennen), der uns fast getrennt hätte. Frau von Randolph nahm die Sache ganz leicht, ohne meiner Sorge und Angst zu gedenken, und Marietta entschuldigte das nachher: man habe ihr wenig davon gesagt, da die Baronin jede Beunruhigung für sie fürchte.

Ich fragte, wann ich Frau von Randolph wiedersehen könne und erhielt zur Antwort: „O, jeden beliebigen Tag, wenn sie wohl genug sei." Auf solchen beliebigen Tag muß ich also warten, wenn nicht — ach! möchte Herr Neville doch bald eine Krisis in seinen eigenen Angelegenheiten herbeiführen! Möchte Marietta doch Ja sagen! Ich kann hier unmöglich lange bleiben und sehne mich über allen Ausdruck nach Hause zu meinen Kindern. Johann Penryn ist heute Morgen abgereist; Herr Neville schickte ihn fort. Er besuchte mich gestern Abend und wir hatten ein sehr vertrauliches Gespräch mit einander. Ich glaube, er fühlt sich, wie man sagt, zu mir hingezogen, und ich meine auch, daß Herr Neville ihn ziemlich streng behandelt hat; das würde ihm ganz ähnlich sehen. Sein eigener eisenfester Charakter macht es ihm schwer, sich in die Schwächen gemischterer Naturen hineinzuversetzen; und am Ende ist nach Johanns eigenem Bericht seine Schuld doch keine so sehr große gewesen. Er traf Frau von Randolph in Pau und die alten Familien-

beziehungen brachten ihn viel mit ihr zusammen. Sie war damals noch wohler und hatte liebenswürdige Gesellschaft im Hause. In Biarritz trafen sie sich wieder, und hier erschien der Baron, vermuthlich nachdem wir ihn eben vorher in Eaux-Chaudes gesehen. Johann wußte damals nichts weiter von ihm, als daß er ein Halbbruder der Baronin Chase und wie diese mit Frau von Randolph bekannt war; Alles schien also ganz in der Ordnung. Nach und nach wurde er zum Spielen verleitet; anfänglich nur sehr mit Maßen. Die Dinge nahmen bald den gewohnten Verlauf von abwechselndem Gewinn und Verlust. Nun bekennt Johann seine Schwäche, daß er, obwohl schon umstrickt, sich doch nicht von den Menschen losgemacht, sondern vielmehr bei ihnen geblieben, und sie sogar nach Madrid begleitet habe. Da er immer nach Spanien gewollt, schien ihm kein Grund vorhanden, das jetzt aufzugeben.

Ich fragte, ob man ihn damals nach England zurückgerufen, und er antwortete: Nein; er habe erst in Madrid Briefe aus der Heimath erhalten. Sein Onkel habe ihm sehr strenge geschrieben, daß er viel Unehrenhaftes über seine Lebensweise gehört, und wenn er nicht gleich zurückkehre, dürften die Folgen ernster für ihn werden, als er wohl glaube. „Ich wußte recht gut, was das heißen sollte," fügte Johann hinzu; „er drohte mir mit Enterbung, und ich wollte mich nicht einschüchtern lassen. War ich mir doch keiner Ehrlosigkeit bewußt, obwohl ich einige Pfund im Spiel verloren; und er sollte nicht glauben, daß ich mir viel aus seinem elenden Gelde mache. Deshalb schrieb ich zurück, das Gerücht hätte gelogen, und ich würde durch den Süden Spaniens nach Hause reisen."

„Aber Sie gingen nicht nach dem Süden," wandte ich ein.

„Nein," — er erröthete ein wenig — „ich war ein Thor. Jener Schurke van Bronnen beredete mich, statt dessen nach Valencia zu gehen."

„Weil er selber dahin wollte?"

„Nun ja, zum Theil deßhalb; ich schuldete ihm fünfzig Pfund und hoffte, die vielleicht wieder gewinnen zu können.

Erschrecken Sie nicht, — ich war ein Thor, — schlimmer als ein Thor."

„Ja," wiederholte ich, „das waren Sie; aber weshalb verließen Sie Valencia?"

„Der Baron sagte, Neville sei mir auf den Fersen. Die Baronin behaupte das, habe ihn wenigstens in Madrid gesehen; ich kannte nun seine Absicht recht gut und wollte mich nicht von ihm fangen und schmählich nach England zurückbringen lassen. So machte ich mich davon, um allein nach Hause zu reisen und dort Alles zu beichten."

„Warum blieben Sie denn aber hier?"

„Nur, weil van Bronnen mir jeden Tag versprach, zu schreiben und wegen Bezahlung des Geldes eine Bestimmung zu treffen; früher konnte ich ja nicht fort."

„Und er weiß, daß Sie erwarten, Ihren Onkel zu beerben?"

„Freilich weiß er das, kann aber davon nichts hoffen."

„Nur hat es Sie für ihn zu einer werthvolleren Beute gemacht," bemerkte ich. „Er ist ein Gauner, nichts weniger und nichts mehr; und wenn Sie durch die Bezahlung der fünfzig Pfund von ihm loskommen, können Sie sich glücklich preisen."

„Das sagt Neville auch. Ich wollte, er wäre anders, als er ist."

„Wer? Herr Neville?"

„Ja; er reizt mich so. Ich habe mich jämmerlich benommen, wie ich recht gut weiß; aber daß er hinter mir dreinläuft, macht mich halb verrückt. Ich sollte ihm dankbar sein, und bin es nicht."

„Er handelt gegen sein eigenes Interesse," sagte ich.

„Reden Sie davon nicht," rief er aus; „es gellt mir Tag und Nacht in den Ohren, und ich gäbe Welten darum, ihm nie in den Weg getreten zu sein. Er ist der edelste, uneigennützigste, großmüthigste aller Menschen; ich müßte ihn knieend verehren, aber er macht mich toll."

Vergebens suchte ich ihn zu bewegen, sich klarer auszudrücken, und begriff nur, daß zwischen den Beiden jene Art magnetischer Abstoßung sich geltend macht, die man kaum

vernünftig zu erklären im Stande ist. Herrn Neville's strenge und scheinbar kalte Geradheit und Rechtschaffenheit, und Johanns Sichgehenlassen, seine Wärme und — um ehrlich herauszusprechen — seine moralische Schwäche vertragen sich nicht mit einander. Und doch glaube ich ganz gewiß: wenn man Johann Penryn wirklich auf die Probe stellte, würde er als Sieger daraus hervorgehen. Es bedarf bei ihm nur der Erfahrung von seiner eigenen Haltlosigkeit und eines hinreichenden Beweggrundes zum Widerstand, — mit Einem Wort: der Zucht des Lebens, — dann wird er den rechten Beistand suchen. Religiöses Gefühl besitzt er schon, — es ist nur noch nicht zu religiösen Grundsätzen geworden, — dem Gallert vergleichbar, der aus trefflichen Substanzen verfertigt und in eine gute Form gebracht, doch noch eines Weitern bedarf, um fest und genießbar zu werden. Seine Persönlichkeit zieht mich sehr an; man kann ihn nicht regelmäßig schön nennen, aber sein Gesicht ist entschieden intelligent, sein Ausdruck sehr angenehm, sein Lächeln bezaubernd. Dann besitzt er den Reiz eines natürlichen, offenen und doch sehr gewandten Benehmens, und ist höchst unterhaltend, da er viel Sinn für's Komische hat und, bei aller Gutmüthigkeit, eine große Gabe der Nachahmung; ich höre, daß er auch hübsch singt und mit Leichtigkeit zeichnet. Mit Einem Wort: er eignet sich ganz besonders dazu, von der Gesellschaft verzogen zu werden, die ihm außerdem, als dem Erben eines guten Vermögens, ihre Schmeicheleien nicht vorenthalten wird.

Wir schieden mit der seinerseits lebhaft geäußerten Hoffnung eines baldigen Wiedersehens. Ich stimmte dem bei, jedoch unter innerlichem Vorbehalt. Herr Neville freute sich, als er ihn glücklich fort wußte. Mir schien es hart, ihn nicht begleiten zu dürfen und ich hatte die Möglichkeit ernstlich erwogen; aber ehe ich Marietta verlasse, möchte ich etwas mehr über ihr Schicksal im Klaren sein. Ich denke jetzt, hier noch acht bis zehn Tage zu bleiben und dann nach Paris zu gehen, wo Ina hoffentlich mit mir zusammentrifft. Wenn sie sonst keine Gelelegenheit findet, werde ich

Frau von Strangway bitten, ihr einen zuverlässigen Diener mitzugeben.

Ich bestand darauf, Marietta heute etwas an die Luft zu führen und Herr Neville begleitete uns. Wir besuchten die Kathedrale, welche sehr beschädigt ist, und erstiegen den Thurm. Die Gegend, welche man dort oben überblickt, ist ächt spanisch: eine bebaute, von öden, etwa siebenhundert Fuß hohen Bergen begrenzte und von dem mittelländischen Meer bespülte Ebene. Barcelona selbst ist eine muntre, helle, ganz französische Stadt, deren Bevökerung sich ihrer Cultur rühmt. Unser Führer berichtete eifrig, seine Mitbürger hätten allen Geschmack an Stiergefechten verloren. Ich habe in Spanien überhaupt noch, außer den Fächern, nichts eigenthümlich Spanisches gesehen. In Madrid suchte ich dergleichen zu Geschenken, fand aber nichts, was irgend der Mühe verlohnt hätte. Endlich kaufte ich ein Arbeitskästchen, welches aber so roh und schlecht gemacht ist, daß ich es schwerlich heil nach Hause bringen werde. Aehnlich verhält es sich mit Büchern. Eine spanische Litteratur scheint nicht vorhanden, außer dem Don Quixote, den man gelegentlich findet; sonst strotzen die Buchläden von französischen Romanen. Nur einmal sah ich die Anzeige eines spanischen Buches, — der Geschichte des letzten italienischen Krieges, — und sie war an allen Straßenecken Madrid's und Valencia's mit großen Buchstaben angeklebt, als sei das Erscheinen eines neuen Buches eine große Begebenheit.

Die Rambla ist eine schöne Straße am Saume der Stadt, und der Spaziergang längs des Meeres, die Muralla del Mar genannt, ganz entzückend. Doch sehen wir Barcelona nicht im Alltagskleide, denn während dieser Festzeit geht alle Welt müssig, und die Läden sind fast leer von Käufern und Verkäufern. Mehr als alle Sehenswürdigkeiten beschäftigte mich jedoch mein Liebespaar. Herr Neville war innerlichst erregt; das läßt ihn immer steif erscheinen, und Marietta befand sich auch nicht in ihrer natürlichen Stimmung. Ich ließ sie so viel wie möglich zusammen, und hielt mich zu den Leuten, die uns herumführten, hoffe auch, daß Herr Neville die Gelegenheit benutzt hat; doch

bemerkte ich kein anderes Ergebniß, als daß er bei der Table d'hôte nichts genoß und sehr schweigsam und theilnahmlos dasaß.

Donnerstag, den 25. Dez. Barcelona.

Der heutige Tag gleicht durchaus nicht einem ersten Weihnachtstage. Der Gottesdienst fand in des Konsuls Hause statt, doch ohne die Feier des h. Abendmahls. Frau von Randolph war kränker, Marietta konnte sie nicht verlassen und ich durfte sie nicht sehen. Herr Neville ging Nachmitags mit mir aus und wir durchwanderten die ganze Stadt und die öffentlichen Gärten, besuchten auch wieder die Kathedrale. Das schöne gothische Kloster mit seinen verblaßten Frescogemälden und seinem Hof voller Orangenbäume erfreute mich am Meisten. Wir speisten an der Table d'hôte und machten die Bekanntschaft einer angenehmen englischen Familie, eines Herrn und Fräulein Baker, die noch zehn Tage in Barcelona bleiben und dann direkt nach Paris reisen wollen; ich möchte mich ihnen wohl anschließen und bat Herrn Neville, nach Tisch auf mein Zimmer zu kommen, um das zu bereden. Marietta's Wesen entmuthigt ihn sehr; er klagt, sie sei gegen ihn so zurückhaltend. Auch regte sich wohl noch immer das alte Bedenken, ob er sie auffordern dürfe, seine Armuth zu theilen. Ich sagte ihm, daß ich nicht über jene Zeit hinaus hier bleiben könne, und nun den Konsul aufsuchen müsse, um Marietta durch ihn den Schutz einer englischen Familie hier in Barcelona zu sichern. Die Baronin Chase redet noch vom Weiterreisen, aber ich traue ihren Worten nicht. Was aus dem Baron geworden, kann ich nicht sagen; Marietta weiß nichts von ihm. Ehe ich reise, muß und will ich jedenfalls Frau von Randolph allein sehen und mit ihr jene Geldfrage erörtern.

Freitag, den 26. Dez.

Frau von Randolph ist besser und Marietta konnte mit uns ausgehen. Sie verspricht, uns wo möglich morgen nach Montserrat zu begleiten. Die Baronin Chase erklärt sich

freudig bereit, während dessen die Pflege ihrer theuern Freundin zu übernehmen. Ich habe Frau von Strangway geschrieben, daß Ina in Paris mit mir zusammentreffen müsse, obgleich ich den Tag noch nicht bestimmen könne. Es scheint ja nun wirklich, als ob ich Spanien bald verlassen würde, und bei dem Gedanken kämpfen Freude und Trauer in mir um die Herrschaft. Ich fürchte die Trennung von Marietta, und die Heimath scheint mir nicht mehr dieselbe, obgleich ich meine geliebten Kinder wieder besitzen werde. Ich suchte den Konsul auf, der indeß abwesend ist, und nicht vor Montag zurückkehrt.

Siebenzehntes Kapitel.

Eine Entscheidung.

Sonnabend, den 27. Dez.

In Begriff um sieben Uhr fünfundzwanzig Minuten nach Montserrat aufzubrechen, mußten wir den Gasthof um halb sieben verlassen und nicht später als halb sechs Uhr aufstehen. Ich hatte das Frühstück Abends vorher gegen sechs Uhr bestellt; der Kellner — Stubenmädchen gibt es hier nicht — brachte es indeß schon um fünf, als ich noch im Bette lag, so daß es ganz kalt wurde. Ich wollte mir das nicht bieten lassen, warf mich in die Kleider und tappte durch den finstern Gang zwei Treppen abwärts nach den untern Regionen, wo mir ein Kellner begegnete, dem ich auftrug, den Kaffee wieder heiß zu machen.

In mein Zimmer zurückgekehrt, traf ich Herrn Neville, der mir zu meinem Schrecken berichtete, der Baron van Bronnen sei Abends vorher spät angekommen und habe Zimmer im Gasthof genommen.

„Dieses arme Kind!“ rief ich aus, und fuhr nach kur-

zem Besinnen fort: „Lieber Freund, die Sache duldet länger keinen Aufschub. Bei Ihnen ist Marietta sicher; so aber könnten diese Menschen sie nach meiner Abreise wieder mit sich fort führen. Sie müssen Ihr Glück versuchen.“ Er lächelte, sagte aber nichts, und mich durchdrang ein Gefühl innigster Theilnahme; wäre ich nur einen Augenblick zweifelhaft gewesen, was hier recht oder unrecht sei, so hätte ich allerdings ein gewagtes Spiel gespielt.

Marietta kam bald und wir konnten nicht weiter reden. Als Anfang einer Vergnügungsreise war die Fahrt durch leere Straßen in der Morgendämmerung und das Warten an einer spanischen Eisenbahnstation öde und traurig genug, und ich glaube, daß wir Alle bedauerten, unsre Betten so früh verlassen zu haben. Man sollte freilich nicht den Monat Dezember wählen, um in Spanien zu reisen, denn kein Land bedarf des Sonnenscheins mehr. Ich empfand das besonders, als der Zug durch die Umgebung Barcelona's dahinbrauste und, sich vom Meere abwendend, ins Innere des Landes führte. Olivenwälder, nackte Felsen und das dunkle, gelbliche Grau des Erdbodens gaben der Landschaft eine düstre Färbung, und man kann sie sich kaum im lichteren, sommerlichen Gewande vorstellen. Um neun Uhr erreichten wir die Station Monistiol; hier wartete ein kleiner Omnibus, um uns nach dem Kloster zu bringen. Die Eisenbahn, ein Omnibus und Montserrat! — welch' unnatürliche Zusammenstellung! Doch wäre mir das gleichgültig gewesen, wenn wir nur etwas gesehen hätten; aber ein dichter Nebel bedeckte die Berge und hemmte den Blick. Dennoch mußten wir vorwärts, bestiegen also mit einigen Bauern das kleine Fuhrwerk, und bald führte der Weg von dem Dorfe Monistiol, am Fuße des Berges gelegen, empor. Noch immer lag der Gipfel in Wolken gehüllt; die Ebene war jedoch frei und das ließ allmählige Aufklärung hoffen. Die Straße wand sich im Zickzack an einer Seite des Berges hinan; wilde Schluchten oder Abgründe kamen, ehe wir den Gipfel beinahe erreicht hatten, nicht vor; dann ging es durch eine riesige Felsenmauer hindurch, und fast unmittelbar darauf gelangten wir aus dem dichten Nebel in

den herrlichsten Sonnenschein. Welch' ein Himmel war das! Er überstrahlte Alles, was ich je von Glanz in Italien gesehen; und aus dem tiefen Purpurblau erhoben sich riesige Spitzen und Thürme und Pyramiden von blaßgrauem Gestein, viele hundert Fuß hoch, zackig, scharf und funkelnd, als wollten sie die Luft durchbohren; es war ein Anblick, wie man ihn dem Gedächtniß zu ewigem Preise des Schöpfers einprägen möchte, als Nahrung für künftige Zeiten der Einsamkeit und Dürre.

Wir verließen die Felsenmauer, fuhren um die Ecke des Berges und befanden uns am Rande einer steil abfallenden Schlucht, die Klostergebäude zur Rechten; dazwischen hatte nur die Fahrstraße Raum. Das Kloster ist auf einem schmalen Plateau in der Kluft der Berge erbaut; die riesigen Zacken und Klippen umgeben und beschützen es von hinten, und die tiefe Schlucht, durch welche der Llobregat strömt, bildet die Schutzwehr von vorne. Es muß einst sehr schön gewesen sein, aber die Zeit seines Glanzes ist vorüber und das Gebäude zeigt viele Spuren des Verfalls. Wir hatten gehofft, während mehrerer Stunden nicht nur das Kloster, sondern auch die Felsen und Einsiedeleien, soweit sie zugänglich sind, durchstreifen zu können, hörten aber zu unserm größten Bedauern, daß der Omnibus sofort zurückfahren wollte, um einige Reisende nach der Eisenbahn zu bringen, und uns später nicht wieder abholen könne. Jene Reisenden waren Spanier, die schon einige Stunden zwischen den Bergen zugebracht und alles Sehenswürdige gesehen hatten, nun aber ungeduldig des Aufbruchs warteten. Wir suchten sie zu überreden, noch zwei Stunden zuzugeben und mit dem nächsten Zuge zu reisen, aber ihre harten Herzen ließen sich nicht erweichen. Endlich schenkten sie uns eine einzige Stunde, und um keine Zeit zu verlieren, machten wir uns eilig unter Führung eines Mönches auf den Weg.

Während dieser ganzen Zeit, ja, seit wir Madrid verlassen, hatte Herr Neville sich so unliebenswürdig gezeigt, wie ein guter und gebildeter Mann es nur immer zu thun vermag, und ich konnte nicht umhin zu denken, daß er es seltsam anfinge, Marietta's Herz zu gewinnen. Diese selbst

hatte Anwandlungen begeisterten Entzückens, besonders bei dem ersten Anblick der Felsenzacken am strahlenden Himmel, aber es waren nur Anwandlungen. Sonst blieb sie von Herzen betrübt, hielt meine Hand oft fest in der ihrigen und drückte sie zärtlich, sah mich auch wohl mit nassen Augen an und flüsterte: „Wenn doch nur Ina hier wäre und wir uns nicht trennen sollten!“ Das schien nicht eben vielverheißend für den armen Neville, und wenn er es etwa gesehen oder gehört und verstanden, ließ seine Traurigkeit sich wohl begreifen.

Das Kloster war bald besehen, denn man ließ uns nur wenig Zeit, und dann forderte die gebrechliche Natur ihr Recht: wir empfanden starken Hunger. Etwas Suppe, Brod und Käse wurde uns in einer zum Kloster gehörigen Küche verabfolgt, und dann sollten wir noch ganz schleunig die Aussicht im Garten der Mönche dicht unter den steilen Felsen bewundern. Ich war etwas müde und sehnte mich, im Sonnenschein sitzend, auszuruhen und meinen Gedanken nachzuhängen. Man kann nicht immer nur sehen, sondern muß zuweilen das Gesehene in der Seele bewegen, was ja unthunlich wird, wenn Ein Eindruck den andern jagt. Neville hatte zum erstenmal einen verständigen Gedanken: er forderte Marietta auf, mit ihm um die Schlucht herumzugehen, und so den Blick auf das Kloster von der andern Seite zu gewinnen. Sie zögerte sichtlich, widerstrebte nicht geradezu, aber ihre Farbe wechselte rasch, und sie blickte mich wie fragend an. Ich bat sie, zu gehen und mich zurückzulassen, hinzufügend, sie möchten sich nur nicht verspäten, damit wir den Omnibus rechtzeitig benutzen könnten.

Ich aber saß und dachte — nicht an die Mönche und das Kloster und an Ignatius Lojola und die schwarze Statue der heiligen Jungfrau, nicht einmal an die Felsen und Abgründe und den wolkenlosen Himmel, sondern daran, wie es sein würde, wenn ich ohne Marietta nach Hause zurückkehren müßte, an Ina's Einsamkeit und die schmerzliche Leere im eigenen Herzen, — und die Sehnsucht nach meiner geliebten Cecilie! Endlich sprang ich empor, ängstlich besorgt, daß wir zu spät kommen möchten und doch noch besorgter, Herrn

Neville zu stören, wenn er sich gerade ermannt haben sollte das zu sagen, was er, falls ihm ein Körnlein Muth und Menschenverstand geblieben war, jetzt sagen mußte; und am ängstlichsten bei dem Gedanken, daß ich ihm vielleicht falsche Hoffnungen eingeflößt, und daß Marietta — was mir sehr möglich, ja wahrscheinlich vorkam — ihn mit Gleichgültigkeit, wenn nicht gar mit Furcht betrachtete.

Ich verließ den Garten, ging durch die Vorbauten des Klosters in den Hof und sah hier den Omnibus stehen, während die Spanier mit dem Fuhrmann sprachen, der seine Pferde vorzuspannen sich anschickte. Es war keine Zeit zu verlieren. Ueber den Hohlweg gehend, folgte ich einem sich zwischen Wurzeln und Unterholz windenden Pfade, der am Abgrunde hinführte; unter mir lag die wilde, dunkle, bewaldete Schlucht, die sich etwas weiterhin öffnend, den Blick in eine weite purpurne Ferne schweifen ließ. Einen Augenblick blieb ich bewundernd stehen, und der Gedanke griff mir an's Herz, daß ich diese erhabene Schönheit zum ersten- und wohl auch zum letztenmal in's Auge faßte; dann, im Begriff einen Vorsprung zu umschreiten, erblickte ich plötzlich Marietta und Herrn Neville, und dieser eine Blick trieb jede andere Vorstellung in die Flucht.

Es war geschehen und Alles stand gut! Ich schloß das aus der Weise, wie Marietta's Hand in der seinigen ruhte, während ihre Augen den Boden suchten und ein Lächeln liebevollster Hingebung ihr Gesicht erhellte. Und er? Ich kann die Veränderung nicht schildern, welche diese kurzen Augenblicke in ihm hervorgebracht hatten. Es lag eine Art von Verklärung über seine Züge und sein Wesen ausgegossen, ein Ausdruck vollkommenen Glückes, wie es kaum dieser Welt anzugehören schien. Beide sahen sich um als ich näher trat. Marietta erröthete peinlich und wollte ihre Hand aus der seinigen ziehen, doch Neville hielt sie fest, legte sie in die meinige und sagte: „Segnen Sie Ihr Kind! Sonst könnte sie nicht glücklich sein!"

Ich umfaßte und drückte sie an mein Herz, mit den Worten: „Gott segne dich, Liebling! Mein Wunsch ging also in Erfüllung."

„Und ist es so recht?“ fragte Marietta durch Thränen lächelnd; „ich fürchtete —“

„Du fürchtetest, das zu thun, was Jeden, der dich liebt, aus Herzensgrunde erfreuen muß?“ sagte ich.

Die Worte waren kaum gesprochen, als mir des Pastor l'Estrange Bild vor die Seele trat. Marietta's scharfer Blick entdeckte sofort einen Hintergedanken; sie bat mich, Alles frei heraus zu sagen. „War es unrecht? Konnte es unrecht sein? Konnte irgend Jemand es dafür halten?“

„Nur Heinrich Anson,“ erwiederte Herr Neville ernst.

„Und der war schon über sein Schicksal im Reinen, ehe er Madrid verließ; nicht wahr, Marietta?“ fragte ich.

Das arme Kind erröthete und gab keine Antwort; den Pastor zu nennen, konnte mir nicht in den Sinn kommen, und so ging ich schweigend vor dem Paare her.

So glücklich wir uns nun auch fühlten, waren wir doch sämmtlich befangen und deßhalb recht zufrieden, daß die Schmalheit des Weges uns verhinderte, das Gespräch fortzusetzen. Neville und Marietta standen bis zum letzten Augenblick zusammen und blickten in den Hohlweg hinab. Sie vergaßen meine Gegenwart, vergaßen auch Mäntel, Tücher und Reisebuch, sowie einige von den Mönchen erstandene Kleinigkeiten. Ich mußte an Alles denken und that das nur zu gerne. Ich ließ Marietta die Banquette des kleinen Omnibus besteigen, damit Neville sich zu ihr setzen könne, und wollte selbst im Innern bleiben; das litten sie jedoch nicht, sondern machten mir auf derselben Bank Platz; und in dieser wenig romantischen Lage fuhren wir den Berg hinab.

Der Nebel war gänzlich verschwunden und eine weite Aussicht bot sich unsern Blicken dar, — ein Panorama von den Pyrenäen bis zum Mittelländischen Meer. Das klingt entzückend und war auch schön, aber an und für sich ist Spanien deßhalb noch kein schönes Land zu nennen; wir blickten auf Städte, Dörfer und Wälder hinab; aber die Wälder bestanden aus grauen Olivenbäumen und dunkeln Fichten; und der geackerte Boden erschien in dieser Jahreszeit braun oder gebrochen, als hätte ein Erdbeben Sand und Felsstücke aufgewühlt. Die Ausdehnung und Färbung verleiht der

Gegend den Reiz; aber Herr Neville und ich waren einig, es sei doch ein trostloses Land zum Bewohnen. Ich hatte übrigens meine Freude an dem prächtigen Berg, welcher mit seinen Felsenspitzen, seinen gewaltigen Mauern und tiefen Schluchten so plötzlich aus der Ebene emporsteigt. Die lange schneebedeckte Kette der Pyrenäen gab mir ein heimathliches Gefühl bei dem Gedanken, daß Pau dahinter liege. Es war droben ziemlich kalt, doch erreichten wir Barcelona um sechs Uhr. Die Table d'hôte-Stunde war glücklicherweise vorüber; wir nahmen ein kleines gemüthliches Mahl mit einander ein und entschlugen uns wie auf Verabredung aller Gedanken an Schwierigkeiten und Trennung, um ungestört glücklich zu sein.

Als das Essen verzehrt und Marietta zu ihrer Tante gegangen war, kam Herr Neville auf mein Zimmer und wir hatten ein langes Gespräch mit einander über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, welches indeß zu keinen bestimmten Beschlüssen führte, da ich das Bedürfniß empfand, mir erst Alles allein zu überlegen.

Achtzehntes Kapitel.

Eine beschleunigte Heirath.

Sonntag, den 28. Dez.

Der Frieden und die Ruhe des heutigen Tages, sowie der Gottesdienst im Hause des Konsuls haben mich sehr gestärkt, obgleich noch zuletzt eine Störung kam. Ich setzte mich hinterher in ruhiger Stimmung nieder, fest überzeugt, daß Gott mir den rechten Weg zeigen würde. Nach ernstlicher Erwägung kam ich zu dem Ergebniß, welches Herr Neville schon gestern Abend angedeutet, auf das ich aber nicht ohne Weiteres hatte eingehen wollen, so entschieden

mein Herz sich auch dazu bekannte. Marietta muß gleich heirathen. Könnte ich länger hier bleiben, so wäre ein Aufschub möglich, obgleich selbst dann die Baronin Chase und ihr elender Bruder uns Schwierigkeiten hätten bereiten können. Aber wie die Sache liegt, bedarf Marietta sofortigen Schutzes. Wenn man nur ihre Verlobung erführe, würde ihre Lage noch schwieriger, als sie jetzt schon ist. Ich fühlte wohl, daß es uns nicht leicht werden dürfte, ihre Einwilligung zu erlangen, und sagte das auch Herrn Neville als er nach dem zweiten Frühstück zu mir kam; aber die Umstände begünstigten uns.

Marietta hatte bisher wenig oder nichts von dem Baron gesehen, der wohlweislich im Hintergrund geblieben war. Heute ist sie jedoch durch ein glückliches Ungefähr (wenn man es so nennen darf) ein wenig über seinen Zusammenhang und sein Einverständniß mit der Chase aufgeklärt worden, und der Einfluß, welchen Beide auf ihre Tante ausüben, hat sie sehr erschreckt.

Es scheint, — so erzählte sie mir eben vor dem Essen — daß die Baronin gestern Marietta's Abwesenheit benutzte, um den Aufbruch von hier in's Werk zu richten. So günstig das warme und doch frische Klima Barcelona's auch ist, hat Frau von Randolph sich doch nicht erholt, und wird es, meiner festen Ueberzeugung zufolge, auch künftig nicht. Die Baronin schlug ihr nun vor, nach Algier zu gehen , und die Kranke, welche an jedem Strohhalm der Hoffnung festhält, hat den Gedanken mit gewohnter Erregtheit und Ungeduld ergriffen und möchte am liebsten augenblicklich fort. Sie wissen recht gut, daß ich ihnen nicht nach Algier folgen kann und haben keine Ahnung von Neville's Betheiligung an der Sache, soweit sie nicht Johann Penryn oder mich berührt, vermuthen also, daß wir beide nach England zurückkehren werden und sie dann in Algier ihre Zwecke ungestört verfolgen können. Marietta sagt, sie habe alle Einwendungen geltend gemacht, das Angreifende einer neuen Reise, die Kosten, die Entfernung, die Unsicherheit hinsichtlich des Klima's, doch umsonst; und als sie gefragt, wer denn die Besorgungen der Reise übernehmen und ihnen Quartier

bestellen solle, hatte die Baronin erklärt, ein ihr befreundeter Herr würde für Alles sorgen, ja sie könnten vielleicht mit ihm zusammen reisen; genannt wurde der Herr aber nicht.

Marietta wähnte, der Baron sei von Valencia nach Madrid zurückgekehrt, und wußte von seinem Hiersein nichts (wir vergaßen, dessen gestern zu erwähnen) bis sie ihm, zu ihrem höchstem Verdruß und Erstaunen, diesen Nachmittag im Gasthof begegnet war. Natürlich ging ihr nun der Zusammenhang auf und sie fragte ihre Tante einfach, ob er die bezeichnete Persönlichkeit sei? Frau von Randolph konnte das nicht leugnen; sie hat sich noch nicht die Fähigkeit der Baronin angeeignet, ohne Erröthen zu lügen. Marietta hatte dann ganz offen ihre Meinung gesagt, so offen, daß die Tante einen ihrer alten Zufälle bekam und in Folge dessen sehr erschöpft und weit kränker geworden ist.

Marietta macht sich Vorwürfe, fragt aber doch, wie sie das hätte vermeiden können? Nach Algier zu gehen in Gesellschaft der Chase und des Barons van Bronnen, — das durfte ja nicht sein; und dennoch, ihre sterbende Tante verlassen und ihres Onkels letztes Geheiß in den Wind schlagen — das schien eben so wenig denkbar. Sie kam deßhalb in großer Bedrängniß zu mir. Ihre Verlobung machte die Lage nur verwickelter und sie selbst dadurch noch unglücklicher. Sie müsse sich ja von Neville trennen, — es könne nicht anders sein.

Ich erwiederte sogleich: „Weshalb mußt du dich von Neville trennen, mein Kind?"

Sie blickte mich verwundert an. „Ich kann ihn ja hier nicht zurückhalten; er muß nach England, — nach Indien, — was weiß ich!"

„Ich weiß auch nicht, wohin er gehen sollte ohne dich," sagte ich. „Gib ihm nur das volle Recht eines Beschützers, dann ist Alles in Ordnung."

„So schnell wäre das doch unmöglich! Davon kann nicht die Rede sein! Auch würde er mich ja meiner Tante wegnehmen. Ach nein! die Pflicht geht dem Glücke vor."

„Liebe Marietta," begann ich, „du mußt mir erlauben in dieser Sache offen meine Meinung zu sagen. Du neigst

zu unvernünftigen Don Quixote'schen Ansichten einer Aufopferungstheorie, die schließlich dahin führt, Andere aufzuopfern. Du hast jetzt ernste Pflichten gegen Herrn Neville zu erfüllen, und darfst die nicht außer Acht lassen, selbst wenn sie dein eigenes Glück herbeiführen sollten. Er kann dich diesen Leuten nicht überlassen; ich kann das eben so wenig; in unser jetzigen Lage vermögen wir dir aber weder zu rathen, noch dich zu schützen, und befinden uns deshalb in großer Verlegenheit. Gib deine Einwilligung zu einer sofortigen Heirath, und Herr Neville besitzt dann das Recht, dir und durch dich deiner Tante zu helfen. Du weißt so gut wie ich, daß es wesentlich darauf ankommt, sie dem Einfluß dieser Menschen zu entziehen. Ist er erst dein Mann, so läßt sich das leicht machen."

„Sie wird es nicht zugeben," sagte Marietta.

„Thut sie das nicht, mein Kind, so mußt du sie fahren lassen."

„Unmöglich! Das meinem Onkel gegebene Versprechen —"

„Nöthigt dich nicht, bei deiner Tante zu leben, wenn sie sich mit schlechter Gesellschaft umgibt. Bedenke, wie strenge er selbst in diesem Punkte war."

Ich hielt inne, da ich merkte, daß diese letztere Andeutung ihre Wirkung nicht verfehlt hatte.

„Wenn ich heirathete, müßte ich sie ja aber verlassen," wandte Marietta ein.

„Nein, mein Kind, das gerade müßtest du nicht, wenigstens nicht nothwendig. Herr Neville sagte mir noch gestern Abend, wenn es ihm gelänge, dich zu einer sofortigen Heirath zu bereden, so würde er gern noch sechs Wochen oder gar zwei Monate hier bleiben, und dann nöthigenfalls dich und deine Tante nach Cannes oder Pau bringen, selbst aber nach England gehen und in London Advokaturgeschäfte beginnen. Während des Sommers würde dann Frau von Randolph hoffentlich nach England zurückkehren können; ihre fernere Zukunft müßte sich finden. Es wäre eine Thorheit, ja ein offenbares Unrecht, das Lebensglück von zwei Menschen, deines und das seinige, der vermeintlichen Pflicht gegen Frau von Randolph opfern zu wollen."

„Wenn meine eigenen Wünsche nur nicht so sehr dabei betheiligt wären!“ seufzte Marietta.

„Liebes Kind,“ sagte ich etwas ungeduldig, „es gibt ein Ding, welches gesunder Menschenverstand heißt, was du aber, wie mir scheint, zuweilen aus den Augen verlierst. Weil man etwas wünscht, braucht es darum noch keine Sünde zu sein. Natürlich willst du gern heirathen; wer in der Welt herumgestoßen worden, wie du es bist, dem kommt die Ehe, auch von der Herzensneigung abgesehen, wie ein Hafen der Ruhe vor. Und daß man auch seinen eigenen Wünschen nachgeben kann, lerne nur von mir. Ich sage dir ehrlich: kann ich dich als Herrn Neville's Frau in Barcelona zurücklassen — (Marietta fuhr zusammen) ja,“ wiederholte ich, „kann ich das, so fällt mir damit eine Last von der Seele. Ich habe also ein persönliches Interesse bei meinem Rath, und stehe deshalb doch nicht an, ihn zu geben. Während meines ganzen Lebens suchte ich ehrlich gegen mich selbst zu sein und wage mir deshalb auch jetzt zu trauen; thue du desgleichen. Heirathe gleich, sobald als möglich, — es wird gewiß das Beste und Richtigste sein. Und nun will ich Herrn Neville zu dir schicken; möge er selbst seine Sache vertreten.“

Sie ergriff meine Hand, aber ich ließ mich nicht halten, sondern eilte auf Herrn Neville's Zimmer und erzählte, wie ich ihm die Wege geebnet. Er ging sogleich zu Marietta. Ich aber beschloß, indeß ein wenig umherzustreifen, und hoffte im Gedränge der Rambla nicht beachtet zu werden. Früher hatte ich wohl gehört, eine Dame könne in Spanien sich nicht allein hinauswagen; aber hier in Barcelona schien mir das in meinem Alter unverfänglich. Ich setzte mich also auf eine Bank am Meer und überlegte, was ich gethan. Trotz des gerühmten Vertrauens zu der Ehrlichkeit meiner Beweggründe, empfand ich doch jetzt einige Ungewißheit. Ich war mir freilich bewußt, recht gehandelt zu haben, aber ich erwog Marietta's Zukunft und die Möglichkeit, daß Neville sie am Ende doch nicht glücklich mache. In diesem Fall würde sie mir vorwerfen können, die Sache überstürzt zu haben. Es war eine ernste Verantwortlichkeit. Von der

andern Seite hatte Marietta sich aus freien Stücken verlobt; dazu war sie nicht gedrängt worden. Sie kannte Herrn Neville so viel, wie die meisten jungen Mädchen ihre künftigen Männer zu kennen pflegen und hatte ihn und seine Armuth dem jungen, reichen Anson vorgezogen, auch offenbar sehr wohl daran gethan; ich konnte an Neville's Vortrefflichkeit nicht zweifeln. Der vorzügliche Ruf, dessen er genoß, wurde durch meine Beobachtungen nur bestätigt; und was sein etwas steifes und strenges Wesen betrifft, so ist das Geschmackssache; wenn es Marietta nicht abstößt, können Andre sich zufrieden geben. Nein, ich hatte richtig gehandelt. Aber was würde die Welt dazu sagen?

Diese Frage muß in allen Sachen des Geschmacks und des äußern Anstands berücksichtigt werden, kümmert mich aber wenig, wo es das Glück des Lebens gilt; und wäre mir noch ein Zweifel übrig geblieben, so hätte ihn die Erscheinung des Baron van Bronnen beseitigt; der Mensch kam mit einer Cigarre im Munde die Promenade hinab, begleitet von einem nicht minder unangenehm aussehenden Gefährten. Mein erstes Gefühl mahnte zu schleuniger Flucht, aber das wäre doch gar zu feige gewesen; ich fuhr also fort, über die Mauer hinweg den Hafen zu betrachten, und empfand dabei seine Annäherung, obgleich ich ihn nicht sah. Er kam allein auf mich zu; sein Freund blieb in einiger Entfernung zurück. Er redete mich höflich an; als ich jedoch umblickte und seine Augen starr auf mich gerichtet sah, begann ich am ganzen Körper zu zittern.

„Ich erwartete nicht, Sie hier zu treffen, gnädige Frau," sagte er mit Nachdruck.

„Auch erwartete ich nicht, noch hier zu sein, Herr Baron," war meine Antwort.

„Sie kamen mit Herrn Neville, meine ich?"

„Ja, ich kam mit Herrn Neville. Als wir entdeckten, daß Frau von Randolph ihren Plan geändert und Malaga aufgegeben hatte, fanden wir es rathsam, ihr hierher zu folgen."

„Ach so! Herr Penryn ist fort, wie ich glaube?"

„Ja, er ist fort."

„Nach England?“

„Ich weiß das nicht gewiß.“

„Aber Sie halten es für wahrscheinlich?“

„Wenn Sie Näheres über Herrn Penryn's Reise zu erfahren wünschen, müssen Sie sich an Herrn Neville wenden.“

„Sie sind vorsichtig, merke ich,“ antwortete er drohend; „ohne Zweifel können Sie auch ein Geheimniß bewahren, besonders wenn Sie wissen, wie viel davon abhängt.“

„Ja,“ sagte ich, „das kann ich; aber ich kann auch Geheimnisse aufdecken, Herr Baron. Ich habe Herrn Neville erzählt, daß Penryn in Barcelona war.“

Ich redete kühn genug, mußte aber wohl blaß geworden sein, denn ich fürchtete mich entsetzlich.

„Thaten Sie das?“ zischte er zwischen den Zähnen hervor.

„Ja, das that ich. Sie erpreßten mir ein Versprechen, und als Sie es dann wagten, in meiner Gegenwart zu lügen, fühlte ich mich desselben entbunden. Herr Penryn ist nun außer Ihrem Bereich, und was Sie ihm mittheilen wollen, muß durch seinen Vetter Neville geschehen, der vermuthlich noch einige Wochen hier bleibt.“

Ein Fluch entfuhr seinen Lippen. „Und das ist Ihr Werk?“ fragte er.

„Zum Theil, nicht ganz.“

„Und Sie nennen sich eine Dame, eine Frau von Ehre?“

„Mit größerem Rechte hoffentlich, als Sie sich einen Mann von Ehre nennen können, Herr Baron,“ war meine Antwort.

Er biß sich auf die Lippen, wandte sich einen Augenblick ab und sagte dann zurückkehrend: „Das sollen Sie bereuen.“

„Möglich,“ erwiederte ich ruhig; „das kümmert mich jetzt nicht. Ich bin nicht länger ohne Freund; Ihre Drohungen können mich nicht mehr erschrecken. Ich möchte Ihnen eher rathen, sich selber vorzusehen.“

„Was meinen Sie damit? Ich will es wissen.“ Er

trat dicht auf mich zu. Ich erhob mich und ging langsam fort, erst in das dichteste Gedränge der Muralla und dann in die Rambla einbiegend. Der Mensch folgte mir einige Schritte, aber als ich mich dem Gasthof näherte, kehrte er zu seinem Gefährten zurück. Natürlich ist er sowohl feige als prahlerisch und meine Worte haben ihn erschreckt; um so mehr muß aber Herr Neville gleich hervortreten und sein Verhältniß zu Marietta kund thun; er kann dann selbstständig eingreifen und ich glaube gewiß, daß diese Elenden in dem Fall zurücktreten und die Verfolgung der armen Frau von Randolph und ihres Geldes aufgeben würden. Ich selber schäme mich fast meiner Tapferkeit, nun mir Herr Neville den Rücken deckt. Ich habe allerdings keck und rücksichtslos gesprochen, und fürchte des Barons Rache nicht mehr; aber deshalb darf ich mich noch nicht besonderen Muthes rühmen.

In meinem Zimmer fand ich Marietta und Neville noch zusammen; die Gelegenheit zum vertraulichen Gespräch war ihnen sehr verlockend gewesen, und sie hatten sich gewiß von dem eigentlichen Gegenstand desselben längst zu andern verirrt. Doch merkte ich gleich, wie das Ergebniß ausgefallen, und fragte sie lachend: „Nun, ist der Tag festgesetzt?“ Marietta begann dann, mich auszuschelten, und erklärte, sie könnten sich nicht darüber verständigen, während Herr Neville behauptete, die Frage ginge den Konsul an, doch sollte die Trauung jedenfalls im Beginn nächster Woche stattfinden. Ich lobte sie, daß sie so guten Gebrauch von der Zeit gemacht und bat, mir nun zuzuhören, worauf ich Beiden mein Zusammentreffen mit dem Baron schilderte.

Marietta erfuhr zum erstenmal, was zwischen uns vorgefallen und der Eindruck wirkte günstig für meine Wünsche. Sie hatte den Baron schon immer gescheut, fürchtete ihn aber nun und empfand eben so lebhaft wie wir, daß Alles geschehen müsse, um ihn und seine Schwester von ihrer Tante zu trennen. Wir redeten lange mit einander, und beschlossen endlich, daß die Verlobung gleich bekannt gemacht und die Trauung womöglich am Dienstag über acht Tage vollzogen werden solle. Das ist zwar ein kurzer Termin,

aber die Familie Baker verläßt Barcelona am folgenden Mittwoch, und ich muß sie begleiten, wenn ich nicht ganz allein reisen will; auch kann ich es nun noch einrichten, Ina in Paris zu treffen. Diese Heirath wird für die letztere ein Donnerschlag sein und ich muß noch heute an sie schreiben.

Montag, den 29. Dez.

Die Anzeige wäre denn gemacht. Marietta hat es ihrer Tante heute Morgen mitgetheilt; gestern wagte sie es nicht, weil Frau von Randolph kränker war. Diese hat die Nachricht in einer sonderbaren, ihrem Charakter entsprechenden Weise aufgenommen, wie ein Kind, dem man ein neues Spielzeug schenkt. Sie denkt dabei weder an Recht oder Unrecht, noch an die Zukunft, erkundigt sich auch nicht nach Mitteln und Verhältnissen; es freut und erregt sie blos, daß ihre Nichte sich verheirathen will. Anders stände die Sache vermuthlich, wenn Marietta sie in Folge dessen verlassen sollte; denn dann würde ihre Selbstsucht in's Spiel kommen; so aber findet sie alle Pläne entzückend, hofft, bald gesund zu werden, nach England zurückzukehren, und dann in der Nähe ihrer geliebten Nichte wohnen, vielleicht sogar ihren theuren Victor wieder jenem „langweiligen alten Großonkel" entreißen zu können. Die Baronin Chase schweigt und schmollt; der Baron hält sich im Hintergrund. Wäre nur eine schwache Möglichkeit vorhanden, der Sache Schwierigkeiten in den Weg zu legen, so versuchten sie das gewiß. Aber Herr Neville und Marietta sind beide vollkommen unabhängig, und Niemand besitzt ein Recht, ihnen dreinzureden. Der Kampf dürfte nach der Hochzeit beginnen. Jetzt läßt Herr Neville den Dingen ihren Lauf; er mischt sich nicht in Frau von Randolph's Einrichtungen und jeder Vorschlag zur Abreise würde von dieser selbst zurückgewiesen werden; die Vorbereitungen zur Hochzeit regen sie fieberhaft auf, und dieses neue Interesse wirkt dem Einfluß der Baronin entgegen und ist in so fern ein großer Gewinn. Die arme Frau wird jedoch hinterher dafür leiden müssen und ist

sehr krank. Eine viel wichtigere Katastrophe als die Hochzeit steht ihr nicht mehr fern, und wie wenig denkt sie daran!

Neunzehntes Kapitel.

Glückliche Lösung.

Donnerstag, den 1. Januar 18..

Ein neues Jahr! es kommt mir wie eine neue Lebensepoche vor und Manches ist auch mit dem alten Jahr vollständig abgeschlossen. Ich erinnere mich sehr wohl, wie ich am letzten Neujahrstage in eine helle, friedliche Zukunft blickte, welche keiner Sorge Raum zu geben schien, und doch eine Art Furcht empfand, eben weil der Himmel so gar keine Wolke zeigte. Und nun, welche Wandlungen und Prüfungen mußte ich seitdem erfahren! Doch scheint mir jetzt Alles untergeordnet, was mich selber betrifft; ich denke nur an Marietta. Sie ist sehr glücklich; ruhiger als sonst, aber so ganz befriedigt, daß ihr Anblick auch beruhigend wirkt. Körperlich fand ich indeß wenig Ruhe, denn ich half Herrn Neville eine möblirte Wohnung suchen; er denkt die sogleich zu beziehen und Frau von Randolph zu sich zu nehmen; es wird weniger kostbar sein, als das Leben im Gasthof, und zugleich die Verbindung zwischen seiner Tante und der Baronin lösen. Ich glaube, daß dieser Entschluß der letzteren unerwartet kam und sie machte unzählige Einwendungen. Mich freute die ruhige Weise, mit der Herr Neville diese sämmtlich zurückwies, indem er einfach erklärte, Marietta sei blos nach Spanien gekommen, um ihre Tante zu pflegen und müsse deshalb mit dieser zusammenwohnen. Er ließ der armen Frau von Randolph dabei kaum eine Wahl; und ich glaubte erst, sie würde sich widersetzen, besonders als die

Baronin in ihrer Gegenwart Schwierigkeiten erhob. Sie ist aber jetzt zu schwach zum Widerstand und Herr Neville ist ein Mann, dem keine Frau so leicht entgegenzutreten den Muth haben würde. Marietta thut das indessen in ihrer scherzhaften, anmuthigen Weise und erreicht auch Alles, was sie wünscht. Herr Neville wollte gerne Zimmer in einer stillen Straße miethen, aber Marietta bestand darauf, wo möglich in die Rambla zu ziehen, weil sie glaubt, ihrer Tante dadurch eine willkommene Unterhaltung zu bieten; und so haben wir denn ein hübsches Logis am untern Ende dieser Straße mit einem ruhigen Schlafzimmer für die Kranke gemiethet. Diese könnte gewiß nirgend besser aufgehoben sein: das Klima ist günstig; ein französischer Arzt behandelt sie, vermag ihr aber so wenig, als jeder andere zu helfen, nur Erleichterungen zu schaffen. Marietta sehnt sich danach, sie ganz für sich allein zu haben, um ihre Gedanken wo möglich höheren Dingen zuzuwenden, als den sie jetzt beschäftigenden Kleinigkeiten.

Sonnabend, den 3. Januar.

Sie haben den Versuch gemacht, auf Frau von Randolph's Gefühle einzuwirken, damit sie sich von Marietta löse und der Baronin Chase ganz in die Arme werfe. Ich erwartete schon etwas der Art, weil die Geschwister noch immer in Barcelona blieben, obgleich sie behaupteten, anderwärts Geschäfte zu haben. Gestern beredete Herr Neville Marietta und mich, ihn nach einem vor der Stadt belegenen Hügel zu begleiten, der eine großartige Aussicht bietet. Frau von Randolph befand sich etwas wohler und Marietta hatte in den letzten Tagen so vollständig ihrer Pflege gelebt, daß es gerathen schien, ihr einige Abwechselung und frische Luft zu bieten. Ich hätte mich gescheut, die Kranke allein zu lassen; da aber Sophie, die französische Jungfer, in unsere Interessen eingeht und sich, weil sie die Baronin verabscheut, des Regierungswechsels freut, so wußte ich, daß sie während unsrer Abwesenheit getreue Wacht halten würde.

Wir blieben nur einige Stunden fort, fanden aber bei unsrer Rückkehr Frau von Randolph in großer Aufregung,

die sich in einem Gemisch von Krämpfen und leidenschaftlichen Vorwürfen Luft machte. Die Baronin war bei ihr gewesen und hatte sie überredet, daß Herr Neville und ich in irgend einer verderblichen Absicht die Heirath zu beschleunigen suchten; daß Marietta getäuscht werde und ihr Lebensglück bedroht sei; daß sie, die Tante, daher einschreiten und die Heirath verhindern, jedenfalls hinausschieben müsse; daß nur der schleunigste Aufbruch nach Algier sie selber retten könne, — mit Einem Wort, es war eine peinliche Scene und Marietta so erschrocken und unglücklich, und besonders so besorgt, wir möchten durch ein Beharren auf unsere Pläne gegen den Willen der Tante deren Leben gefährden, daß ich wirklich fürchtete, Herr Neville könne das übel nehmen. Er ist keineswegs ein anspruchsloser Liebhaber, sondern fordert völlige Hingebung, während Marietta sich oft äußert, als habe ihre Tante noch das erste Recht an sie. Bei dieser Gelegenheit konnte ich Herrn Neville indeß nur loben. Er trug Frau von Randolph mit Geduld, beruhigte Marietta, und trat übrigens zu meiner größten Genugthuung so bestimmt auf, als sei er schon ihr Mann, und erklärte, sie dürfe nicht länger mit der Baronin Chase umgehen; Frau von Randolph müsse deshalb ihre Wahl treffen und entweder Barcelona in Begleitung der Chase verlassen und ihre Nichte nie wiedersehen, oder sich entschließen, die Baronin aufzugeben. Er sagte das in meiner und Marietta's Gegenwart. Die letztere zitterte am ganzen Körper und ich fürchtete irgend einen Ausbruch, der Alles verdorben hätte. Ich hielt aber ihre Hand in der meinigen fest und flüsterte ihr zu: „Sei nur ganz still und geduldig, liebstes Kind; sie muß und wird nachgeben.“ Das that Frau von Randolph denn auch unter leidenschaftlichen Thränenströmen, und Herr Neville verließ uns, um die Baronin aufzusuchen, ihr seine Meinung über ihr Benehmen zu sagen und unsern Beschluß mitzutheilen. Er blieb ziemlich lange fort und kehrte endlich mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß der Baron und seine Schwester denselben Abend um acht Uhr nach Gerona aufzubrechen gedächten. Die Baronin sollte ihrer Freundin Lebewohl sagen dürfen,

aber nur in meiner und Marietta's Gegenwart. Ich ahnte damals nicht, womit diese Abreise erkauft worden war, doch kam es später im Lauf des Gespräches heraus. Herr Neville hat Johann Penryn's Schuld bezahlt, wenn man das eine Schuld nennen kann, was ohne Zweifel ein Ergebniß betrügerischen Spiels gewesen. Neville behauptet zwar, das Geld nur vorgeschossen zu haben, welches Johann ihm gewiß zurückerstatten würde; doch kann darüber wohl eine lange Zeit hingehen. Der junge Mann hängt augenblicklich ganz von seinem Oheim ab, und bekommt nur eben so viel, als er zum Leben braucht. Jedenfalls hat Herr Neville ein großes Opfer gebracht, welches ich ganz zu würdigen weiß, obgleich er desselben gegen Marietta so leichthin erwähnte, daß sie gewiß seine Bedeutung nicht faßt.

Der Abschied zwischen der Baronin und Frau von Randolph war kurz und von Seiten der Letzteren rührend. Sie mag diese Frau, die ihr immer freundlich begegnet ist, wirklich gern, und äußerte zum erstenmal den Gedanken an die Möglichkeit eines schlimmen Ausganges ihrer Krankheit. Marietta benahm sich kalt und fremd; ich verneigte mich blos; die ganze Scene war höchst peinlich und unangenehm und für Frau von Randolph betrübt, sogar hart; aber wie hätte man es ändern können?

Als ich hinterher mein Zimmer aufsuchte, begegnete mir der Baron. Er blieb stehen, sah mich drohend an und sagte langsam: „Wir treffen uns noch wieder, meine gnädige Frau!"

Das klang beängstigend; als ich es jedoch später Herrn Neville erzählte, lachte er nur und äußerte: „Ja, gewiß wird er drohen und eine grimmige Miene annehmen, da ihm sonst nichts zu thun übrig bleibt; er ist aber der feigste Kerl von der Welt, und so verrufen in England, daß er dort sein Gesicht nicht zeigen darf; Sie können also ganz ruhig sein."

Das ist Alles sehr wahr und verständig; aber ich hoffe dennoch zu Gott, ihm nie wieder begegnen zu müssen.

Montag, den 5. Januar.

Ein sehr beschäftigter Tag. Wir sind in die neue Wohnung eingezogen, Frau von Randolph, Marietta und die Jungfer. Zum Glück schien die Sonne, und die Kranke hatte ihren guten Tag; so ging Alles ganz erträglich von Statten. Es ist aber denkwürdig, welche Masse von Gepäck Frau von Randolph mit sich führt! Der arme Herr Neville! ob er sich wohl klar macht, daß er die Tante eben so gut heirathet, wie die Nichte? Ich habe meinerseits auch gepackt, denn wir, die Bakers und ich, reisen morgen Abend nach Gerona (so weit die Eisenbahn führt), schlafen dort und fahren am folgenden Tage mit der Diligence nach Perpignan. Dann eile ich direkt nach Paris, wo Ina mit mir zusammentreffen soll. Das klingt Alles recht schön und ich freue mich ganz unsäglich, Spanien bald hinter mir zu lassen. Aber morgen muß ich auch Abschied von Marietta nehmen. Das Paar denkt für den Tag nach Manresa zu gehen, so daß ich sie nicht wiedersehen werde. Welch ein Riß damit in mein Leben geschieht und wie mir Dernham ohne Marietta vorkommen wird, daran darf ich nicht denken. Ich habe einen Brief von Ina voll Ausrufungen des Staunens, des Bedauerns und der Anhänglichkeit, aber doch etwas anders, als ich geglaubt. Sie schreibt: „Wie werde ich die liebe Marietta vermissen! es ist schrecklich, daß sie nicht mit zurückkommt, nicht mehr mit uns leben wird!“ Im nächsten Satz geht sie jedoch zur Beschreibung einer entzückenden Ausfahrt über, an welcher Herr Anson leider nicht mehr Theil genommen habe, weil Baron Hans ihn nach England zurückgerufen. So kann es leicht sein, daß meine kleine Agnes die Veränderung noch am schmerzlichsten empfinden wird.

Mit Herrn Neville hatte ich denn eine Unterredung über den sehr materiellen, aber sehr nothwendigen Punkt des Geldes. Er wollte so gerne ganz regelrecht und gesetzlich zu Werke gehen; das hatte seine großen Schwierigkeiten, ist aber endlich mit Hilfe unseres Konsuls gelungen. Es war sein besonderer Wunsch, Marietta's kleines Vermögen

für sie selber fest zu machen, so daß er nur über die Zinsen mit verfügen könne. Sie fangen ihre Wirthschaft mit einer bescheidenen, doch zum Leben eben hinreichenden Einnahme an, Herrn von Randolph's Legat mit gerechnet, und Neville muß suchen, bald mehr zu verdienen. Die nöthigen Schritte, dieses Legat betreffend, wird er nun selber thun, und zwar viel besser, als ich es gekonnt. Nachdem wir die weltlichen Angelegenheiten besprochen, kamen wir auf ernstere Dinge, und da erschloß sich Herr Neville mehr als bisher. Seine Religion tritt nicht sowohl in Worten als in Handlungen hervor; manche von den üblichen Redensarten der sogenannten Frommen widerstehen ihm und er behält seine tieferen Gefühle meistens für sich. Ich habe mich aber schon bei Herrn von Randolph's Tod und seit den letzten Begebenheiten, die so geeignet waren, die innerste Herzensrichtung eines Menschen zu offenbaren, mehr und mehr überzeugt, daß die Wurzel seines Ernstes und seiner Gewissenhaftigkeit eine tiefere ist, als die bloße Moral. Heute Abend verloren wir uns in Betrachtungen der Zukunft, nicht der unbekannten, sondern der bekannten, welcher wir Alle entgegengehen. Frau von Randolph's Zustand und ihre Seelenstimmung brachte uns ganz natürlich darauf, und Herr Neville äußerte, die Ehe, wenn sie diesen Namen überhaupt verdiene, müsse der Beginn eines Ewigen und das Siegel einer Liebe sein, über welche die Zeit keine Gewalt hat, und es wäre deshalb eine sehr ernste Sache darum. Marietta kam später zu uns, nachdem ihre Tante sich schlafen gelegt, und ihre Gegenwart machte dem Gespräch ein Ende. Das Weinen und Lachen wechselt bei ihr so schnell, daß unsere steiferen englischen Naturen dadurch auch in ernsten Stimmungen zur Heiterkeit fortgerissen werden. Ich beobachtete sie diesen Abend, während sie, auf einem Schemel zu meinen Füßen sitzend, mit ihrem Verlobten sprach und dabei seine Hand liebkosend in der ihrigen hielt, und überlegte mir, ob ein englisches Mädchen wohl so gut für ihn gepaßt hätte; eigentlich bezweifle ich das sehr. Er bedarf der Anregung im Punkt des Gefühles mehr als irgend ein Mann meiner Bekanntschaft, und doch würde ihn alles Kecke, Aufdringliche

bei einem weiblichen Wesen zurückstoßen. Marietta's wunderbare Einfalt und durchsichtige Wahrhaftigkeit, nebst der Gewißheit, daß nichts Verstecktes oder Absichtliches in ihrem Thun und Reden liegt, lassen den in andern Fällen bedenklichen Mangel an Zurückhaltung bei ihr so reizend erscheinen. Wie werde ich sie vermissen!

Zwanzigstes Kapitel.

Hochzeit und Aufbruch.

Dienstag, den 6. Januar.

Marietta's Hochzeitstag. Das wäre denn vorüber! Ich muß davon schreiben, obwohl mir kaum ein Augenblick Zeit übrig bleibt.

Wir begaben uns diesen Morgen gegen halb eilf Uhr nach dem Hause des Konsuls, wo die Trauung in einem zur Kapelle eingerichteten Zimmer stattfinden sollte. Außer dem Konsul und seiner Frau und der Frau des Predigers waren nur Bakers und ich zugegen, Fräulein Baker als Brautjungfer. Marietta trug ein Kleid von hell-lilla Seide und einen weißen Hut, denn sie wollten gleich nach Manresa aufbrechen, und es blieb ihr daher keine Zeit, sich umzuziehen. Das italienische Temperament der Braut wurde jetzt von ihrer englischen Selbstbeherrschung im Zaum gehalten. Sie war nur sehr blaß und ihre wundervollen, tiefen, dunkeln Augen nahmen mitunter einen feuchten Schimmer an; doch zu wirklichen Thränen kam es nicht. Mit großer Fassung vollzog sie alle nöthigen Formalitäten, und ihre Unterschrift, die ich mir nachher betrachtete, zeigte nur geringe Spuren innerer Bewegung; auch beantwortete sie alle Fragen mit fester, deutlicher Stimme. Herr Neville schien äußerlich bewegter als sie; seine Lippen waren ganz weiß,

und einmal bebte sogar seine Stimme; doch ging das bald vorüber, und nach vollzogener Feier war er ganz der Alte, umsichtig, entschlossen und strahlend vor Glück. Marietta hielt sich tapfer, bis wir ihre neue Wohnung in der Rambla erreicht; erst als sie sich ihrer Tante gezeigt und mir nun auf mein Zimmer folgte, brach sie zusammen. Wir sollten uns trennen — wie lange? es war uns inmitten aller Sorgen, Hoffnungen und Geschäfte in letzterer Zeit keine Muße zur Beantwortung dieser Frage geblieben, und als Marietta sie nun mit einer von Schluchzen halb erstickten Stimme vorbrachte, fühlte ich mich schmerzlich bewegt.

Wir haben sie nun jedoch auf sich beruhen lassen; es steht eben Alles in Gottes Hand. Das liebe Kind ist fort. Ich gab ihr den letzten Kuß, Herrn Neville den letzten Händedruck, blickte dem Wagen nach, wie er die Rambla hinab nach der Eisenbahnstation fuhr und kehrte dann auf mein Zimmer in den Cuatro Naciones zurück mit einem Gefühl von Einsamkeit und Trauer, wie keine Worte es zu schildern vermögen.

Nun muß ich aber packen und mich bereiten, Spanien zu verlassen.

Den 12. Januar. Hôtel de Londres, **Paris.**

So wäre ich denn wieder mit Ina vereint und auf dem Wege nach England. Wir reisen morgen gerade durch bis Folkestone. Es war ein bewegliches Wiedersehen zwischen uns, aber wir hatten uns so viel zu sagen und unsre Interessen und Gefühle begegneten sich so oft, daß es mir sehr tröstlich war. Ina sieht viel besser aus, als da ich sie verließ, und ist auch, wenn die Vergangenheit nicht gerade zur Sprache kommt, wieder recht heiter. Mir ist ordentlich leicht zu Muthe, seit ich Spanien den Rücken gekehrt, und ich athmete freier, sobald wir die Grenze überschritten. Die Fahrt nach Gerona am 6. Januar war gerade nicht unangenehm, das Wetter aber kalt und das Nachtquartier mäßig; mein Lager glich einem Brett, das Kopfkissen einem Stein, und die Decke, eine Art Stroh-

matratze, rutschte beständig herab, Alles zu geringer Erquickung.

Am folgenden Morgen blieb uns nur eben noch Zeit, die Kathedrale zu besuchen, welche aus dunklem Stein erbaut, sehr schön und mit einer wundervollen Treppe versehen ist; gute Bilder und gemalte Fenster zieren das Innere. In einer byzantinischen Kirche, die wir gleichfalls flüchtig besahen, waren ehrwürdige Mönche in Andacht versunken, als gäbe es weder Diligencen noch Eisenbahnen auf der Welt; wir aber stürzten eilig wieder fort, und kamen eben rechtzeitig zurück, um mit der Diligence nach Perpignan aufzubrechen. Diese Stadt erreichten wir um halb neun Uhr. Der Gasthof war mäßig, mein Bett aber gut und — wir hatten Spanien verlassen!

Am folgenden Tage reiste ich bis Lyon, übernachtete dort, hatte noch etwas Zeit mich umzusehen, brach Abends wieder auf und bin gestern Nachmittag in Paris angekommen. So endete meine spanische Reise. Hier erwartete mich ein Brief von Marietta: sie nennt sich darin die Glücklichste der Glücklichen, welcher nichts als die Gegenwart ihrer Lieben von Dernham zu wünschen übrig bliebe. Wenn sie das in einem Logis der Rambla schreibt, wie würde es erst in England werden? Einige für Ina bestimmte Zeilen melden noch, daß ihre Tante sehr schwach, aber viel ruhiger und gefaßter sei; sollte das nicht schon aus dem Wechsel ihrer Umgebung hervorgehen? Herr Neville fügt kurze Worte hinzu und unterschreibt sich „der Ihnen für's ganze Leben dankbar ergebene ꝛc.“ Ja, ich habe ihm zu einem Schatz verholfen, und er versteht ihn zu würdigen.

Später, zehn Uhr Abends.

Ein ergreifendes Telegramm ist uns vor einigen Stunden aus Barcelona zugekommen. Johann Penryn hat seinen Onkel in Folge eines Schlagflusses bewußtlos vorgefunden; der alte Mann ist todt. In seinem Testament hat er Johann enterbt. Der Landbesitz geht auf Neville über; das persönliche Vermögen soll unter Alle, mit Ausschluß Johann's, vertheilt werden.

Der arme Johann! Ich möchte fast sagen: der arme Herr Neville! der junge Mann wird ihm so leid thun! Ob Johann's frühere Heimkehr etwas in der Sache geändert hätte? Wohl mögen wir beten, daß uns eine höhere Hand in dem Wandel und bei den Zufälligkeiten dieses Lebens leite und stütze!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Vier Jahre später.

Den 6. Juni.

Meiner lieben Ina zweiundzwanzigster Geburtstag, — ein sehr wichtiger Tag, weil sie nun mündig ist. Sie verlebt ihn in Arling. Frau von Penryn bat dringend darum, und ich konnte es ihr nicht abschlagen. Ich sollte gestern mit Agnes und Essie nachkommen; aber Agnes war heftig erkältet, und ich mochte sie nicht verlassen. Sie ist jetzt beinahe hergestellt, doch ließ sich nun nichts mehr ändern, da Frau von Penryn ihr Haus indeß schon gefüllt hatte. Ina und ich haben denn Briefe gewechselt. Der meinige war so voll von Ausdrücken der Liebe, der Hoffnung und der zärtlichen Sorge, daß ich ihr wenig Neuigkeiten mitgetheilt; sie thut das in ihrem Briefe um so mehr. Er lautet:

„Arling, den 6. Juni 18..

Liebste Mama! Du wirst morgen gewiß nach einem Briefe aussehen und das werde ich auch, denn ich könnte es nicht ertragen, den Tag ohne Nachrichten von dir zu verleben. Es macht mich so traurig, daß du nicht kommst; Großmama wünschte es wirklich sehr und du hättest dann all die großen Dinge gesehen, welche mir zu Ehren statt-

finden werden. Wie ich dir schon neulich erzählte, gibt es ein Abendbrod für die Schulkinder, ein Mittagessen für die alten Leute, einen Aufzug mit Flaggen und Bannern und dann sollen wir Abends tanzen, und alle Worthingtons sind geladen. Es wird ganz entzückend. Wärest du nur dabei und Agnes und Essie! Ihr hättet vierzehn Tage bleiben können und dann wären wir Alle zu Karl's und Hugo's Ferien nach Hause gekommen. Freilich, wenn Karl nach Oxford soll, muß er wohl erst Privatstunden nehmen; aber weißt du, liebste Mama, ich erfuhr neulich, daß er viel lieber Soldat werden möchte, und es dir nur nicht sagt, weil er dich zu betrüben fürchtet; er glaubt aber, eine gelehrte Erziehung würde an ihm blos weggeworfen sein; die passe viel besser für Hugo. Frank Neville hat das erzählt, und ich erfuhr es durch Fräulein Charlotte Anson, eine Nichte unserer Baronin Anson, die jetzt bei Lord Worthington zum Besuch ist. Sie hat Frank auf irgend einem Balle getroffen. Ich fürchte, es ist wahr, denn Karl sagt Frank Neville Alles. Ich möchte dir keine Sorge machen, meine aber doch, du müßtest es wissen. Der Gedanke, daß Marietta und Herr Neville zum Sommer nach Woodleigh kommen, entzückt mich, und wie gut ist es, daß die Wohnung gerade frei steht! Nur schade, daß Marietta unwohl ist und der Seebäder bedarf. Ich sehne mich darnach, die kleine Cissy zu sehen; Charlotte Anson sagt, das Kind wäre lieblich und gliche der Mutter sehr. Großmama besitzt eine schöne Zeichnung des Hauses in Cannes, wo die arme Frau von Randolph gestorben. Es hängt in ihrem Schlafzimmer dicht neben Tante Katharinens Bild, so wie eine gemalte Photographie Frau von Randolph's. Großmama will Herrn Neville und Marietta einladen, hierherzukommen, ehe sie nach dem Norden zurückkehren. Lord Worthington, dessen Bruder in der Nachbarschaft von Chilhurst wohnt, preist Herrn Neville als einen trefflichen Landwirth und sagt, der Werth des Gutes habe sich in seinen Händen verdoppelt. Lord Hopeton findet auch Marietta bezaubernd, und du kannst glauben, daß ich ihm beistimme; doch fürchte ich, daß sie seit dem vorigen Jahr etwas an Schönheit verloren,

denn Lord Hopeton sagt, sie habe recht mager ausgesehen. Die Luft von Dernham muß sie herstellen. Tante Bessie grüßt, und sähe dich so gerne hier! Grüße Agnes und sage ihr, sie würde mich gewiß in der Sonntagsschule noch einige Wochen nach meiner Rückkehr vertreten müssen, da ich alsdann recht ruhebedürftig sein werde. Ich habe Essie zu ihrem Geburtstage ein Buch gekauft; küsse den kleinen Liebling von mir. Sollte es wahr sein, daß Pastor l'Estrange seine Stelle aufzugeben wünscht? Charlotte Anson spricht von einem solchen Gerücht; aber ich glaube nicht daran, weil du desselben keine Erwähnung thust. Charlotte behauptete neulich ganz im Vertrauen, er sei vor drei Jahren sterblich in Marietta verliebt gewesen; sie befand sich gerade im Herrenhause, als die Nachricht von deren Verheirathung eintraf; da hatte er sich eine Woche lang ganz in sein Haus zurückgezogen und nicht einmal seine Armen besucht, nachher aber ausgesehen, als ob er eine schwere Krankheit durchgemacht; du weißt, wir fanden ihn noch bei unserer Rückkehr so elend. Ob er das jetzt wohl verwunden hat, wo ja ein Wiedersehen zwischen beiden bevorsteht?

Liebste Mama, ich schreibe dir Alles durcheinander, weil es so viel zu sagen gab; eigentlich sollte dieser Brief dich aber nur meiner innigsten, treuesten Liebe versichern und des herzlichsten Dankes für alle deine Güte. Ich fühle immer wieder und besonders an einem Tag wie dem heutigen, was ohne dich aus mir geworden wäre! Und dieser zweiundzwanzigste Geburtstag ist ein so wichtiger, obgleich ich keine große Erbin bin, wie Großmama mich immer nennt. Ich möchte gerne besser sein, weiß aber nur, daß ich ohne dich noch viel schlechter wäre, als ich jetzt bin. Deine dich liebende Tochter Ina.

P. S. Ist es nicht seltsam, daß Johann Penryn und Herr Neville gleichsam die Rollen getauscht haben und der Erstere nun nach Indien geht? Man sagt, er werde dort als Rechtsgelehrter sein Glück machen. Großmama hat ihm verziehen, daß er unter den Nevilles aufgewachsen, weil er sich so ausgezeichnet hat; sie behauptet, die Enterbung sei ihm höchst förderlich gewesen, und wir fanden ihn wirklich

ganz besonders liebenswürdig; er war vor einigen Tagen hier. Großmama hätte gern etwas für ihn gethan, aber Herr Neville nimmt das Alles auf sich und gibt ihm seit dem Tode des Alten eine hübsche jährliche Summe, welche nach Großmama's Ansicht für seine Bedürfnisse ausreichen müßte. Sie hat gewiß recht, aber jedenfalls war Herr Neville verpflichtet, ihm fortzuhelfen, weil er die Erbschaft statt seiner davongetragen hat."

Frau von Bradschau erschien, als ich den Brief eben gelesen, und ich theilte ihn ihr mit. Ich hatte sie eingeladen, zur Feier von Ina's Geburtstag hier zu essen. Nachmittags unterhielten wir uns über Mancherlei. Oberst Bradschau's Kinder, Franziska und Anna, die ich gleichfalls geladen, gingen mit Agnes und Essie an den Strand. Frau von Bradschau und ich saßen zusammen im Garten unter dem Schatten der Esche; Bienen summten und Vögel zwitscherten um uns her und aus der Ferne hörten wir das Brausen des Meeres. Es war entzückend, und Ina's Brief gab uns hinreichenden Stoff zur Unterhaltung. Frau von Bradschau wollte wissen, weshalb ich mich freute, nicht in Arling zu sein, und ich antwortete: „Weil ich mich nie gern in eine falsche Lage versetze, und das wäre heute, wo Ina mündig wird, geschehen. Sie wissen, daß ich allein über sie zu bestimmen hatte, eine Thatsache, welche Frau von Penryn niemals verzeiht, noch vergißt; sie thut alles Mögliche, um mich bei Seite zu schieben und die Welt glauben zu machen, daß es sich umgekehrt zwischen uns verhalte. Nein, es ist so am besten. Ich habe alles Nöthige mit dem Rechtsanwalt in Ordnung gebracht, und nun kann Frau von Penryn thun, was ihr beliebt."

„Sie sind doch eigentlich feige," bemerkte Frau von Bradschau; „ich hättte Ihnen mehr Kampffähigkeit zugetraut."

„Aber weshalb? wozu soll man kämpfen, wo nichts zu gewinnen ist?"

„Nichts als Macht, die wir Frauen so sehr lieben."

„Um Vergebung: gerade weil ich die Macht besitze, mag ich sie nicht brauchen und noch viel weniger ihren Schein annehmen."

„Aber, liebste Freundin, der Schein ist wichtiger, als Sie denken; er regiert die Welt. Wenn Sie die Macht in Anspruch nehmen, so wird sie Ihnen gegeben; wenn Sie aber darauf verzichten', wird man sie Ihnen streitig machen und endlich entreißen."

„So sei es," entgegnete ich; „sie ist mir nicht wichtig genug, um deshalb Streit anzufangen."

„Nun wohl denn. Sie dürfen sich also auch nicht beklagen, wenn Ihre Stieftochter und deren würdige Großmutter sich das Leben in ihrer Weise ausschmücken und Sie nicht erst darum fragen."

„Was gibt es da auszuschmücken?" fragte ich und blickte sie verwundert an.

„Je nun, was dient nicht Alles zum Schmuck? Schönheit, Grazie, Liebenswürdigkeit und ein kleines zum Taschengeld hinreichendes Vermögen von der einen Seite; und das muthmaßliche Erbe der Worthingtons von der andern. Gräfin Hopeton von Worthington! welch lockende Aussicht für Ihre holde Ina!"

Entrüstet legte ich mein Nähzeug nieder. „Sie sind wirklich zu schlimm," sagte ich. „Ich habe gerade keine große Meinung von der alten Penryn, traue ihr aber doch Besseres zu."

„Besseres, Liebste? was könnte denn besser sein? Wenn ich nicht irre, hegten Sie sogar einst denselben Verdacht."

„Allerdings ist mir der Gedanke durch den Kopf gegangen; aber ich schalt mich selber deshalb."

„Sie hätten lieber Frau von Penryn schelten sollen. Jetzt muß der Gedanke sich indessen weit eher aufdrängen."

„Nein, das thut er nicht und zwar um guter Ursache willen: Lord Hopeton ist mehr als unbedeutend, — Ina's ganz unwürdig; und Jedermann weiß, daß er in Oxford keines guten Rufs genossen. Er wäre der Letzte, der sich zum Mann für Ina schickte, ganz abgesehen von dem in meinen Augen sehr wichtigen Standesunterschied."

„Sie sind ein kleines Kind, wie nur je eines im langen Rocke herumgetragen worden," rief Frau von Bradschau,

meine Hand streichelnd; „ich will auch nicht mit Ihnen darüber streiten; aber bedenken Sie nur eins: hat die Welt einmal ihren Ausspruch gethan, so können wir uns demselben nicht widersetzen, ohne irre zu gehen. Nun sagt die Welt, daß es nicht schade, wenn ein Mädchen sich über ihren Stand hinaus verheirathe; nur unter denselben darf sie es nicht. Keine Frau von Penryn oder eine andere Gnädige würde Ihnen jemals glauben, daß Sie sich einer Heirath Ina's mit Lord Hopeton deshalb widersetzen könnten, weil sie im Rang etwas unter ihm steht."

„Nein," sagte ich, „das weiß ich recht gut; es ist aber darum nicht minder wahr."

„Und Sie würden einen solchen Einwand wirklich geltend machen?"

„Im Fall einer wirklichen Neigung gewiß nicht; aber doch insofern, daß ich mich hüten würde, Ina oder ein anderes junges Mädchen der Versuchung auszusetzen. Hier kann aber solche Versuchung unmöglich stattfinden. Es ist unmöglich, daß Ina sich je in einen Mann wie Lord Hopeton verliebe."

„Sie könnte sich aber in seine Grafenkrone verlieben," bemerkte Frau von Bradschau leiser. „Vergeben Sie meine Hartnäckigkeit; ich erkenne übrigens die Richtigkeit Ihres Einwands nicht an."

„Halten Sie es denn nicht für schlimm, wenn ein Mädchen mit ihren früheren Freunden und Bekannten brechen muß und in einen Kreis versetzt wird, wo sie ihnen nicht leicht begegnen kann und deshalb der alten Liebe und Freundschaft fast mit Nothwendigkeit vergißt? Das Leben wirkt selbst unter den günstigsten Umständen verhärtend; aber die Pflege der alten Jugendbeziehungen hält diesem Uebel das Gegengewicht und erhält das Herz weich und selbstvergessend."

„Sie mögen recht haben; auch schwebte Ihnen von jeher ein Ideal uneigennütziger Liebe für ihre Töchter vor."

„Liebste Freundin, mit Idealen habe ich mich in dieser Beziehung wirklich nicht abgegeben. Heirathen sollen im

Himmel geschlossen werden; wir müssen sie in Gottes Hand stellen."

„Das wird auch Frau von Penryn sagen, wenn sie beständig von den ‚lieben Worthingtons' spricht, die jungen Leute zusammenbringt, des einen gegen den andern rühmend erwähnt und endlich, wenn sie einander blindlings in die Arme rennen, sich zurückzieht, die Augen fromm zum Himmel emporschlägt und ausruft: ‚Welche Fügung!' Auch wird es ihr gelingen, die Welt damit zu täuschen und Sie, Liebste, desgleichen. Sie werden es insgesammt für Fügung halten!"

„Werde ich das wirklich?" fragte ich zweifelnd.

„Gewiß, weil Sie mir jetzt nicht glauben und den Thatsachen nicht gerade in's Gesicht blicken. Das ist Ihr größter Fehler. Weshalb wollen Sie die Penryn nicht für das halten, was sie ist: eine schlaue, ränkesüchtige, weltlich gesinnte alte Frau, die nur Wahrheit genug in sich hat, um ihre Lügen glücklich bei den Menschen durchzubringen?"

„Ich sehe sie auch in diesem Licht, wenn ich es muß; da der Anblick jedoch kein angenehmer ist, schließe ich die Augen davor, so viel ich kann. Sie war in letzterer Zeit höflich gegen mich und hat viel Güte für Ina; deshalb suche ich möglichst gut von ihr zu denken."

„Jetzt nimmt sie Johann Penryn in Schutz, weil er sich in Oxford ausgezeichnet und ist zuvorkommend gegen Herrn Neville und Marietta, weil sie fünftausend Pfund jährlich besitzen. Der Erfolg, Liebste, der Erfolg liegt dem Allen zu Grunde."

„Bei mir trifft das nicht zu," bemerkte ich; „ich stelle weder mehr noch weniger vor, als da sie mich zuerst kennen lernte."

„O, Frau von Penryn wirft ihre Geringschätzung auch nicht weg. Sie wird immer höflich sein, wenn kein Grund zum Gegentheil vorliegt, und Sie sind ihr lange nicht in den Weg getreten."

„Freilich, während der letzten drei Jahre bin ich nur einmal auf kurze Tage dort gewesen."

„Eben, und sie glaubt gesiegt zu haben und hinfort

Alles einrichten zu können, wie es ihr beliebt. Das wird sie auch. Die Prophezeiung klingt nicht erfreulich, trifft aber gewiß ein, wenn Sie nicht den Muth haben, sich ihr zu widersetzen."

„Ich wollte, Sie sagten mir, wie ich das kann," erwiederte ich.

„Nun, erschrecken Sie nur nicht. Wünschen Sie aber nicht, daß Ina Lord Hopeton heirathet, so müssen Sie ihr Gelegenheit verschaffen, einen Andern zu heirathen."

„Nein, das thue ich gewiß nicht," war meine Antwort.

„Nur ruhig! Sie fahren gleich zusammen wie ein Pferd, welches man mit der Peitsche berührt. Ich meine ja nicht, daß Sie ein beliebiges Individuum aussuchen und demselben ihr Kind in den Weg werfen sollen; das hieße einfach, Frau von Penryn mit ihren eigenen Waffen bekämpfen, und es sind recht elende, unwürdige Waffen; aber ich meine allerdings, Sie sollten Ina etwas mehr unter die Leute bringen, und ihr Gelegenheit geben, auch Andre kennen zu lernen. Während der letzten drei Jahre haben Sie sie hier, bis auf kurze Besuche in Arling, festgehalten, und so ist ihr Niemand nahe gekommen, der nicht in diesen kleinen Kreis gehört."

„Das ist wahr, — ich bin so besorgt um sie; auch kennen Sie Ina und manche Anlagen in ihr, die ich trotz aller Bemühung nicht auszurotten vermochte."

„Ja; sie ist nicht durchsichtig, sondern zu Heimlichkeiten geneigt; das steht in ihrem Gesicht geschrieben, bei aller Lieblichkeit desselben; aber es hilft nicht — verzeihen Sie meine Offenheit —, wenn Sie sie an Ihr Schürzenband festbinden. Ein Mädchen ihrer Beschaffenheit wird nur durch eigne Erfahrung klug und Sie müssen blos dafür sorgen, daß ihr dieselbe in möglichst unschädlicher Form zu Theil werde; ob Arling unschädlich ist, wissen Sie nun am besten."

Ich fühlte mich ein klein wenig verletzt, und mein Gesicht mochte das ausdrücken.

„So," rief Frau von Bradschau, „ich habe Unheil angerichtet; das wußte ich wohl. Es gelingt mir nie, auf

Umwegen an's Ziel zu kommen; meine Natur widerstrebt dem, denn sie verlangt immer ein Parforce-Jagen, um dieses Ziel nur schnell zu erreichen. Nun hören Sie!" Sie zog einen Brief hervor. „Dieser Brief kommt von Charlotte Anson, deren Ina erwähnt, — eine gute, fünfunddreißigjährige Klatschschwester, — und ist an meine kleine Schwiegertochter Marianne gerichtet. Beide haben sich seit Kurzem befreundet, wohl in der Hoffnung, daß zwei Köpfe, deren jeder ein halbes Loth Gehirn enthält, zusammen ein ganzes ausmachen müssen. Das Schreiben ist aus Schloß Worthington datirt und lautet: ‚Wir fahren morgen sämmtlich nach Arling, um Ina Anstruther's Geburtstag zu feiern. Frau von Penryn gibt sie für eine Erbin aus und veranstaltet deshalb große Festlichkeiten; das dürfte also ganz unterhaltend werden. An Lady Worthington's Stelle würde ich mich indeß über Frau von Penryn ärgern, welche Ina wirklich dem Lord Hopeton fast in die Arme wirft, und so viel Aufhebens von der Familie macht, — offenbar in bestimmter Absicht. Es scheint fast unbegreiflich, daß sie es nicht merken, denn sonst thut das Jeder. Es wäre doch eine höchst unpassende Heirath, und ich hätte meinen sollen, die Worthingtons würden die letzten sein, darauf einzugehen; aber Jemand, der sie genau kennt, sagt, Lord Hopeton sei ein solcher Taugenichts, daß seine Mutter froh sein würde, ihm ein anständiges, wohlerzogenes Mädchen zur Frau zu geben, um ihn nur vor gänzlichem Verfall zu retten. Deshalb soll Ina Anstruther geopfert werden. Ich könnte das arme Mädchen bedauern, wenn sie nicht so willig auf die Sache einzugehen schiene.'"

Frau von Bradschau legte den Brief nieder und erwartete meine Bemerkungen. „Nun?" fragte sie endlich, da ich noch immer schwieg.

„Ja, was nun?" erwiederte ich. „Ina muß natürlich gleich nach Hause kommen. Liebste Freundin, verzeihen Sie meine ärgerliche Stimmung; aber ich habe ein Versehen begangen; das macht ärgerlich, wenn man's auch nur auf sich selber ist."

„Das Geklatsche mag Wahrheit enthalten, oder nicht,"

sagte Frau von Bradschau; „jedenfalls mußten Sie darum wissen."

„Ja, ohne Frage, und ich mache mir ernstliche Vorwürfe. Nach Arling konnte ich jetzt freilich nicht, aber früher habe ich meiner Abneigung nachgegeben und jeden Vorwand gesucht, um zu Hause zu bleiben, weßhalb Ina dem Einfluß ihrer Großmutter zu sehr überlassen blieb."

„Alles kann noch wieder gut werden," tröstete Frau von Bradschau. „Die Festlichkeiten dauern ja nur den einen Tag, und so schnell läßt sich die Sache doch nicht betreiben. Herr Neville und Marietta kommen nächste Woche nach Woodleigh; das gibt einen Vorwand, Ina zurückzurufen; sie selbst hat viel gesunden Menschenverstand; ist sie erst einige Wochen mit einem Mann wie Neville umgegangen, so wird sie Lord Hopeton gewiß unausstehlich finden."

„Nur kann sie den einen heirathen, den andern aber nicht," bemerkte ich.

„Das macht allerdings einen Unterschied; doch ist es immer förderlich, zu sehen, wie ein Mann sein **kann**, sowohl als wie er sein müßte. Das Gefühl herzlicher Achtung für einen edlen Mann erhebt das Weib, wie die Achtung für eine Frau den Mann erhebt."

„Ina kann das brauchen," sagte ich. „Sie kennt so wenig Männer."

„Eben deswegen. Heinrich Anson ist wirklich hier der einzige junge Mann, — die Fremden von Westford ausgenommen."

„Und es gab eine Zeit, wo ich seinethalben unruhig wurde; das war bald nach seiner Rückkehr, als er eben den Kummer mit Marietta erlebt hatte. Damals bestand zwischen ihm und Ina ein gewisses Einverständniß, das mir nicht gefiel."

Frau von Bradschau lachte. „Aber, Liebste, weshalb denn nicht? Man sollte meinen, Sie wollten Ina vor allen profanen Blicken hüten und eine barmherzige Schwester aus ihr machen. Sie könnte es doch viel schlimmer treffen!"

„Dennoch würde mir eine solche Verbindung nicht zusagen. Heinrich Anson ist in seiner Art ganz gut, aber sehr gewöhnlich, und mein Kind soll nicht blos zum Trost für verschmähte Liebe dienen. Jedenfalls bin ich sehr zufrieden, daß es damit nichts auf sich hat."

„Nicht von ihrer Seite; seiner würde ich nicht so sicher sein."

„Der arme junge Thor!" sagte ich; „er ist immer mit irgend einer kleinen Liebelei beschäftigt."

„Natürlich, Baron Hans wird alt. Die Baronin predigt ihm beständig vor, daß er sich verheirathen müsse, und Frau von Harcourt schiebt dem Widerstrebenden fortwährend die holde Lydia zu. Was kann er in solcher Bedrängniß anders thun, als sich selbst kleine Romane ausdenken?"

„Ich bin wohl recht böse, aber es würde mir Freude machen, wenn Ina dem jungen Anson einen Korb gäbe. Die Baronin hat mich so übel behandelt."

„Von diesem christlichen Standpunkt betrachtet, schiene es mir noch erfreulicher, wenn sie ihn annähme," sagte Frau von Bradschau; „das würde die Baronin noch mehr ärgern."

„Ach, da spricht mein Stolz aber mit. Ich möchte mein Kind einer Familie nicht aufdrängen."

„Natürlich nicht. Doch hoffe ich, Sie würden sich bei vorkommender Gelegenheit weder durch Stolz noch durch Schadenfreude bestimmen lassen."

„Hoffentlich nicht, wenn es Ina's Glück beträfe; aber das sind müssige Fragen. Bis jetzt brauche ich mir keine Sorge zu machen. Wenn Sie sich in einander verlieben wollten, hätte das längst geschehen können."

„Sie vergessen, daß Heinrich Anson während des ersten Jahres nach Ihrer Rückkehr aus Spanien noch die Wunde im Herzen trug," wandte Frau von Bradschau ein. „Ich glaube wirklich, daß er seine Gefühle für Marietta erst im vorigen Herbst überwunden; er war damals irgendwo im Norden und ging auf ein paar Tage nach Chilhurst. Hier wurde ihm wohl erst klar, daß die Sache ein Ende genommen."

„Es mag ihm schwer geworden sein," bemerkte ich; „aber mein ganzes Mitleid wandte ich doch dem Pastor zu."

„Ja," antwortete Frau von Bradschau, „man sollte die Liebe wie den Keuchhusten und die Masern frühzeitig durchmachen, um sie wieder zu verwinden. In des Pastors Alter kann das Uebel gefährlich werden. Ich will mich beim ersten Wiedersehen fern halten, denn es widersteht mir, eine arme, unschuldige, stumme Kreatur leiden zu sehen."

„Immer unehrerbietig," sagte ich lachend.

„Keineswegs, nur wahr. Er ist unschuldig, das können Sie nicht leugnen; und es würde mehr als unehrerbietig, ja geradezu schändlich sein, ihn anders nennen zu wollen. Und stumm, nun, wir beide wissen recht gut, daß er das ist, wo sein Gefühl in Betracht kommt. Sonst hätte er sich lange vor Ihrer Reise gegen Marietta ausgesprochen, und — zehn gegen eins gewettet — sie hätte ihn erhört."

„Nie!" rief ich aus.

„Ist das ein Ausruf der Tugend oder sittlicher Entrüstung?" spottete Frau von Bradschau. „Ich wiederhole — zehn gegen eins, — sie hätte ihn erhört. Wie der Besitz gesetzlich einen Rechtsanspruch schafft, so ist es in Herzenssachen mit der Liebeserklärung, ich meine natürlich bei den Frauen. Sollte ich je in den Fall kommen, einem mit dieser Krankheit behafteten Manne Rath ertheilen zu müssen, so würde ich gewiß sagen: ‚Nur heraus damit! wenn Sie auch erst ablaufen sollten, nur heraus!' Eine Frau, welche die Kunde von eines Mannes Liebe nicht erweichte, wäre ein Ungeheuer, und wenn sie auch zuerst Nein sagt, wird sich fast immer Gelegenheit zu einem zweiten Versuch finden."

„Heinrich Anson hat sich doch gegen Marietta erklärt, und ist für immer abgewiesen worden," bemerkte ich.

„Ja, weil sie ihr Herz gerade einem Andern gegeben. Man kann in diesen Dingen nicht jedem Zufall vorbeugen."

„Und," fuhr ich fort, „Marietta hatte Herrn Neville seit dem Beginne ihrer Bekanntschaft geliebt, — wenigstens vermuthe ich das; wie sollte da für den Pastor jemals Hoffnung gewesen sein?"

„Was? auch nicht bevor Neville gekommen, damals, als er Marietta zur Zeit der Prüfungen in Woodleigh so viele zarte Aufmerksamkeiten erwies, sich zu ihrem Vormund und Beschützer machte und sogar jenen Diamantstern erstand, um ihr, oder vielmehr Frau von Randolph, aus der Verlegenheit zu helfen?"

„Woher wissen Sie das?" fragte ich; „allerdings habe ich es auch vermuthet, aber nie mit Bestimmtheit erfahren."

„Weil Sie mir so wenig gleichen und niemals Fragen thun. Ich that sie auch nicht aus bloßer Neugierde, sondern um Marietta unnöthige Opfer zu ersparen; und der Goldschmid sagte mir die Wahrheit. Er nahm den Stern nur zum Schein, und lieferte ihn hinterher dem Pastor aus."

„Hat der Pastor ihn ihr denn zurückgegeben?" fragte ich.

„Das wagte er nicht, der arme Schelm. Vermuthlich wollte er ihn ihr später zugleich mit seinem Herzen anbieten. Jedenfalls sind diese und hundert andere kleine zarte Aufmerksamkeiten an sie verschwendet worden, weil sie sie niemals verstanden hat."

„Ach ja!" seufzte ich; „es ist ein wunderbares, herzbeengendes Ding um dieses irdische Leben; jede Freude muß mit Leid erkauft werden!"

„Es fragt sich auch, ob Freude ohne Leid denkbar wäre?" sagte Frau von Bradschau; „aber ich will nicht philosophiren. Hier kommt Jemand, dessen Element die Freude ist; die müßten Sie dem Pastor zur Frau geben! Ich glaube, sie würde seine grauen Haare wieder schwarz färben!"

In diesem Augenblick stürzte Essie, von den andern Mädchen gefolgt, ins Zimmer, einen Korb am Arm, gefüllt mit Schätzen, die sie am Strande gesammelt, — Seetang und Seeanemonen, einen Steinfisch und einen Seestern nebst andern nicht auszusprechenden Seewundern, mit welchen sie in letzterer Zeit Bekanntschaft gemacht. Ihre großen blauen Augen strahlten vor Lust; und gewiß, mit ihrem prachtvollen lichtbraunen Haar, das sie zurückgekämmt und in ein Netz gebunden trug, ihrer hellen Stirne und geraden Nase, ihren schönen, durchsichtigen Farben, erschien

sie anziehend genug; und ich zweifle, ob irgend Jemand selbst den etwas großen Mund, der eine Reihe weißer Perlenzähne blicken ließ, hätte tadeln mögen. Ihre sprudelnde Fröhlichkeit, der muntere Ton ihrer Stimme, und ihr Lachen, das mir immer wie das Echo einer Festglocke vorkommt, bilden einen wunderbaren Kontrast zu Agnes' Wesen, und ich sagte unwillkürlich bei dem Anblick Beider: „Man würde sie doch kaum für Schwestern halten."

„Nein," erwiederte Frau von Bradschau, „bis auf eine gewisse Familienähnlichkeit nicht. Agnes ist mein Ideal einer Nonne, wissen Sie, und ich finde es sehr schade, daß Sie sie nicht gleich dazu machen. Dieses zarte, blasse Gesicht, die gemeißelten Züge, wie Künstler und Dichter zu sagen pflegen, und die sanften Augen, welche krystallisirten Thränen gleichen, müßten sich trefflich im Kopfputz einer Nonne ausnehmen. Auch wird das Kind sich in dieser bösen Welt niemals glücklich fühlen, das glauben Sie mir nur; sie ist nicht dafür gemacht."

Das behaupten Sie und ich," war meine Antwort; „aber wir wissen vielleicht nichts davon. Eine Thatsache spricht jedenfalls dagegen: sie ist in die Welt gestellt worden."

Frau von Bradschau wollte antworten, aber die Kinder — ich muß sie noch immer so nennen, obgleich Agnes schon siebenzehn Jahre zählt — kamen näher und unterbrachen das Gespräch. Essie eilte vorwärts, um ihre Wunderdinge zu zeigen, aber Agnes berührte sanft ihre Schulter und so blieben Fränzchen und Anna Bradschau die Vordersten.

„Ja, ja, schon recht!" Mit diesem Ausruf setzte Essie ihren eigenen Korb nieder und holte die seltsamen Geschöpfe ihrer kleinen Freundinnen, welche diese nicht recht anzurühren wagten, hervor. „Agnes findet sie unheimlich, Mama, und Anna ecklig; sind sie aber nicht schön? Sieh nur den dunkelrothen und hier den Purpurstern und dieses große Ungethüm, und die reizenden kleinen Krabben! Fränzchen hat nun schon eben so viele als ich, und ich soll hinkommen und ihr zeigen, wie man sie frisch erhält."

„Wir müssen nur hoffen, daß Frau von Bradschau ihnen auch Geschmack abgewinne, Essie,“ sagte ich.

„Ach ja, das thut sie gewiß, sie ist ja so gut, die liebe Frau von Bradschau!“ und die etwas bräunlichen Hände, welche noch eben in Sand und Seetang gewühlt, streckten sich gerade nach Frau von Bradschau's Schulter aus, als Agnes wieder einfiel: „Halt, Essie! — mit schmutzigen Händen!“

„Ach ja, ich vergaß! Ich will hingehen und sie waschen. Laßt uns das Alle thun, und dann die Thiere in die große Glasvase setzen und sie in's Wohnzimmer tragen. Nicht wahr, Engelsmama? das dürfen wir? sie soll auch auf dem Seitentisch stehen. Sind sie nicht entzückend?“ Und Essie lief hinaus, von Fränzchen und Anna gefolgt.

Agnes setzte sich in's Gras. „Mama, darf ich einen Augenblick bei dir bleiben?“

„Bist du müde, kleine Person?“ fragte Frau von Bradschau.

„Nur ein wenig; nicht sehr,“ antwortete Agnes. „Essie jagte nach Seeanemonen, und da mußten wir lange und weit gehen; auch war es so heiß!“

„Du hättest am Strand sitzen bleiben und sie suchen lassen sollen,“ bemerkte ich. „Du kannst nicht so viel vertragen, wie Essie.“

„Ich fürchtete nur, sie möchte Fanny und Anna zu weit führen, und Frau von Bradschau hatte mir die doch anvertraut.“

„Du liebe, kleine, gewissenhafte Närrin!“ sagte Frau von Bradschau. „Bedenke nur: die Pflicht ist zwar ein gutes Pferd, aber es wäre doch grausam, wollte man's zu Tode reiten.“

„Agnes hält das auch für unmöglich; nicht wahr, mein Herz?“ bemerkte ich.

„Ja, Mama; sonst wäre es ja nicht Pflicht, sondern irgend etwas Anderes.“

„Freilich, liebes Kind,“ sagte Frau von Bradschau; „das mußt du eben Alles lernen; doch weiß ich nicht, wer's dich lehren soll.“

„Die Erfahrung," entschied ich.

„Und du nicht, Mama?" sie blickte mich flehend an.

„Nein, liebstes Kind, es gehört zu den Dingen, die man nicht lehren, nur lernen kann; denn, siehst du, zum Lehren bedarf es der Regeln und diese bedingen die Nothwendigkeit, im Voraus alle Umstände, unter denen sie anwendbar sind, zu kennen. Das ist aber eine Unmöglichkeit. Ich fürchte, Agnes, du mußt lernen, für dich selbst zu entscheiden."

„Eine traurige Aussicht, kleine Nonne!" bemerkte Frau von Bradschau.

„Nein," antwortete Agnes ruhig; „es ist nicht traurig, nöthigt aber zum Nachdenken."

„Und das Nachdenken macht deine Wangen blaß und schmal. Seesterne sind zuträglicher für dich, das glaube mir, Agnes."

„Ja, wenn man sie eben so gern leiden möchte," sagte Agnes lachend; „aber die haben etwas Unheimliches, — das muß Jeder zugeben; daneben sind sie so naß und schlüpfrig! auch verschlingen die großen Anemonen die kleinen Krabben."

„Und das ist hartherzig," spottete Frau von Bradschau, „obgleich wir auch viele Hammelkeulen verzehren und uns sehr berechtigt dazu halten. Ja, Agnes, es ist, wie ich schon vor drei Jahren behauptete: du mußt eine kleine Welt für dich allein haben."

„In welcher es keine Seeanemonen gibt!" fügte ich hinzu.

„Ach nein, nein, Mama!" rief Agnes. „Ich weiß ja, daß Alles so recht, schön und wunderbar ist, freue mich auch der seltsamen Geschöpfe und helfe Essie danach suchen; noch lieber sitze ich aber am Strande und blicke in die Wellen; Jeder hat nun einmal seinen Geschmack!" Sie sprang auf. „Doch jetzt muß ich nach Woodleigh und nachsehen, ob der Gärtner die Blumenbeete in Ordnung gebracht hat. Marietta bat in ihrem letzten Briefe darum."

„Doch jetzt sollst du in's Haus gehen und ruhen," sagte ich, „während Frau von Bradschau und ich die Be-

sorgung ausrichten. Wir haben den ganzen Nachmittag gefeiert."

„Du liebe, gute Mama! ich soll mich immer pflegen, während du arbeitest!"

Als ich jedoch wiederholte, daß mir etwas Bewegung noth thue, gab sie nach, und Frau von Bradschau und ich wanderten in den Küchengarten und durch die einst verschlossene Thüre, welche uns von Woodleigh trennte. Seit der Besitz nach Frau von Randolph's Abzug verkauft worden, hat er oft die Bewohner gewechselt, doch wurden wir mit keinem derselben genauer bekannt. Es ist dort sehr verändert und man merkt, daß die tägliche Aufsicht fehlt. Marietta dürfte das schmerzlich empfinden. Sie war seit ihrer Heirath nicht wieder in Woodleigh; ein Jahr lang blieb das Ehepaar noch mit Frau von Randolph im Ausland; zwar kam Herr Neville gelegentlich nach England, aber ihr eigentlicher Wohnsitz war in Cannes, wo Frau von Randolph starb. Darauf nach England zurückgekehrt, mußten sie sich im Norden niederlassen und hier wurde die kleine Cissy geboren; das fiel in den Winter und griff Marietta sehr an. Wir konnten gar nicht wieder zusammenkommen und doch verlangte Ina und mich fast schmerzlich danach.

Marietta's Briefe sind sich immer gleich geblieben; sie schreibt aber natürlich seltener als früher. Ich denke sie mir doch etwas verändert; obwohl ihre Empfindungen für uns wie für Dernham und Woodleigh im Allgemeinen dieselben scheinen. Hierher zu kommen liegt ihr offenbar sehr am Herzen, und deswegen möchte ich so gern, daß sie in Woodleigh die Spuren liebender Sorgfalt erkennte.

Frau von Bradschau und ich durchwandelten Garten und Haus, dabei manche Betrachtungen anstellend, die jedoch auf der Oberfläche blieben. Man wagt sich nicht gern in die Tiefe, wo Alles an Verstorbene erinnert. Das Lob käme uns vermessen vor, der Tadel hart; aber ich konnte doch nicht umhin, mir das wunderbare Gewebe von kleinen Umständen zurückzurufen, welche Marietta's Schicksal so eng mit dem meinigen verflochten. Beim Gedanken an sie und

Neville fiel mir dann wieder ein, was Ina über Frank Neville und seine Aeußerung, meinen Karl betreffend, geschrieben, welches erst Eindruck auf mich machte, als ich ihren Brief zum zweitenmal las. Ich erwähnte dessen gegen Frau von Bradschau und sie versprach mir, mit ihrem Sohn zu reden. Ich würde die Militärlaufbahn für Karl sehr fürchten, aber es wäre unnütz, sich einer entschiedenen Vorliebe zu widersetzen, und thöricht, Geld für eine gelehrte Erziehung auszugeben, die schließlich doch zu nichts führte. Es frägt sich nur, ob er durch die Wahl des einen Berufs blos dem andern zu entgehen sucht; doch bezweifle ich Letzteres, da er weiß, daß ich ihm nie gegen seinen Willen etwas aufnöthigen würde.

Wir tranken gemüthlich Thee zusammen, spielten dann mit den Kindern, ließen uns von Agnes und Essie Duette vorsingen und schlossen mit einem Abendlied und jener schönen Hymne: „Bleibe bei uns ꝛc.,“ die mich immer nach Pau und in das Sterbezimmer versetzt, wo mein Liebling sehnsuchtsvoll dem ersten Lichtschimmer entgegenharrte, der für sie zur Morgendämmerung des Paradieses ward. Wie gegenwärtig ist mir das Alles! Ja, wahrlich, ihr stieg ein andrer Tag empor, als uns!

Friedlich gestimmt suchte ich dann mein Schlafzimmer auf; während des Tages hatte mir der Friede gefehlt, weil ich zu irdisch gesinnt war. Das Schwatzen über Liebe und Heirath und gute Versorgung, nebst Allem, was dahin gehört, als sei es das Wichtigste im Leben, und als bestehe dabei kein Zusammenhang mit höheren Dingen, ist mir verhaßt, und entbehrt auch der inneren Wahrheit. Wenn ich Anson einen gewöhnlichen jungen Mann nenne, so meine ich damit wirklich, daß ihm die tiefere Religiosität mangelt und daß er, mit diesem Leben zufrieden, so viel ich weiß, nur wenig des zukünftigen denkt und hauptsächlich danach strebt, sich's hienieden bequem und angenehm zu machen. Weshalb scheut man sich nur, dergleichen auszusprechen, und wickelt seine Gedanken erst in Baumwolle, damit Niemand sie recht zu erkennen vermöge?

Ich verabscheue das immer an mir und thue es doch oft, selbst meinen Geliebtesten gegenüber, von denen ich doch weiß, daß sie mich verstehen würden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Neue Wolken steigen auf.

Den 8. Juni.

Ein Brief von Marietta: sie hoffen in fünf Tagen — am nächsten Dienstag — hier zu sein, drei Tage früher, als wir sie erwartet. So kann ich denn gleich an Ina schreiben und sie bitten, ihre Rückkehr nicht länger aufzuschieben. Wenn ich sie erst sicher unter meinen Flügeln habe, lasse ich sie auch gewiß nicht sobald wieder fort. Doch ist es vielleicht wahr, daß ich geneigt bin, sie in Schranken zu halten und daß ich ihr mehr Vertrauen schenken müßte. Bis zu einem gewissen Grade thue ich das auch wirklich; aber — es mag von früheren Eindrücken herrühren, — ich kann mich nie einer gewissen Unruhe und Sorge ihretwegen entschlagen, weil ich nie ganz sicher bin, ob sie nicht bei ihren Fragen und Bekenntnissen immer noch etwas zurückbehält, welches, wenn ich's gewußt, meinem Urtheil eine andere Richtung gegeben hätte. Zuweilen entfährt auch Essie in ihrer großen Ehrlichkeit irgend ein Ausruf des Erstaunens über Dinge, die Ina sagt, thut oder voraussetzt, welcher mir verräth, daß sie, wie ich, dabei ein Bedenken empfindet. Ich glaube kaum, daß Agnes dergleichen merkt; sie lebt selbst so viel in den Wolken, daß sie kein Auge für fremde Eigenthümlichkeiten hat; auch idealisirt sie sich Jeden, den sie liebt, was bei Essie nie der Fall.

Und dennoch besitzt Ina wirkliche Frömmigkeit; dessen bin ich gewiß; aber sie täuscht sich selbst. Wer erklärt mir

das Räthsel? wie kann man, bei dem ernsten Bestreben, Gott zu dienen, blind gegen seine eignen Fehler sein? Wie kann dieser der Eitelkeit, jener dem Stolz, ein dritter der Heftigkeit oder Trägheit fröhnen, ohne es zu merken! Das ist mir eben so unbegreiflich, wie irgend ein Problem der Wissenschaft, aber es muß uns vor uns selber bange machen. Ich schelte Agnes zuweilen wegen ihres steten Hanges zur Selbstzergliederung, der auch etwas Krankhaftes hat und so leicht die eignen Fehler dem Auge verbirgt, statt sie zu offenbaren. Aber wenn man sieht, wohin der Mangel an Selbsterkenntniß die Menschen führen kann und führt, so scheint auch die allzu große Strenge in dieser Beziehung eher ein Vorzug als ein Gebrechen zu sein; freilich dürfen wir dabei nur den Maßstab des höchsten und einzigen Musters alles Guten anlegen, sonst wäre die Mühe ganz vergeblich. Ob wir dem, was wir als Recht erkennen, gemäß handeln, ist eine untergeordnete Frage: die erste bleibt, ob wir wirklich das für Recht halten, was Recht ist? In der Vermengung dieser beiden Fragen müssen wir gewiß die Wurzel aller Selbsttäuschung suchen.

Den 11. Juni.

Ein angreifender Tag voller Besuche, — und der für mich noch manches Schwere außerdem brachte. Karl schreibt mir wegen dieses neuen Berufsplanes und ich weiß mir nun nicht recht zu helfen. Die Sache muß ruhen, bis ich mit Herrn Neville darüber berathen kann. Ferner ein Brief Frau von Penryn's, die sich der sofortigen Rückkehr Ina's widersetzt. Die Letztere schreibt selber kein Wort, und das ärgert mich. Ihrer Großmutter Brief lautet:

„Liebste Frau von Anstruther!

Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich der sofortigen Abreise unsrer lieben Ina Hindernisse in den Weg lege. Sie ist erst so kurze Zeit hier und kommt überhaupt so selten, daß es mir schwer fallen würde, mich schon jetzt wieder von ihr zu trennen. In meinem Alter darf man nicht weit voraus sehen; ich kann nur des gegenwärtigen Augenblicks dankbar genießen, und muß die Zukunft dem

allweisen Lenker unsrer Geschicke anheimstellen. Da nun die so selten gegönnte Freude mir zu Theil geworden, das einzig überlebende Kind meiner theuern Cecilie hier zu besitzen, so mag ich sie nicht gleich wieder ziehen lassen, wenn eine gebieterische Pflicht es nicht erheischt, und das scheint mir doch jetzt keineswegs der Fall. Frau Eduard Neville wünscht natürlich das freundschaftliche Band, welches sie mit meiner süßen Ina verbunden, auf's Neue anzuknüpfen, und weil jetzt kein Bedenken mehr dabei ist, würde ich mich deshalb Ina's Rückkehr nicht widersetzen, sondern mache blos meine eigenen Wünsche, sowie die meiner Tochter und Ina's selber geltend. Letztere ist zu einigen kleinen Festen in der Nachbarschaft geladen und würde ihnen ungern entsagen. Morgen sollen wir in Schloß Worthington zubringen, und weil diese Partie hauptsächlich Ina zu Ehren, als eine Art Nachfeier ihres Geburtstages veranstaltet worden, könnte sie sich ihr nicht entziehen, ohne unartig zu erscheinen. An den beiden folgenden Tagen finden auch Gesellschaften statt, und dann wird Ina der Ruhe bedürfen. Sie begreifen daher, daß sie vor Ablauf der Woche, frühestens vor nächstem Donnerstag, unmöglich abreisen kann. Möchte Frau Eduard Neville sich denn bereden lassen, etwas länger in Ihrer Nachbarschaft zu verweilen, damit meiner Ina der volle Genuß ihres Umgangs zu Theil werde! Mit vielen herzlichen Grüßen bleibe ich die Ihrige, Maria Penryn."

Die Frau ist wirklich unausstehlich! Sie will sich der Freundschaft zwischen Ina und Marietta nicht widersetzen; natürlich will sie das nicht, weil sie's nicht kann, sucht aber beständig ihre Autorität geltend zu machen. Als ob ich erwartet hätte, daß Ina sofort aufbrechen und noch vor Donnerstag zurückkommen sollte! Ich schrieb ja nur so früh, damit sie sich bereit halte. Aber weshalb bei diesen Verdrießlichkeiten verweilen! Thatsache bleibt, daß unsre beiderseitige Lage eine andre geworden. Ina ist jetzt ihre eigne Herrin und es frägt sich in Zukunft nicht, wem von uns sie gehorchen, sondern nur, wessen Rath sie folgen wird. Diese Einladung nach Worthington scheint mir verdächtig. Es gab eine Zeit, wo Frau von Penryn's

Enkelinnen für Lady Worthington kaum auf der Welt waren; nun, da man einen bestimmten Zweck verfolgt, ändert sich die Sache. Freilich fühle ich es der Mutter nach, wenn sie wünscht, ihrem mißrathenen Sohn eine anständige, solide Frau zu verschaffen. Aber Frau von Penryn! Ich darf nicht an sie denken! Und Ina wird ja hoffentlich am Donnerstag nach Hause kommen.

Meine hiesigen Nachbarn besuchten mich Alle zugleich, — ein lästiger Zufall! Erst kam die Baronin Anson mit ihrer zweiten Tochter Edith; sie war seit drei Monaten nicht bei mir gewesen und brachte deshalb ziemlich ungenügende Entschuldigungen vor, die ich aber gut aufnahm; gleichgiltigen Leuten nimmt man nicht leicht etwas übel. Gleich hinterdrein wurden die Faulers von Easthope gemeldet und der alte Kapitän Schau. Letzteren hätte ich wirklich gern gesehen und gesprochen; unter den vielen Leuten war jedoch seine Taubheit hinderlich und so mußte ich von ihm ablassen. Agnes that ihr Möglichstes, mir zu helfen, doch in ihrem Alter ist man so blöde! Sie und Edith Anson betrachteten sich anfänglich wie zwei scheue Häschen, die beim ersten Schreck zum Davonlaufen bereit sind. Edith machte auch keinen Versuch, mit irgend Jemand zu sprechen, während ich doch Agnes ganz verständlich zu Fräulein Fauler sagen hörte: „Wie hoch war gestern die Fluth gestiegen!“ Als Faulers sich entfernt hatten, schlich sie zum Kapitän Schau; der alte Mann verzog sich mit ihr, wie er immer thut, und versprach ihr seine Photographie; da wurde sie ganz fröhlich und unbefangen; doch konnte ich nicht umhin, zu bemerken, daß ihr Gewissen sich alsbald wieder regte; es läßt ihr wirklich keinen Augenblick Ruhe. Die Baronin Anson glaubte mir durch die flüsternde Bemerkung zu schmeicheln, daß Agnes so hübsch geworden sei; aber ich liebe dergleichen persönliche Bemerkungen von unartigen Leuten keineswegs, und es gefiel mir besser, als sie sich nach einer kränklichen Schneiderin erkundigte und fragte, was man wohl für sie thun könne. Die Baronin hat viel wirkliches Erbarmen, und würde sogar mir meine Sünden vergeben, wenn ich nur einmal gefährlich krank werden

wollte. Sie fragte nach Ina und äußerte, ihre Nichte, die sich jetzt in Worthington befände, solle, wie sie gehört, Ina in der künftigen Woche nach Dernham begleiten. Sie sprach, als ob ich von Allem unterrichtet sei und ich mußte meine Unwissenheit bekennen, was denn einiges Erstaunen und die Bemerkung hervorrief, Frau von Penryn pflege wohl solche kleine Einrichtungen nach eigenem Belieben zu treffen. Sie erwähnte dann noch ihres Sohnes, aber Kapitän Schau fuhr mit einer Frage dazwischen, die meine Aufmerksamkeit abzog; ich meine indeß mich zu erinnern, daß Heinrich Anson entweder in Worthington gewesen oder dort hingehen wird. Es wäre mir hinterher entfallen, wenn nicht Kapitän Schau, nachdem die Baronin fort und Agnes das Zimmer verlassen, mir in seiner wunderlich feierlichen, zögernden Weise gesagt hätte: „Meine liebe gnädige Frau, ich fürchte, unsern Freunden im Herrenhause steht Kummer bevor. Baron Hans scheint recht elend."

„Meinen Sie, er sei krank?" fragte ich.

„Ja, schwach, ich weiß nicht weshalb, aber es muß den Seinigen auffallen, obgleich sie nicht davon reden. Ich wollte, unser junger Freund Heinrich entschlösse sich zu heirathen; es würde seinen Eltern wegen der Zukunft eine große Beruhigung sein."

Der Gedanke, daß Lord Hopeton eine Schwester besitzt, fuhr mir durch den Kopf. „Vielleicht," sagte ich hastig, „ist er jetzt auf dem Wege, sich eine Frau zu suchen; was Sie von Baron Hans berichten, thut mir aber sehr leid. Ich hatte wohl bemerkt, daß er schon drei Sonntage in der Kirche gefehlt, wußte aber von keinem ernstlichen Unwohlsein; sonst hätte ich mich ja bei der Baronin erkundigt."

„Sie thaten wohl, das zu unterlassen," antwortete er. „Ich stellte die Frage gestern, nachdem ich ihn gesehen, aber der Baronin war das offenbar unangenehm. Ich hatte in Geschäften mit ihm zu reden und er schien mir ganz auffällig schwach; doch ist er zehn Jahre jünger als ich! Meine Reihe müßte zuerst kommen!"

Er stand auf, um zu gehen, als Agnes eintrat und

ihm eine Blume zeigte, die so eben draußen aufgeblüht war; sie und der Kapitän treiben gern Botanik zusammen. Er nahm auch die Blume und betrachtete sie, doch schienen seine Gedanken abwesend, und als sie ihn etwas verwundert anblickte, sagte er: „Ja, Kindchen, sie ist schön, aber ich hoffe, deren bald noch schönere zu sehen. Die Engel, welche sie pflegen, können jedoch nicht holder oder theurer sein, als die Engel auf Erden. Gott segne Sie!“ Er legte Agnes die Hand auf den Kopf. Ihr liebliches Gesichtchen blickte zu ihm empor; er bückte sich nieder und küßte sie. So neben einander stehend, gaben sie ein entzückendes Bild heiligen Alters und heiliger Jugend. Dann ging der alte Mann, und Agnes und ich kehrten in die sogenannte Atmosphäre des alltäglichen Lebens zurück, welche in der That nur ein Nebel ist, der das Wirkliche umhüllt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wiedersehen.

Den 14. Juni.

Gestern Abend sind sie angekommen; ich ging nach Woodleigh, sie zu empfangen. Marietta sieht gerade aus wie damals, als ich sie in Barcelona verließ, — um keinen Tag älter. Sie ist ebenso offen, hingebend, liebevoll, sonnig und enthusiastisch, und die Ehe scheint sie durchaus nicht ernüchtert zu haben, weil sie der Ernüchterung wohl nicht bedurfte; nur wenn sie von ihrem Kinde redet, zeigen sich der Stolz und die Würde der Frau. Es verdroß sie, Ina nicht vorzufinden, aber die Gründe der Verzögerung leuchteten ihr ein. Herr Neville ist dagegen sehr verändert und entschieden jünger, — ich möchte sagen weniger satirisch geworden, obgleich er das wohl nie von Herzen gewesen.

Jedenfalls ist er nun zu der Klasse der gewöhnlichen Sterblichen hinabgestiegen, obgleich sich noch einige Spuren der alten Gewohnheit des Belehrens und Anordnens zeigen, wenn er seiner Frau vorwirft, daß sie ihn nicht zu Worte kommen lasse. Ich blieb gestern Abend wirklich ungebührlich spät mit ihnen zusammen, denn wir hatten uns so viel zu sagen. Marietta scheut die alten Erinnerungen weniger, als ich mir gedacht. Sie denkt ihrer Tante mit leichterem Herzen, weil sie sie das letzte Jahr ihres Lebens bei sich gehabt, und weil Frau von Randolph wirklich viel mehr so geworden zu sein scheint, wie Marietta sie zu sehen wünschte. Woodleigh erinnert sie jetzt besonders an ihre erste Bekanntschaft mit uns. Herr Neville sagt mir, daß Victor ein prächtiger Junge geworden, den sein Großonkel gut in Ordnung halte. Er durfte die letzten Monate bei seiner Mutter zubringen und war auch zugegen, als sie starb. Dagegen weiß Niemand, was aus der Baronin Chase und dem Baron van Bronnen geworden. Herr Neville glaubt, den Letztern in Paris gesehen zu haben, wo er einen ärmlichen, verkommenen Eindruck gemacht.

Ich fragte nach Johann Penryn, und Marietta war sehr bereit, mir von ihm zu erzählen; Herr Neville schien aber hinsichtlich seiner etwas wund. Er kann es nicht verwinden, dem jungen Mann wider Willen geschadet zu haben; das ging mir aus einem Gespräch mit Marietta unter vier Augen hervor, und der Grund dieser Auffassung ist allerdings begreiflich genug. Ich erfuhr nämlich erst jetzt, daß der Schlagzufall des alten Neville durch die Gemüthsbewegung hervorgebracht worden, welche ihm Johann, den er zärtlich liebte, gemacht. Die Weigerung des Letzteren, auf den Ruf seines Onkels nach Hause zurückzukehren, nebst den über ihn verbreiteten Gerüchten bewogen den alten Mann, sein Testament zu ändern; und der Kummer, das thun zu müssen, führte seine Krankheit herbei. Wie Marietta mir sagt, wäre es aber doch vielleicht anders gekommen, wenn Johann seinen Onkel noch am Leben getroffen und ihm Alles hätte erklären können. Der Aufschub jener wenigen Tage, als wir in Valencia waren und er seine Zeit in Barcelona

verlor, verhinderte das. Herr Neville macht sich deshalb Vorwürfe, obgleich ihm Marietta immer wieder zu beweisen sucht, daß er nach bestem Wissen gehandelt; er meint dennoch, ihre Anziehungskraft habe vielleicht mit eingewirkt und ihn gegen seine Pflicht verblendet. Viel eher könnte ich mir die Schuld beimessen, weil ich ihm nicht gleich mein Gespräch mit dem Baron verrathen; die Folgen ließen sich indeß unmöglich vorher berechnen. Herr Neville wünschte nun, Johann ein großes Opfer zu bringen und ihm einen Theil des Vermögens ganz zu überlassen; dieser weigerte sich aber entschieden, und hat nur ein kleines Jahrgehalt angenommen, um seine Studien in Oxford fortsetzen zu können, wo er denn angestrengt gearbeitet und wirklich Bedeutendes geleistet hat. Selbst Herr Neville muß zugeben, daß die Enterbung für den jungen Mann von den günstigsten Folgen gewesen.

Ich erzählte Marietta, wie er in Frau von Penryn's Gunst gestiegen sei, und erwähnte, daß Ina ihn so liebenswürdig gefunden.

„Ja, er ist wirklich bezaubernd," erwiederte sie, „eben so gescheidt, unterhaltend und einfach wie früher, und dabei so wahrhaft gut; Eduard findet das auch."

„Und du, Liebchen?" fragte ich; „ich möchte gern auch deine Meinung hören; oder siehst du nur mit den Augen deines Mannes?"

„Ich will das eigentlich nicht," entgegnete sie lachend; „aber Sie wissen, es hält schwer, wenn man mit Jemand lebt —" sie hielt inne, und ich fuhr fort: „der so vollkommen ist, wie Herr Neville."

„Nun ja; es mag thöricht scheinen, aber ich halte ihn für beinahe vollkommen, und kann mich dabei auf eine bald vierjährige Erfahrung berufen. Den Johann betreffend, werden Sie aber bald selbst urtheilen können, denn wir haben ihn hier zu uns eingeladen."

Diese wenigen Worte gaben mir hinterher Stoff zu nicht ganz erfreulichem Nachdenken. Johann Penryn mag ein Engel sein, aber ich würde ihn nicht gern mit Ina zusammenbringen. Er ist Heinrich Penryn's Sohn und ich

kann weder die ertheilte Warnung noch mein gegebenes Wort vergessen.

Den 15. Juni.

Ein glücklicher Tag! Morgens hatte ich Marietta ganz für mich allein; dann aß sie bei uns mit Herrn Neville, der wirklich ein gehorsamer Ehemann ist und sich die frühe Mahlzeit ohne Murren gefallen ließ; als es aber kühl ward, begaben wir uns sämmtlich an den Strand. Morgen dürfte die schöne Welt von Westford und Dernham es angemessen erachten, der Frau Eduard Neville ihre Aufwartung zu machen, obwohl sie Marietta Randolph früher etwas über die Achsel angesehen.

Frau von Bradschau hatte schon erklärt, sie würde den ersten Tag nicht kommen und man konnte also nur möglicherweise den Pastor erwarten; er blieb jedoch aus. Agnes ist ganz entzückt von Marietta. Sie war früher zu sehr Kind, um ihre Vorzüge nach Gebühr würdigen zu können; aber jetzt beginnt bei ihr jenes mädchenhafte Schwärmen, welches jungen Mädchen oft für ältere, erfahrenere Frauen eigen, besonders wenn deren äußere Erscheinung etwas Anziehendes hat, und welches im Ganzen so gut und förderlich ist. Esther's Entzücken macht die kleine Cissy aus, die erst eben allein gehen und ein paar Worte sprechen kann. Gestern Abend war sie so müde, daß ich sie nur auf dem Arm ihrer Wärterin und später in ihrem Bettchen sah, wo der kleine runde Arm und das zarte Händchen fast die glühende Wange bedeckten und das Kind mir sehr reizend erschien. Heute finde ich sie nicht ganz so hübsch; sie besitzt ihres Vaters hohe Stirne, für ein so kleines Geschöpf fast zu hoch, aber Marietta's Augen und Mund; und in der Art und Weise, wie sie ihr Gesichtchen zum Kusse bietet, liegt viel von jener südlichen Hingebung und Lebhaftigkeit, die den Reiz ihrer Mutter erhöht.

Esther trug die Kleine fort und begann mit Hilfe der Wärterin ihr am Strande ein Haus von Sand zu erbauen, während wir uns ins Gespräch vertieften. Zufällig umblickend, sah ich das kleine Geschöpf ganz allein fort- und

einer heranrollenden Welle entgegenlaufen; ich schrie unwillkürlich auf, obgleich wohl kein wirklicher Grund zur Sorge vorhanden, denn die Wärterin eilte gleich hinterdrein; ehe sie das Kind jedoch erreicht, bog ein Herr um den Vorsprung, ergriff die Kleine und brachte sie Esther zurück; ich sah nun, daß es Pastor l'Estrange war. Er sagte Esther einige Worte und blickte nach uns hin, schien mir aber umkehren zu wollen. Marietta erkannte ihn jedoch und lief mit dem Ausruf: „Ach der liebe alte Pastor!" auf ihn zu. Herr Neville und ich folgten langsamer nach. Der Pastor schien zu Stein erstarrt; man hätte glauben sollen, er rede mit einer ihm nicht nur gleichgiltigen, sondern geradezu unangenehmen Person, und die arme Marietta fühlte sich eisig berührt. Sie blickte erst ihn, dann mich an und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich fürchte, Sie haben mich fast vergessen, Pastor l'Estrange," sagte sie und versuchte zu lachen.

„O nein, keineswegs; wie könnte das sein?" Er wußte durchaus nicht, was er sagen sollte und mein Versuch, ihm zu helfen, machte die Sache nur schlimmer; denn ich bemerkte gegen Marietta, wie ich dafür einstehen wolle, daß Pastor l'Estrange sie nie vergessen würde.

Ich meinte nichts Besonderes bei diesen Worten, sondern jenes Verhängniß gab sie mir ein, welches uns mitunter gerade das sagen läßt, was man nicht sagen sollte.

Der arme Pastor erröthete wie ein Sünder, stammelte etwas von Glückwünschen und wollte Herrn Neville die Hand schüttelte, welcher indeß anders beschäftigt war und es nicht merkte. Der Pastor zog seine Hand zurück, blickte nach dem Meere um, als hätte er sich gern hineingestürzt und wünschte uns guten Abend.

„Er muß krank oder unglücklich sein," sagte Marietta, während wir im Sande fortgingen.

„Vielleicht Beides," bemerkte Herr Neville, und als unsere Augen sich begegneten, sah ich, daß er die Wahrheit erkannt, obgleich Marietta es nicht gethan. Sie konnte sich gar nicht zufrieden geben, sondern kam immer wieder auf die Sache zurück. Wie hatte sie sich nicht gefreut, den Pastor

wiederzusehen, der ihr ein so wahrer, treuer Freund gewesen und in mancher Hinsicht mehr von ihr gewußt, als irgend Jemand sonst!

„Vielleicht weiß er zu viel,“ äußerte Herr Neville lachend, „und möchte deshalb die Bekanntschaft abbrechen.“

„Vermuthlich macht deine neue Lage ihn irre,“ sagte ich; „und es wird ihm schwer, sich in dir eine Frau und Mutter zu denken.“

„Möglich; aber doch —“ Marietta hielt inne, denn wir waren um den Vorsprung herum gekommen und standen plötzlich wieder vor Pastor l'Estrange. Er saß mit dem Rücken gegen uns gekehrt auf einem Felsen, und hielt die kleine Cissy zwischen den Knieen; sie spielte mit seiner Uhrkette; Esther und die Wärterin standen daneben. Er beugte seinen Kopf zu der Kleinen hinab, welche die Kette fallen ließ und ihn am Bart zu zupfen begann. Die Wärterin wollte ihr wehren, aber er wies sie ab, preßte das kleine Ding an sich und küßte sie nicht ein- oder zweimal, sondern immer wieder mit der ganzen Innigkeit leidenschaftlicher Liebe; darauf setzte er das halb erschrockene Kind in den Sand, stieg einen Pfad, der nach der Klippe führt, hinan und war uns bald aus dem Gesicht. Wir beobachteten ihn einige Minuten, kehrten dann um und gingen schweigend nach Hause.

Ich glaube, jetzt waren sogar Marietta die Augen aufgegangen. Den ganzen Abend erwähnte sie des Pastors nicht mehr.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Familie.

Den 16. Juni.

Ina ist gestern angekommen, und Fräulein Charlotte Anson mit ihr. Sie sieht müde aus und scheint mir etwas bedrückt; ich suche das durch die Wahrnehmung zu erklären, daß ihr Verhältniß zu Marietta doch nicht ganz unverändert dasselbe geblieben. Wie könnte man auch behaupten wollen, die Ehe bringe in Freundschafts- und Familienbeziehungen keine solche Veränderung hervor! Der Unterschied ist vielmehr allemal ein großer und soll es auch sein. Wer früher in erster Reihe stand, steht nun in der zweiten und muß das schmerzlich empfinden. Ich bin Marietta auch nicht mehr ganz dasselbe wie ehedem, weil sie nun einen andern Berather hat. Unser Verhältniß ist nie schwärmerischer Natur gewesen; das war indeß mit Ina der Fall, weshalb diese denn auch am meisten verloren hat.

Doch frage ich mich, ob hierin allein der Grund ihrer Niedergeschlagenheit zu suchen? Ich habe sie genau beobachtet und keine Anwandlung von Eifersucht entdeckt; vielmehr scheint sie Marietta's hingebende Liebe gegen ihren Mann nur begreiflich zu finden; das ist sehr verständig, aber nicht ganz natürlich und ich wollte fast, sie empfände mehr dabei. Wir haben viel von Arling, den dortigen Festen und den Worthingtons — wie Ina sie immer nennt — gesprochen, und sie scheint mir hinsichtlich ihrer ganz offen, bezeichnet Lord Hopeton als einen schwachköpfigen jungen Mann, der zu Hause arg verzogen worden sei. Ich kann nicht glauben, daß sie sich irgend etwas aus ihm mache; vielleicht hält sie indeß das Umgekehrte für möglich, denn ich erfuhr im Laufe des Gesprächs, wie oft er in Arling gewesen und daß Lady Worthington sie aufgefordert habe, einige Tage bei ihnen zuzubringen, was auch ge-

schehen sein würde, wenn sie nicht nach Hause zurückgerufen worden wäre.

„Wie nahm denn deine Großmutter diese Einladung auf?“ fragte ich.

„Sie erfuhr nichts davon,“ war die Antwort. „Ich wollte gern jeden Wortwechsel vermeiden und mußte ja doch wirklich nach Hause.“

Sie sagte das hastig und begann sogleich von etwas Anderem zu reden. Bei Agnes oder Esther würde ich solche Kleinigkeiten gar nicht beachten, aber bei Ina flößt jeder Schein von Zurückhaltung mir unwillkührlich Argwohn ein, weil ich nie wissen kann, was sich dahinter verbirgt.

Karl und Hugo kommen morgen und dann sind wir Alle beisammen. Ich fand noch nicht die Zeit, mit Herrn Neville über ersteren zu sprechen und werde es vermuthlich erst thun, wenn ich von Karl selbst das Nähere hinsichtlich seiner Wünsche gehört. Wie gern möchte man doch, daß die Kinder gegen uns selber und nicht gegen Fremde ihr Innerstes herauskehrten! Aber man darf das wohl nicht erwarten, weil unser Herz zu sehr dabei betheiligt ist. Leichte und zufällige Worte gewinnen ein schweres Gewicht, wenn sie zwischen Eltern und Kindern gewechselt werden.

Marietta bekam heute viel Besuch; unter Andern erschien auch Heinrich Anson von seiner Mutter begleitet, vermuthlich um zu zeigen, daß er mit der Vergangenheit gebrochen habe; Herr Neville erzählte mir wenigstens, er sei äußerst munter gewesen. Die Baronin kam auch zu mir und führte Ina ihre Nichte zu. Charlotte Anson scheint mehr Verstand zu haben, als ich sonst in der Familie gefunden: sie und Ina sind sehr vertraut und theilen offenbar manche Erinnerungen mit einander. Ich erfuhr aus ihrem Gespräch, daß Heinrich Anson längere Zeit in Worthington gewesen und es nahm mich Wunder, daß Ina dessen nicht erwähnt hatte. Vermuthlich sind dort Heirathspläne im Werk, über welche sie nicht sprechen darf. Ich fragte nach Baron Hans, aber die Baronin wollte nicht einmal zugeben, daß er krank sei und brach das Gespräch sogleich ab. Einen

so freundschaftlichen Besuch habe ich übrigens noch nie von ihr bekommen. Marietta erhält von allen Seiten Einladungen, nimmt aber keine an. In der nächsten Woche werden wir indeß sämmtlich nach Birkenholz gehen.

Den 18. Juni.

Ein charakteristisches Briefchen von Frau von Bradschau, das ich heute Morgen empfing, lautet:

„Liebe Freundin! Nachdem ich genau die Länge meines Eßtisches ausgemessen und jeder Person zwölf Zoll Raum zugetheilt, ergiebt sich, daß Viere übrig bleiben. Wer sollen diese Vier nun sein? Wir Aelteren können doch unmöglich auf Kosten unserer Würde am Nebentisch sitzen und dadurch in diesem Zeitalter der Rücksichtslosigkeit ein schlimmes Beispiel geben! Die erwachsenen jungen Damen werden es nicht mögen, weil sie der eben erst erlangten Ehre ungern entsagen; und die Kleinen dürfen es nicht, weil ihr Betragen gewiß das Einschreiten der Polizei nöthig machen würde.

Ach, daß ich keinen hinlänglich großen Saal besitze, um meine Gäste unterzubringen, sondern nur einen vier Fuß breiten Durchgang, den meine treffliche Hanne das „Alles in Allem“ nennt, der Sie aber sicherlich nicht Alle aufnehmen kann. Was soll ich machen? Sie werden sagen: „Warum laden Sie uns denn ein?“ Ja, Liebste, das habe ich mir schon selbst gesagt. Obgleich bereits vierzig Jahre der Schule entwachsen, konnte ich doch wissen, daß im Kleineren das Größere nicht Platz findet. Was ich aber eingefädelt, muß ich nun auch durchführen. Es bräche mir das Herz, Marietta und Herrn Neville einzubüßen, und mit Ina und Esther würde ich die schönste Zierde meines Tisches verlieren; was aber die Knaben betrifft, so habe ich mich nun schon vierzehn Tage nach ihrem Lärmen gesehnt.

Nein, das geht Alles nicht an: Sie müssen kommen, aber nur, um weiter zu reisen. Was sagen Sie zu einem Piknik in Schloß Headington? Dort ist Platz genug; dazu Gespenster, wundervolle Seeaussichten und Wald in nächster Nähe (Ina und Agnes zeichnen ja wohl beide nach der

Natur?), vor allem Andern aber ein ruhiger Winkel zum tête à tête für uns Beide. Machen Sie keine Schwierigkeiten, die nicht vorhanden sind. Ich sorge für die Beförderung, — die Entfernung beträgt nur ein paar Meilen. Seit Jahren war ich nicht dort und der Weg ist gewiß abscheulich, aber das Stoßen thut gut; das Leben wird für alte Leute, wie Sie und ich, zu bequem, wenn man immer am Kaminfeuer sitzt. Charlotte und Edith Anson müssen auch kommen; dazu Heinrich und der Pastor. Da Sie in Spanien waren, wissen Sie gewiß die Olla potrida zu schätzen; auf diese Weise kann man Ihnen allen am leichtesten eine Aufmerksamkeit erweisen, und dazu bin ich verpflichtet. Persönlich widersteht mir die Sache, denn ich verabscheue die Piknïks; viel lieber lüde ich Sie allein in meine eigne kleine Höhle zu behaglichem Geschwätz. Es gibt indeß Pflichten der Geselligkeit, auf die ich große Stücke halte. So betrachte ich Sie jetzt vom gesellschaftlichen Standpunkt aus und da müssen Sie kommen. Auch verspreche ich Ihnen zweierlei: erstens, daß wir nicht etwa vierzehn Fleischpasteten bekommen, sintemal ich mich zur Kommissionärin aufzuwerfen und alles selbst zu bestellen gedenke; und zweitens, daß es an Sonnenschirmen nicht mangeln soll, um die unvermeidlichen Piknik-Ueberschwemmungen abzuhalten: wir wollen in einem der alten leeren Räume speisen und wenn die Ueberschwemmung eintritt, mag die Jugend Verstecken spielen. Ich habe auch an Musik gedacht, aber das geht nicht; es sei denn — doch wir wollen nicht vorgreifen. Ich ahne noch nicht, wie wir den Tag zu Ende bringen sollen, obgleich meine kleine alberne Marianne zu ihrem Manne sagt: „Denke nur, Tom, wird es nicht entzückend?“ Doch muß er zu Ende gebracht werden und Sie müssen kommen; damit Punktum! Vertheilen Sie einige herzliche Grüße: Marietta einen ganzen und ihrem lieben, trefflichen, steifhalsigen Granden von Gemahl ein kleines Stück. Widersprechen Sie nicht: ich nenne ihn einmal den Granden und werde an meiner Urtheilskraft irre, wenn man mir die Berechtigung dazu bestreiten will. Ihre ergebene C. B.“

Natürlich müssen wir hin, und es wird auch wohl so

am besten sein. Seltsamerweise kenne ich Schloß Headington noch nicht, obgleich es viel Sehenswürdiges enthalten soll. Auch freut mich das Unternehmen für die Knaben, besonders weil Frank Neville dabei ist. Karl bat mich noch im letzten Augenblick, diesen auf vierzehn Tage mitbringen zu dürfen und ich konnte ihm das nicht abschlagen, obgleich ich meine Jungen lieber allein gehabt hätte. Sie kamen denn Alle gestern an und machen das Haus sehr munter; besonders ist Esther außer sich vor Vergnügen; Agnes stiehlt sich oft zu Marietta; ich habe Esther einen Monat Ferien gegeben, weil aus dem Arbeiten doch nicht viel werden würde; doch hielt ich gestern Rath mit ihnen, und bat sie, sich doch an jedem Tage anderthalb Stunden im Hause zu beschäftigen, ihnen die Wahl der Gegenstände überlassend. Sie kommen ja immer mehr zu verständigen Jahren und müssen allmählig lernen, davon Gebrauch zu machen. Der Gehorsam gegen die Vorgesetzten wird oft bei der Erziehung als höchster Zweck betrachtet und ist doch nur ein Mittel, um noch viel Höheres zu erreichen, nämlich den Gehorsam gegen das ewige Gesetz alles Guten, welches die Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung in sich schließt.

Frank Neville ist wirklich ein prächtiger Junge: fein, intelligent und voller Leben, gleicht er mehr Hugo als Karl, hält aber sein spezielles Freundschaftsverhältniß zu diesem Letzteren fest.

Ich muß etwas über Essie wachen, damit sie nicht allzu wild werde. Sie verkehrt gern mit Knaben und treibt es zuweilen mit Lärmen und Ungebundenheit etwas weiter als mir lieb ist. Karl berührt das unangenehm merke ich wohl, — er ist so eigen, — aber Hugo reißt sie mit sich fort; die beiden waren immer Spielgefährten und er behandelt sie noch wie ein siebenjähriges Kind, obgleich sie in Wirklichkeit bald in ihr vierzehntes Jahr tritt. Ich glaube, Essie könnte nie wild im schlimmen Sinne werden, — der Gedanke würde ihr schrecklich sein; aber sie könnte leicht ungehobelte, laute Manieren annehmen, die man den Kindern später schwer wieder abgewöhnt, und woraus dann viel Aerger, Reizbarkeit und Kälte entsteht, — wie man das beständig erlebt.

Die Mütter säen Nachlässigkeit und wundern sich dann, wenn sie Widerstreben und üble Laune ernten.

Hugo hat sehr gewonnen; er ist viel gesammelter und fleißiger geworden, macht mir auch weniger Sorge als Karl, der bei seiner geistigen Trägheit und übertriebenen Eigenheit im Punkte des Geschmacks, Gefahr liefe, ein selbstsüchtiger Weltmann zu werden, wenn es nicht gelänge, ihn zu edlerem Ehrgeiz anzuspornen. Eins gefällt mir an ihm — er ist so aufmerksam gegen seine Schwestern. Das kommt wohl mit daher, daß ich die Knaben von klein auf gewöhnt, gegen die kleinen Mädchen gefällig zu sein, sich nicht durch sie bedienen zu lassen und in ihrer Gegenwart nichts Ungehöriges zu thun oder zu sagen. Ich habe Hugo nie härter bestraft, als vor etwa vier Jahren, wo er Essie einige rohe Schulwitze mitgetheilt hatte, und ich glaube auch, daß er sich dessen hinterher gründlich schämte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Alte und neue Liebe.

Den 20. Juni.

Gestern ist Johann Penryn gekommen und wird nun wohl in Woodleigh bleiben, bis Marietta und Herr Neville nach dem Norden zurückkehren. Ich bin damit nicht ganz zufrieden, kann es aber nicht ändern, und muß der Sache die beste Seite abgewinnen. Auch besorge ich nicht, daß Ina Gefahr läuft, sich in ihn zu verlieben; denn manche Kleinigkeiten rufen immer auf's Neue den Argwohn in mir wach, daß ihr Herz nicht mehr ganz frei ist und etwas hinter der Scene vorgeht. Es beunruhigt mich sehr. Gestern sprach ich mit Agnes über ein kleines Geschenk für Marietta, und bei dieser Gelegenheit äußerte sie: „O Mama, hast du denn

die schöne Broche gesehen, welche Lord Hopeton Ina zum Geburtstag geschenkt hat? Sie bekam sehr viel Schönes, aber diese finde ich doch am hübschesten."

Sie hatte mir mehrere ihrer Geschenke gezeigt, einen Toilettekasten von Frau von Penryn, ein Buch von Tante Bessie, ein anderes von Frau von Huddersfeld und schön geschnitzte Schachfiguren von Lady Worthington; die Broche aber nicht. Mit Agnes sprach ich von andern Dingen, sagte jedoch, als ich bald darauf mit Ina allein war, leichthin: „Liebes Kind, ich habe ja die Broche von Lord Hopeton noch nicht gesehen; Agnes findet sie so hübsch."

„Ach, hab' ich sie dir nicht gezeigt, Mama? Ich —" Sie wollte gewiß sagen: „ich vergaß es," hielt aber inne, lief hinauf und brachte eine goldene, mit Smaragden eingefaßte Broche. Ich bewunderte sie, sagte aber dann: „Ich glaube, es ist doch nicht ganz passend, ein solches Geschenk von einem Herrn anzunehmen."

Sie erröthete, antwortete jedoch leichthin: „Es kam ganz natürlich. Jeder gab mir etwas; da bat Lord Hopeton um die Erlaubniß, es gleichfalls thun zu dürfen, und Großmama hatte nichts dawider."

„Ich hätte doch wohl etwas dawider gehabt," sagte ich. „Er nahm sich gewissermaßen eine Freiheit heraus."

„Auch wenn er erst um Erlaubniß bat, Mama? Das macht doch einen großen Unterschied."

„Einigen Unterschied wohl; aber ich hätte es gewiß nicht erlaubt. Ihr seid ja keineswegs alte Freunde; und selbst in dem Fall wäre Lord Hopeton nicht der Mann —" Sie unterbrach mich.

„O, er ist ja so unbedeutend, — der reine Garnichts! Ich würde ihn nicht ausstehen können, wäre er nicht so gutmüthig."

„Und weshalb zeigtest du mir die Broche nicht, Ina?" fragte ich und versuchte zu lächeln. „Komm', gesteh' es nur, du fürchtetest meinen Tadel."

„Nun, liebste Mama," — und sie küßte mich — „du bist ja freilich ein ganz klein wenig eigen, und ich mag dich nicht betrüben. Mir blieb auch wirklich bei der Sache keine

Wahl. Sie wurde mit Großmama in Ordnung gebracht und ich hatte nichts zu thun, als mich zu bedanken."

„Immer gleich feige," spottete ich, „wo es ein muthiges Bekennen gilt!"

„Vielleicht bin ich das," und Ina lächelte in holdseligster Weise. „Ich will noch einmal tapfer werden; doch meine ich nur, es helfe zu nichts, die Leute mit Kleinigkeiten, die sich nicht ändern lassen, zu quälen; und als ich die Broche einmal hatte, konnte ich sie doch unmöglich zurückgeben."

Ich seufzte innerlich, sagte aber nichts weiter. Daß Ina die Broche angenommen, ist die Schuld ihrer Großmutter, und dieser könnte ich ernstlich zürnen, wenn ich es nicht von ihr hätte erwarten müssen. Mich betrübt nur der neue Beweis, daß Ina noch immer nicht ganz offen ist. Ich hasse allen Argwohn; aber ein solches Benehmen muß ihn erwecken. Ich rufe mir beständig Ina's Worte und Blicke zurück, während sie von Lord Hopeton sprach; sie zeigte dabei keine Spur von Scheu oder Befangenheit, ihr Wesen war vielmehr ganz einfach und natürlich; es steckt aber dennoch etwas dahinter, davon bin ich überzeugt.

Zum Glück scheint Johann Penryn durchaus nicht geneigt, sich in Ina oder sonst irgend Jemanden zu verlieben; seine Gedanken sind ganz mit Indien und seiner künftigen Laufbahn beschäftigt. Er fühlt sich zu Karl hingezogen, wie dieser zu ihm, wird also dessen innerste Wünsche eher hervorlocken, als Andere, — sogar eher als Agnes, welche ihren Bruder zu sehr vergöttert. Sie erzählte mir heute, Johann Penryn verwerfe die Soldatenlaufbahn für Karl, und rathe, es lieber mit dem Civildienst in Indien zu versuchen. Mein armes kleines Mädchen ängstigt sich vor dem indischen Klima, aber ich erinnerte sie daran, daß er vielleicht auch als Soldat würde nach Indien gehen müssen. Ich selbst theile diese Sorge nicht; das Klima dürfte Karl eher zusagen und mir wäre jede bestimmte, regelmäßige Beschäftigung für ihn lieb, wie er sie gerade beim Militärdienst am wenigsten fände. Doch suche ich meine eigenen Wünsche zu zügeln, und bitte Gott, uns das Rechte finden zu lassen. Agnes würde am liebsten einen Geistlichen aus ihm machen,

und ich gewiß auch, wenn Karl es selber wünschte. Aber von allen Mißgriffen scheint mir der verderblichste, wenn man einen jungen Mann gegen seinen Willen beredet, Prediger zu werden.

Den 22. Juni.

Heute Morgen gieng ich nach Woodleigh, um ein Stündchen ruhig mit Marietta bei der Arbeit zu verplaudern. Johann und Herr Neville waren aus und die kleine Cissy schlief, also hofften wir ungestört zu bleiben. Marietta begann von Ina zu reden und sprach so ziemlich meine eignen Gedanken aus.

„Sie ist nicht glücklich," sagte sie mit gewohnter Lebhaftigkeit. „Das macht mich ganz betrübt, und ich hasse Frau von Penryn förmlich deshalb. Es war schon früher nie richtig mit Ina, wenn sie in Arling gewesen."

„Es wird mit Ina nie richtig werden," entgegnete ich, „so lange du, oder ich, oder sonst Jemand sie nicht bewegen können, die Fenster ihres Herzens unserm Einblick zu öffnen. Es gibt darin Vieles, was sie sich selbst und Andern verbergen möchte; und könntest du sie zu größerer Offenheit bewegen, so würde ich dir unsäglich dankbar sein."

„O!" und sie schüttelte den Kopf, „mein Einfluß ist dahin; sie fürchtet, daß ich meinem Mann Alles wieder sage, und äußerte das noch gestern. Als ob Eduard etwas zu erfahren wünschen würde, was mir Jemand im Vertrauen mitgetheilt! Ich könnte ihn ja weder lieben noch achten, und er mich auch nicht, wenn wir einander nicht unbedingt vertrauten!"

„Dieses hingebende Vertrauen besitzt Ina eben nicht," bemerkte ich seufzend.

„Und dennoch vertraut sie sich jetzt Fräulein Anson an," sagte Marietta. „Ich bin nicht eifersüchtig, denn ich habe sie sehr lieb; vor Jahren stand Ina in meinem Herzen Allen voran, und es gibt manches zusammen Erlebte, was sich nie vergißt; deshalb kann auch nie Jemand bei mir ihre Stelle einnehmen; aber als sie mir gestern erzählte, sie habe Fräulein Anson einen langen Brief ge-

schrieben und bei ihr das vollste Verständniß gefunden, dachte ich doch, es wäre seltsam, das von ihr hören zu müssen."

„Ina hat mir von diesem Briefwechsel mit Fräulein Anson nichts gesagt," bemerkte ich.

„Es ist vermuthlich kein eigentlicher Briefwechsel," rief Marietta aus. „Bitte, meinen Sie auch nicht, ich wolle mich beklagen, oder die Sache wichtig nehmen. Aber ich kam nach Woodleigh in der Erwartung, — es war ohne Zweifel sehr thöricht, — ich bin ja selbst anders geworden und Alles ändert sich, — doch vergaß ich, daß Ina neue Freundschaftsbündnisse anknüpfen könne." Ihre Augen standen voll Thränen.

In diesem Augenblick erschienen Herr Neville und Johann Penryn. Der Erstere trat auf Marietta zu und wollte etwas sagen, entdeckte aber sogleich ihre Bewegung, legte ihr sanft die Hand auf den Kopf, wandte sich dann von ihr ab und redete mich an: „Ich komme in Frau von Bradschau's Auftrag, der ich im Dorfe begegnet bin. Sie versieht sich für den morgenden Piknik und da fehlen ihr noch Messer, Gabeln und Löffel. Ich habe ihr ein Vorlegemesser und zwei zerbrochene Gabeln zugesagt, aber mehr ist im Hause nicht aufzutreiben; kläglicher war nie eine Wirthschaft bestellt."

„Das ist eine merkwürdige Frau!" rief Johann Penryn; „sie scheint unmittelbar aus dem Palast der Wahrheit zu kommen. Mir sagte sie ganz einfach, ich sei einer zu viel, sie habe keinen Platz für mich, und ich glaube, sie meinte das wirklich."

„Natürlich," bestätigte ich; „Frau von Bradschau sagt immer ihre Meinung frei heraus."

„Was vermuthlich den Vortheil hat, daß sie ein gutes Gewissen behält, und doch ihre wahre Meinung eben so wohl verbirgt, als wenn sie die Unwahrheit spräche," bemerkte Johann.

„Das verstehe ich nicht," sagte Marietta.

„Je nun," lachte Johann, „weil die Wahrheit hienieden

so selten ist, legt Niemand seines Nächsten Worte buchstäblich aus; demnach wirkt die Wahrheit dann doch schließlich wie Lüge. Wenn Frau von Bradschau mir sagt, ich sei einer zu viel, so nehme ich das als eine schmeichelhafte Versicherung hin, daß sie entzückt sein würde, mich bei sich zu sehen. Denn in der Regel äußert man dergleichen nicht, wenn man es wirklich meint."

„Jenes Fräulein, jene Charlotte Anson, scheint mir etwas in Frau von Bradschau's Manier zu sein," sagte Herr Neville.

„Aeußerlich doch nicht," wandte Johann ein. „Frau von Bradschau ist groß, ziemlich stark —"

Ich unterbrach ihn. „Bitte, lassen Sie meine Freundin in Ruhe und nehmen Sie lieber Fräulein Anson vor."

„Unmöglich! Ich habe sie eben nur einen Augenblick an der Pforte gesehen."

„Was? kommt sie hierher?" rief Marietta aufspringend. „Es ist ja Frühstückszeit."

„Du liebe, kleine, ängstliche Hausfrau!" sagte Herr Neville. „Nein, sie kommt nicht, wenigstens nicht jetzt. Ich ließ sie mit Heinrich Anson und Ina vor der Pforte, und sie wollte ins Dorf, um Frau von Bradschau aufzusuchen und ihr Messer und Gabeln anzubieten."

„Kommt denn Herr Anson?"

„Nein, Niemand kommt; sei nur ganz ruhig. Ina lud die Beiden ein, mit Ihnen zu frühstücken," wandte er sich an mich.

„Dann müssen Sie wieder nach Hause!" rief Marietta. „Wie ärgerlich!"

„Ich sehe nicht ein, weshalb Sie das müßten," sagte Herr Neville. „Es scheinen mir höchst anständige, wohlerzogene junge Leute zu sein und Fräulein Anson ist alt genug zur Ehrendame."

„Achtundzwanzig und ich nehme die Folgen auf mich, wie es im Gouvernantenstyl heißt," bemerkte Johann.

„Wer weiß auch, ob sie drüben sind," sagte Herr Neville. „Ich hörte, wie Ina sie einlud, aber man berathschlagte erst und dann eilte Fräulein Anson fort. Wir

wollen hinüberschicken und fragen lassen." Das Mädchen ging und brachte den Bescheid zurück, Fräulein Anson käme vielleicht zum Frühstück; doch sei es noch ungewiß.

„Und keine Erwähnung Heinrich Anson's," bemerkte Herr Neville; „also können Sie Ihr Gewissen beruhigen; überdem ist es gut, wenn Ina sich gewöhnt, die Wirthin zu machen."

„Das versteht sie schon aus Instinkt," hörte ich Johann Penryn leise zu Marietta sagen. Er lächelte dabei etwas seltsam, und ich war nicht sicher, ob die Worte ein Kompliment enthalten sollten; doch ist er zu feinfühlend, um das Gegentheil gemeint zu haben.

Wir frühstückten denn gemüthlich zusammen und Marietta erzählte Manches aus ihrer neuen Heimath. Johann ist seit dem Tod seines Onkels nicht dort gewesen. Er wurde nun sehr herzlich nach Chilhurst eingeladen, nahm es aber nur bedingungsweise an. Er hofft bald eine Advokatur zu bekommen und geht dann sofort nach Indien. Ueber seine künftige Laufbahn äußerte er sich freudig und hoffnungsvoll. Man sollte nicht meinen, daß er kürzlich eine so schwere Täuschung erlitten und noch weniger, daß Herr Neville gewissermaßen sein glücklicher Nebenbuhler geworden ist. Beide sind äußerst großherzige Naturen. Mitunter, wenn ich über die verschiedenen Charakteranlagen von Männern und Frauen nachdenke, kommt es mir vor, als könnten die letzteren nicht mit den ersteren an Edelmuth und Größe der Gesinnung wetteifern. Man vermag ja nur aus eigener Erfahrung zu urtheilen; aber ich habe Männer mit einer Großmuth vergeben und vergessen sehen, wie ich sie vergebens bei Frauen gesucht, so gern ich auch sonst für mein Geschlecht Partei und dasselbe in Schutz nehme.

Etwa um vier Uhr ging ich nach Hause und Marietta begleitete mich; Abends wollten wir zusammen nach Westford. Wir nahmen den Weg durch die Allee am Pförtnerhäuschen vorbei, welches ich nie erblicke, ohne an die Katastrophe mit Herrn von Randolph denken zu müssen. Marietta möchte so gern Woodleigh kaufen und jeden Sommer hier zubringen, betrachtet daher schon Alles mit diesem Gedanken. Heute

brach sie in Worte des Entzückens aus, erschöpfte dabei alle gewöhnlichen Bezeichnungen und erfand ungewöhnliche, wie sie denn in der Aufregung das ihr sonst so geläufige Englisch zu vergessen pflegt. Der Anblick des Pförtnerhäuschens weckte indeß trübe Erinnerungen und mit plötzlich veränder-tem Tone versenkte sie sich in die Tiefen jener schweren Leidensstunden bei dem sterbenden Oheim, in die Geschicke ihrer Tante, deren letzte Jahre und die spanische Reise. Wollte ich ihre Aeußerungen genau wiedergeben, so würde es scheinen, als könnten Freude und Trauer, die so schnell auf einander folgen, nicht ernstlich empfunden sein; der Ton der Stimme und die feuchten Augen bezeugten jedoch ihre Aecht-heit. Als wir uns der Pforte näherten, wurden unsere Gedanken durch den Anblick der kleinen Cissy mit ihrer Wärterin Sara abgezogen. Die letztere schien mit Jemand zu sprechen und bald erkannten wir den Pastor l'Estrange. Seit jener ersten Begegnung am Strande ist er mehrere Male in Woodleigh gewesen und hat sich gewiß alle Mühe gegeben, Marietta's Freundlichkeit zu erwiedern und ihren Verkehr auf den alten Fuß zu setzen; doch umsonst. Er bleibt immer befangen und Marietta muß das nothwendig bemerken. Heute sah er uns nicht kommen, sondern war nur mit dem Kinde beschäftigt, das ihn sehr liebt. Die Wärterin setzte es auf den Boden und das kleine Ding watschelte ohne die geringste Scheu auf ihn zu; er nahm sie auf den Schooß und sprach mit ihr. Wir blieben stehen und beobachteten die Gruppe. Nun redete der Pastor Sara an und schien mir einen Gegenstand aus der Tasche zu ziehen; dann geschah etwas mit Cissy; und als wir uns näherten und der Pastor umblickte und uns gewahrte, warf er das Kind beinahe der Wärterin in die Arme und ging fort.

Sara brachte uns Cissy. Das kleine Geschöpf schien ganz aufgeregt und deutete auf einen kleinen Sammetbeutel, der ihr um den Hals hing. „Der Herr Pastor gab ihr den, gnädige Frau," erklärte Sara; „aber er soll nur in Ihrer Gegenwart geöffnet werden."

Marietta griff darnach. Doch ich verhinderte sie, ihn

zu öffnen. „Nehmen wir Cissy mit nach Hause," sagte ich; „dort wollen wir den Inhalt des geheimnißvollen Beutels untersuchen."

Sara war das offenbar nicht recht; aber Marietta, die jeden Wink versteht, stimmte mir bei; wir nahmen Cissy in die Mitte und führten sie mit uns fort.

In unserm Garten angelangt, wurde der Beutel geöffnet, aber er enthielt nur ein kleines versiegeltes Pappkästchen mit der Aufschrift: ‚Für Cecilie Marietta Neville an ihrem achtzehnten Geburtstage.'

„Es muß eine Schmucksache sein," rief Marietta, das Kästchen schnell öffnend.

„Es ist der Diamantstern!" sagte ich, die Baumwolle herausnehmend, in welche das Kleinod gewickelt war. „Erinnerst du dich der Scene in Kern's Goldschmiedladen? Damals hat er ihn gekauft." Marietta fuhr zusammen.

„Unmöglich! Kern hat mir das nie gesagt und — weshalb?" Sie hielt erröthend inne.

„Liebstes Kind, du bist die letzte, welche zu fragen brauchte: weshalb?" sagte ich. „Nimm an, daß er dich geliebt, und gib ihm dafür Dankbarkeit und Freundschaft zurück."

„Und könnten Sie glauben, ich gäbe ihm die nicht?" rief Marietta leidenschaftlich, ihre Hände zusammenschlagend. „Nach meinem Eduard steht kein Mann auf der Welt mir so nahe. Aber Dankbarkeit ist ein so armer Ersatz für Liebe."

„Ja, ein sehr armer Ersatz; aber die Freundschaft ist das nicht, — wenigstens nicht eine Freundschaft wie die deinige. Ziehe dich nicht von ihm zurück, Marietta."

„Eduard sagt dasselbe," antwortete sie; „aber es scheint mir wie Hohn, ihm ein Wohlwollen zu zeigen, das für ihn keinen Werth haben kann."

„Das jedoch bald für ihn den höchsten Werth haben wird. Sein Schmerz muß mit der Zeit abnehmen. Und bedenke, wie einsam er ist."

„Glauben Sie nicht, daß es für mich erst der Erinnerung bedürfte," rief sie aus; „ich denke nur zu oft daran,

und jetzt macht es mich elend.“ Sie hielt inne; wir traten gerade ins Haus. „Wohin ist er gegangen?“ fragte sie.

„Nach der Schule; ich glaube, er kehrt dort ein.“

„Dann soll Cissy mit mir hin und ihm danken!“ Sie nahm das Kind auf den Arm und eilte den Garten hinab. Ich ging in's Haus.

Im Wohnzimmer saß Ina vor einer Mappe mit Zeichnungen und Photographieen, welche sie Herrn Anson und seiner Base Charlotte zeigte. Agnes und Essie befanden sich gleichfalls im Zimmer, an einem andern Tisch; diese erblickten mich zuerst. Fräulein Anson erhob sich und bat sehr artig um Entschuldigung, daß sie sich in meiner Abwesenheit hier einquartirt habe. Heinrich schüttelte mir mit der Herzlichkeit eines alten Freundes die Hand und Ina legte mir ganz unbefangen eine Frage vor. Niemandem schien es einzufallen, daß mir etwas nicht recht sein könne.

Ich setzte mich, besah mit ihnen die Photographieen und wir geriethen ins Gespräch, wobei Fräulein Anson sich so unterhaltend erwies, daß die Zeit im Fluge verstrich, bis die Uhr fünf schlug und Charlotte mit der Bemerkung aufsprang, in so angenehmer Gesellschaft vergäße man Alles, sie habe noch hundert Dinge zu thun und nur für fünfzig mehr Zeit.

„Wollen Sie uns denn nicht nach Westford begleiten?“ fragte Ina.

„Nein, heute nicht, ich danke Ihnen; aber wir treffen uns morgen. Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich Ina im Ponywagen nach Headington fahre, Frau von Anstruther? Das ist mit Frau von Bradschau so verabredet.“

„Nun, wenn die Baronin keine Besorgnisse dabei hegt, kann ich ja auch wohl ruhig sein,“ war meine Antwort.

Fräulein Anson betheuerte, der Pony sei fromm wie ein Lamm und sie verstehe das Fahren aus dem Grunde. Man verabredete die Stunde des Aufbruchs und die Gäste verabschiedeten sich, als Marietta gerade von ihrer Zusammenkunft mit dem Pastor zurückkam.

Sie schien mir glücklich, aber ernst gestimmt. Ich mochte

indeß weder fragen, noch mit Ina reden. Wir gingen nach Westford, unterhielten uns auf dem Rückweg über gleichgültige Dinge und dann nahm Agnes Marietta mit sich fort, so daß ich mit Ina allein blieb. Nun erst fragte ich sie, wie es zugegangen, daß Fräulein Anson und ihr Vetter sich häuslich bei uns niedergelassen hätten.

„Sie frühstückten hier," war die Antwort.

„Aber du erwähntest ja Herrn Anson's nicht in deinem Bescheid," fuhr ich fort.

„That ich das nicht? Ach nein, ich weiß, — ihre Rückkehr war noch ungewiß."

„Wenn du aber wußtest, daß ich nicht kommen würde, hättest du ihn nicht zum Bleiben auffordern sollen, liebste Ina."

„Ich war noch ungewiß, ob du ausbleiben würdest, Mama; und da ich ihn vorher schon halb und halb geladen hatte, konnte ich's nicht recht mehr ändern. Es thut mir sehr leid." Ihr Ton zeugte ein wenig von beleidigtem Stolz.

„Du brauchst dir die Sache nicht weiter zu Herzen zu nehmen, Liebchen; aber sei nur künftig in deinen Bestellungen etwas genauer. Hättest du mich wissen lassen, die Beiden würden vermuthlich hier frühstücken, so wäre ich zurückgekommen."

„Das wäre aber schade gewesen, Mama! Und wenn sie auch ein wenig gefrühstückt haben, so ist ja doch nichts Arges dabei!"

„Nicht das mindeste, liebstes Kind; ich wäre nur lieber hier gewesen. Sei also, bitte, künftig etwas genauer in deinen Bestellungen."

Von dieser kurzen Erörterung blieb mir doch ein unangenehmer Eindruck zurück, den selbst das liebliche Lächeln nicht ganz zu tilgen vermochte, mit welchem Marietta mir beim Abschied sagte: „Ich brachte Cissy dem Pastor und sie mußte ihn küssen und sagen: ‚danke, ich habe dich sehr lieb!' Ich aber erklärte ihm, daß ich mein Kind lehren würde, sein Geschenk hoch zu halten, nicht blos um alter Erinnerungen und seiner großen, seltnen Güte willen, sondern auch in dem Bewußtsein, an ihm einen meiner theuersten Freunde

zu besitzen.“ Ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie hinzusetzte: „Während ich so sprach, schimmerten seine Augen — diese wunderbaren, strengen Augen — ganz feucht und er flüsterte: ‚Ich fürchtete, Sie möchten sich weigern, es anzunehmen; Gott segne Sie!‘ Dann drückten wir uns so lange die Hände, daß ich mich fast schämte, und sind nun innige Freunde auf ewig!“

„Ja, auf ewig,“ wiederholte ich ernst, „in einer Welt, wo die Liebe keine Schranken kennt.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Eine traurige Nachricht.

Den 23. Juni.

Wie oft sagt man ziemlich gedankenlos: „wer weiß, was ein einziger Tag bringen kann!“ ohne die wahre Bedeutung der Worte zu fassen.

Gestern fand das Piknik in Headington statt, und Alles ließ sich günstig und fröhlich an. Die Gesellschaft traf bei Frau von Bradschau zusammen und zwar die schon früher Genannten: Anson's, der Pastor, Neville's und wir. Ina war besonders vergnügt; Fräulein Anson holte sie im Ponywagen ab, und ich sah sie ruhig wegfahren. Anders wurde die Sache, als es in Birkenholz hieß, Charlotte könne den Pony nicht regieren und Heinrich Anson müsse lieber das Amt des Kutschers übernehmen, Charlotte aber mit einsteigen. Ich hätte mich kaum widersetzen können, auch war die Einrichtung schon getroffen; doch beunruhigte mich ein leiser Argwohn, daß ihr eine kleine versteckte Absicht zu Grunde läge. Ich hegte ihn zwar nicht gegen Ina, wohl aber gegen Charlotte Anson, denn diese lächelte triumphirend, während Heinrich den Bock bestieg, als wollte sie sagen:

„Das wäre mir gelungen!“ Sie scheint eine gutmüthige, muntre Person, — ich kann sie wirklich nicht Mädchen nennen — aber nach Allem, was ich gehört, befaßt sie sich gern mit den Liebesgeschichten Anderer und ist keine passende Freundin für Ina, wie mir im Laufe des Tages noch klarer wurde.

Die Fahrt nach Headington durch waldige Gegenden längs der Seeküste war entzückend, die Wege sind aber schmal und uneben; wir fuhren sehr langsam und der leichte Ponywagen kam uns weit voraus. Johann Penryn und Oberst Bradschau ritten zu Pferde, die Knaben auf Ponys, und sie wählten Richtwege, die schneller zum Ziele führten. Wir andern vertheilten uns in die altmodischen Fuhrwerke, welche hier zu Lande noch gebräuchlich sind. Marietta nahm den Pastor mit und und überhäufte ihn mit Freundlichkeiten; ich fürchte indeß, ihre holden Worte und holderen Blicke verursachen ihm noch immer viele Qual und doch vermag er ihnen nicht zu widerstehen.

Schloß Headington ist ein großartiges altes Gebäude, und blickt von der Höhe eines Felsenvorsprungs über Land und Meer. Agnes, die viel Talent zum Zeichnen hat, suchte gleich nach der Ankunft mit Edith Anson einen günstigen Punkt für solche Uebungen auf; die Knaben, Essie, und Marianne Bradschau mit ihren beiden kleinen Mädchen eilten fort, um die Oertlichkeiten in Augenschein zu nehmen. Was die Uebrigen thaten, weiß ich nicht, denn meine Seele war mit zweierlei beschäftigt: einmal half ich Frau von Bradschau das Mittagessen bestellen, und dann überlegte ich mir, was aus Ina geworden, welche sich nicht sehen ließ. Der Pförtner berichtete, der Ponywagen sei mit einem Herrn und zwei Damen angekommen, aber wir schauten vergebens nach ihnen aus. Frau von Bradschau lachte über meine Bedenken und erklärte, wenn ich Ina so strenge bewachen wolle, würde sie mir eines Tages davon laufen; ich schämte mich ein wenig, konnte aber meiner Unruhe doch nicht gebieten.

Die Mahlzeit sollte in einem großen, öden, früher als Kaserne benutzten Saal eingenommen werden, und das war recht gut, denn nun mußten die Herren überall Hand

anlegen, Tische und Stühle herbeischaffen, und die Körbe auspacken, wo denn die verschiedenen Charaktere in unterhaltender Weise zu Tage traten.

Johann Penryn, voller Leben und Eifer, setzte Alles durch, machte einen Scherz aus jeder Verlegenheit, erschreckte den Pastor fortwährend durch tolle Behauptungen und flößte ihm gewiß Bedenken ein, ob es auch recht sei, so viel zu lachen. Herr Neville arbeitete nicht allzuviel, feuerte aber Johann durch beißende Spottreden an, während er selbst die ernsthafteste Miene beibehielt; und der Oberst mit seiner militärischen Pünktlichkeit und seinem praktischen Blick übernahm außer der eigenen Arbeit die halbe der andern noch dazu.

„Er ist der einzige von ihnen, dessen beide Füße in unsrer Mutter Erde wurzeln," bemerkte Frau von Bradschau; „und bei einem Piknik, wie im Leben, welches am Ende auch nur eine Art großen Pikniks ist, halte ich das für nützlicher, als wenn man, wie andre Leute, mit Einem Fuße im Monde steht. Was will der Pastor beginnen? wirklich Salat machen! Liebster Pastor, entschuldigen Sie, ich habe eine besondere Gabe zum Salatmachen, und übernehme das lieber selbst. Ich darf nicht länger stille sitzen und mit Ihnen schwatzen; wir werden sonst Alle vergiftet."

Fort schoß Frau von Bradschau; und ich ergriff die Gelegenheit, die Schloßtreppen zu erklimmen und mich nach Ina umzusehen. Oben fand ich den Theil der Gesellschaft vor, welcher auf Entdeckungen ausgezogen war, und sie berichteten mir, was sie gefunden: eine merkwürdige, erst kürzlich ausgegrabene alte Kapelle und eine dunkle Zelle, die zum Gefängniß für verurtheilte Verbrecher gedient hatte. Jetzt warteten sie ungeduldig auf das Mittagessen. Marianne Bradschau schien mir müde und etwas verdrießlich, weil Fräulein Anson, welche sie als ihre besondere Freundin betrachtet, sie in Stich gelassen. Wir traten mit einander an die Brüstung der Mauer und blickten hinab, in der Hoffnung, Charlotte zu entdecken. „Da ist sie!" sagte Marianne und deutete nach einer tief unten auf dem Rasen sitzenden

Gestalt; „dort neben dem Gebüsch. Sehen Sie nicht? Und Ina steht an der Mauer."

Es waren allerdings zwei Gestalten; und ich glaubte auch das lange, hagere Fräulein Anson zu erkennen. Heinrich Anson befand sich nicht bei ihnen, und ich hatte mir demnach unnöthige Sorge gemacht.

„Ich will zu ihnen hinunterlaufen," sagte Marianne mit kindischem Eifer; „sie wissen gewiß nicht, daß die Essenszeit herangekommen ist."

Hugo erbot sich, statt ihrer zu gehen; aber Marianne hatte ihre Müdigkeit vergessen und lief fort; die Knaben folgten; so blieb ich allein zurück. Ich weiß nicht, wie lange ich dort gesessen. Meine Augen ruhten auf der schönen Bucht und meine Gedanken folgten ihnen. Das Meer lag saphirblau, klar und funkelnd vor mir, und die Wellen, von leisem Winde gekräuselt, erglänzten im Sonnenschein voll fröhlichen Lebens, das sich auch in mein Wesen zu ergießen schien. Die Last kleinlicher Sorgen fiel von mir ab; ich fühlte mich so leicht, so vertrauend, so hoffnungsvoll! Von der See wandte ich die Blicke dem Lande zu. Um die Bucht führte ein Weg, den ich weit verfolgen konnte. Ein Reiter näherte sich dem Schlosse; er ritt sehr schnell, — so schnell, daß ich einen Augenblick glaubte, das Pferd gehe mit ihm durch. Dem war aber nicht so; er hatte das Thier vollständig in seiner Gewalt, und mußte wohl zu seinem Vergnügen auf dem ebenen Wege dahin galloppiren.

In diesem Augenblick kam Hugo athemlos die Treppe hinauf. Sie hatten Ina und Alle gefunden, und das Essen war fertig; ich möge doch hinunterkommen.

„Ja, gleich!" war meine Antwort; doch blieb ich an der Brüstung stehen. Hugo trat zu mir. „Er reitet schnell, nicht wahr?" sagte ich.

„Baron Hans würde sehr böse sein, wenn er ihn sähe," bemerkte Hugo.

„Baron Hans? was meinst du, lieber Junge?"

„Es ist des Baron Hans Brauner!" antwortete Hugo, der sich seit Kurzem etwas auf seine Pferdekenntniß zu Gute thut.

„Wie lächerlich, Hugo! in dieser Entfernung kannst du ja unmöglich ein Pferd unterscheiden."

„Es ist aber der Braune," wiederholte Hugo. Er lehnte sich über die Brüstung. „Es ist auch des Baron Hans Reitknecht."

Ich trat zu ihm, aber jetzt hatte der Mann, wer er auch sein mochte, das kleine Dorf erreicht, welches um das Schloß herum liegt, und die Hütten entzogen ihn unsern Blicken.

Hugo lief die Schloßtreppe hinab; ich folgte langsam und dachte, wie glücklich es doch sei, sich nicht um Pferde und Reitknechte bekümmern zu müssen.

Ein lauter Ausruf begrüßte mich, als ich das Zimmer betrat. Aus Höflichkeit hatten sie mit dem Essen gewartet und starben nun beinahe vor Hunger. Wo war ich gewesen? Was hatte ich gemacht?

„Meistens nach dir ausgesehen, Ina," war meine Antwort.

„Wirklich?" Ina blickte verwundert auf. „Ich blieb ja doch die ganze Zeit sichtbar. Fräulein Anson und ich zogen es vor, draußen auf dem Rasen zu sitzen, statt über die Mauer zu klettern."

„Und Heinrich —" begann Fräulein Anson, vollendete aber nicht, denn in diesem Augenblick kam ein kleines Mädchen, die Tochter des Pförtners, in's Zimmer gelaufen und rief: „Ist Herr Anson wohl hier? man fragt nach ihm."

Jeder wandte sich erschrocken um. Heinrich sprang von seinem Sitz empor. „Wer fragt nach mir? was gibt's?"

Baron Hans Reitknecht stand an der Thüre; er sah bleich und erschüttert aus. Heinrich Anson faßte ihn am Arm. „Sprich! was gibt's? Mein Vater —"

„Baron Hans hat einen schlimmen Zufall gehabt, gnädiger Herr."

„Ist er todt?" fragte Heinrich mit hohler Stimme, die in der schweigenden Gesellschaft ein Echo zu finden schien.

„Er athmet noch, Herr, ist aber bewußtlos."

Nun folgten einige Augenblicke vollkommener Verwirrung.

Ich erinnere mich kaum mehr, was geschah, und weiß nur, daß der arme junge Mann verschwunden war, ehe einer von uns, mit Ausnahme Herrn Neville's, sich hinlänglich erholt hatte, um zu sprechen; und daß sogleich ein Wagen bestellt wurde, welcher Edith Anson und ihre Base nach Hause bringen sollte. Dann saßen wir Alle schweigend da und blickten einander an, bis die Knaben mit Messern und Gabeln zu klimpern begannen, worauf Frau von Bradschau bemerkte, wir müßten essen; der Oberst schenkte Edith Anson ein Glas Wein ein und Charlotte nöthigte sie, es zu trinken und ein Biscuit in den Mund zu nehmen. Wir aber thaten, was uns geheißen war, und versuchten zu essen, bis der Wagen vorfuhr, worauf der Pastor und ich hinausgingen und den armen Mädchen hineinhalfen; der Pastor bestand darauf, sie zu begleiten, und ich zog mich ungern aber nothgedrungen zurück, da ich wußte, jede von mir kommende Aufmerksamkeit würde der Baronin Anson unangenehm sein.

Das war das Ende unsers Piknik's! und doch nicht völlig das Ende; denn, anstatt im Herrenhause vorzusprechen, wie ich's beabsichtigt, mußte ich Ina, welche das Vorgefallene heftig erschüttert hatte, sofort nach Hause bringen.

Denselben Abend kam ein Billet an Ina, welches sie uns mittheilte; es lautete kurz: „Er ist augenblicklich etwas besser; aber die Aerzte behaupten, es sei nur noch eine Frage der Zeit. Bete für mich und für uns Alle.“ Diese ernsten, gefühlvollen Worte hätte ich Charlotte Anson nicht zugetraut; aber Ina behauptet, sie besitze ein sehr warmes Herz.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein Antrag.

Den 30. Juni.

Baron Hans lebt noch immer. Die Aerzte meinen sogar, er könne sich vielleicht bis zu einem gewissen Grade erholen, würde aber nie wieder werden wie früher. Ich hatte übrigens so viel mit meinen eigenen Angelegenheiten zu thun, daß die meiner Nächsten davor zurücktraten. Karl und Agnes hatten ihre jungen Köpfe zusammengelegt und kamen, von Johann Penryn ermuthigt und unterstützt, mit der dringenden Bitte zu mir, doch zu erlauben, daß Karl es gleich mit dem Civildienst in Indien versuche. Johann schlägt vor, er solle eine Zeitlang in London bei ihm wohnen und unter Anleitung eines Lehrers studiren. Agnes, welche, obgleich sie Indien fürchtet, doch noch größere Angst vor dem Militärdienst hat, glaubt nun, solches Zusammenleben mit Penryn würde den Plan an und für sich leicht und gefahrlos machen, während er mir dadurch nur schwerer und drohender erscheint. Denn obwohl Johann jetzt einen zuverlässigen Eindruck macht, kann ich doch nicht vergessen, wie er so ganz anders gewesen; und auch, wenn das nicht der Fall wäre, bin ich überzeugt, daß mein Mann ihm, blos weil er Johann Penryn ist, seinen Sohn nicht anvertraut hätte. Gern fände ich einen andern Ausweg, aber Schwierigkeiten liegen auf allen Seiten. Zu dieser Sorge kam aber noch eine zweite.

Ich erhielt nämlich diesen Morgen ein Schreiben von Frau von Penryn und Ina bekam ein anderes mit Wappen und Grafenkrone geziert. Als beide mir gebracht wurden, errieth ich sofort den Inhalt, gab aber Ina das ihrige ohne weitere Bemerkung. Ihre Wangen färbten sich hoch und sie ging mit ihrem Brief in ihr Zimmer, wie ich in das meinige.

Frau von Penryn schreibt:

„Arling, den 23. Juni.

Meine liebe Frau von Anstruther!

Was ich jetzt sagen will, hätte ich Ihnen lieber persönlich mitgetheilt, denn es gibt Dinge, die sich besser mündlich als schriftlich besprechen lassen, und wir sind uns einander leider! so fremd, — gewiß ohne Absicht oder Wunsch meinerseits, — daß ich besorge, Sie möchten, was sich mit meiner lieben Ina zugetragen, nicht hinlänglich verstehen, um so wie ich die Hand der Vorsehung in den Fügungen zu erkennen, welche einen Heirathsantrag des Lord Hopeton an sie zu Wege gebracht.

Rang und Reichthum sind, wie wir beide wissen, nur irdische Vorzüge, und dürfen keinen Augenblick gegen die höheren Eigenschaften des Herzens und Geistes in Betracht kommen. Wenn ich ferner den Lord Hopeton mit kritischem Blick betrachte, so muß ich freilich bekennen, daß er nicht in jeder Hinsicht der Mann ist, den ich meiner theuren Enkelin gewünscht hätte. Ich fürchte, daß er sich früher Manches hat zu Schulden kommen lassen; dasselbe kann man aber von vielen jungen Leuten sagen, die doch schließlich recht gut ausfallen, und so darf es, seinem jetzigen Verhalten und der unleugbaren gegenseitigen Zuneigung der jungen Leute gegenüber, nicht den Ausschlag geben. Dieses letzteren Umstandes bin ich ganz sicher. Meine liebe Ina konnte bei aller Einfachheit und Zurückhaltung des Benehmens doch ein durch Liebe geschärftes Auge hinsichtlich ihrer Gefühle nicht täuschen. Gewiß hat sie Ihnen die schöne Brosche gezeigt, welche Lord Hopeton ihr zum Geburtstag überreichte, und welche sie mit so sichtlicher Freude entgegennahm, daß der junge Mann schon dadurch ermuthigt werden mußte, seinen Antrag zu wagen. Er sprach gestern mit mir und ich erklärte ihm, nach meiner Ueberzeugung sei Ina's Herz noch frei; in Folge dessen wollte er denn sofort schreiben. Ich kenne natürlich den Inhalt seines Briefes nicht, schicke aber zugleich diese Zeilen an Sie mit der Versicherung ab, daß ich meinerseits keine Einwendung

gegen die Verbindung erheben werde. Die theure Lady Worthington ist in solchem Grade von meiner süßen Ina eingenommen, daß sie sie gewiß mit Freuden als Tochter begrüßen wird, und ihr Gemahl theilt dieses Gefühl. So weit wir — die Aeltesten beider Familien — also in Betracht kommen, ist die Sache abgemacht. Ihnen wünsche ich aufrichtig Glück zu einem so erfreulichen Abschluß der schweren Aufgabe, welche Sie bei Ihrer Verheirathung übernommen hatten. Mit vielen Grüßen an Ihre eigenen Kinder und den besten Wünschen für deren Wohl und das Ihrige bleibe ich Ihre ergebene M. Penryn."

Läßt sich wohl etwas Befriedigenderes denken? Wie viel Dank schulde ich der guten Frau von Penryn doch! Aber jetzt mußte ich mit Ina sprechen, welche indeß reichlich Zeit gehabt hatte, ihr freiherrliches Schreiben durchzustudiren. Sie kam sofort und in großer Bewegung zu mir. Ich zeigte ihr der Großmutter Handschrift und sagte: „Du kennst den Inhalt dieses Briefes, liebstes Kind." Sie zog langsam den ihrigen hervor. „Der ist von Lord Hopeton," sagte ich.

„Ja, liebe Mama; ich bitte dich, ihn zu lesen." Sie stand über meinen Stuhl gelehnt, damit ich ihr Gesicht nicht sehen sollte.

Der Brief war etwas schwerfällig und unzusammenhängend geschrieben, aber aus den verwickelten Sätzen ließen sich doch die gewöhnlichen Betheuerungen inniger Liebe herauslesen, nebst der Versicherung, daß sein Antrag die volle Billigung der Häupter ihrer beiden Familien erfahren, sowie den Ausdruck großer Zuversicht hinsichtlich der Gefühle Ina's selbst, begründet auf den beglückenden Verkehr der letzten Wochen und besonders auf ihre Annahme jener Brosche, welche er zu überreichen gewagt.

Es ließ sich wirklich nichts gegen dieses Schreiben erinnern. Offenbar war es dem armen jungen Mann recht schwer geworden, wie auch einige Verstöße gegen die Grammatik bewiesen. Aber ein Verliebter kann es mit der Rechtschreibung nicht so genau nehmen und der Brief war sonst ehrlich, offen und bescheiden. Er gab mir eine bessere Mei=

nung von Lord Hopeton, als ich bis dahin gehabt, und ich wandte mich mit einiger Aengstlichkeit zu Ina, faßte ihre Hand und fragte: „Nun, liebstes Kind?“

Sie kniete neben mir nieder. „Mama, du glaubst doch nicht, ich könne Ja sagen?“

„Ich glaube, daß man es von dir erwartet,“ antwortete ich. „Höre, was deine Großmutter schreibt.“ Und ich las ihr den größeren Theil des Briefes der Frau von Penryn vor.

Ina hörte mir ungeduldig zu. „Großmama hat kein Recht zu solchen Behauptungen!“ rief sie aus. „Ich verstehe sie nicht! Unleugbare gegenseitige Zuneigung! Es besteht keine gegenseitige Zuneigung zwischen uns! Das klingt ja beinahe, als sei ich ihm entgegengekommen! Es ist ein Irrthum, ein grober Irrthum!“

„Aber mit der Brosche war es kein Irrthum, Ina!“

Sie erröthete tief. „Es war nur Thorheit, Mama. Wärest du da gewesen, so hättest du gesehen, daß nichts weiter dahinter steckte.“

„Wäre ich da gewesen, so hättest du sie nicht angenommen und vermuthlich wäre sie dir gar nicht angeboten worden.“

„Und du wünschest nun wirklich, ich möge Lord Hopeton heirathen?“ rief sie aus.

„Gewiß nicht, mein Kind; das verhüte Gott, falls er ist, wofür ich ihn halte. Aber du mußt ihn ermuthigt haben.“

„Ich habe mit ihm getanzt und mit ihm gesprochen,“ war die Antwort; „ich konnte ja nicht anders.“

„Und mehr mit ihm als mit Andern?“

„Ja vielleicht; — mitunter.“

„Und weshalb denn, liebes Kind, wenn dir seine Aufmerksamkeiten nicht gefielen?“

„Bitte, Mama, du bist so strenge, — wärest du nur da gewesen! Ich konnte es wirklich nicht helfen. Auch weißt du, daß ich endlich fortreiste, um nicht nach Worthington gehen zu müssen.“

Das verhielt sich in der That so; und Ina war offen=

bar über meine Mißbilligung so betrübt, daß mich mein Herz allzu großer Strenge anklagte.

„Deine Großmutter wird sich sehr ärgern, und auch wundern, fürchte ich; aber natürlich gibt es für dich nur Eine Antwort."

„Ja, nur Eine." Ina hielt inne; ihr Gesicht drückte zugleich Trauer und Ungewißheit aus.

„Die Antwort dürfte dir schwer werden," fuhr ich fort; „aber wenn ich dir rathen soll, so denke nicht zu viel darüber nach. Das Natürlichste und Einfachste pflegt in solchen Fällen immer das Beste zu sein. In gewissem Sinne mußt du dich ja auch Lord Hopeton verpflichtet fühlen, und dieses Gefühl wird dir beistehen."

„Ich schulde ihm keinen Dank," sagte Ina stolz; „dankbar könnte ich sein, wenn ich ihn achtete; aber ich achte ihn nicht."

„Darin fühle ich dir nach," bemerkte ich; „und doch ist die Liebe eines Mannes wohl immer einigen Dankes werth, wie derselbe auch beschaffen sein möge. Jedenfalls muß es dich betrüben, ihm wehe zu thun, besonders da er so wenig darauf vorbereitet scheint." Ich blickte Ina bei diesen Worten fest in's Gesicht und sie wandte sich ab, als könne sie meinen Blick nicht ertragen. Ich umfaßte und zog sie an mich. „Du hast noch sonst etwas, das dich unglücklich macht und das ich nicht verstehe, mein Herz; laß mich's erfahren."

Sie brach in Thränen aus. „O Mama, könnte ich's dir doch sagen!" stotterte sie. „Du würdest mir verzeihen, wenn auch sonst Niemand. Aber du mußt mich nicht fragen."

„Gewiß, gewiß muß ich das," entgegnete ich. „Es handelt sich hier um keine bloße Kinderei; du mußt mir Alles sagen, Ina; es ist deine Pflicht."

„O nein, Mama! ich hätte schon nicht so viel verrathen sollen. Aber ich fürchte mich vor Großmama's Zorn. Diese Verbindung liegt ihr sehr am Herzen und ist doch eine Unmöglichkeit."

„Sprach sie mit dir darüber?"

„Ja, gewissermaßen, erst durch Winke, die ich nicht umhin konnte zu verstehen; und zuletzt —"

„Zuletzt sprach sie frei heraus?"

„Ja, — das heißt nicht völlig; aber ich hätte die Brosche nie angenommen, wenn sie nicht darauf bestanden."

„Die Brosche war demnach mehr als ein Geburtstagsgeschenk!" sagte ich ernst.

„Ich erhielt sie an meinem Geburtstage unter anderen Geschenken; und Niemand kannte ihre Bedeutung."

„Sie bedeutete also etwas. Ich beschwöre dich, sprich ganz offen und klar, mein Kind; sonst kann ich dir unmöglich rathen."

„Lord Hopeton meinte etwas damit; Großmama sagte mir das."

„Und sie verlangte, du solltest die Brosche annehmen?"

„Ja; sie erklärte mir, es würde sie glücklich machen, wenn ich ihn lieben könne; die Annahme seines Geschenks würde auch Lady Worthington erfreuen, und er selbst wünsche es so sehnlich. Und da — o, Mama, es war sehr unrecht!"

Wieder brach sie in Thränen aus, welche eine noch größere Reue bekundeten, als das Vorgefallene mir zu rechtfertigen schien. Ich warf meinen ganzen Unwillen auf Frau von Penryn.

„So viel ich davon verstehe, ist das Alles sehr unglücklich und sehr verkehrt gewesen," sagte ich, „und gewiß hast du dir große Schwäche vorzuwerfen, Ina. Nun mußt du auch das Peinliche eines offenen Bekenntnisses nicht scheuen; sobald du das jedoch abgelegt hast, wird weder deine Großmutter noch sonst Jemand berechtigt sein, dir weitere Vorwürfe zu machen."

Ina weinte noch immer; ich vermochte sie nicht zu trösten. Ob jedoch moralische Feigheit oder ein übertriebenes Schuldgefühl diesen Schmerzensausbruch veranlaßt, konnte ich damals nicht ergründen und kann es auch jetzt noch nicht. Sie wurde allmählig ruhiger; ich ließ mir nun genau über Alles in Arling Vorgefallene berichten und kam

zu dem Schlusse, daß Lord Hopeton sehr schlecht behandelt worden sei und volles Recht haben würde, sich über Ina's abschlägige Antwort zu beklagen. Hinter den ganzen Umfang ihrer eigenen Betheiligung bei der Sache konnte ich jedoch nicht kommen. Wenn ich andeutete, daß es unrecht von ihrer Großmutter gewesen, sie zur Ermuthigung des jungen Mannes zu verleiten, nahm sie die Schuld auf sich und sagte, sie sei schwach, unwahr und viel schlechter gewesen, als ich mir vorstellen könne. Ging ich aber auf diese Selbstanklage ein, so entschuldigte sie sich damit, Frau von Penryn habe diese Heirath leidenschaftlich gewünscht, sie beständig mit Lord Hopeton zusammengebracht, und genöthigt, das ihr Widerstrebendste zu sagen und zu thun. Die ganze Sache verdrießt mich unsäglich, denn sie beweist mir auf's Neue, wie viel Noth das arme Kind sich selbst und Anderen durch ihre sittliche Feigheit und Schwäche noch bereiten dürfte. Sie hat nun Lord Hopeton einfach und offen, aber dankbar und höflich geschrieben, wie ich es von ihr erwarten konnte. Der Brief läßt nichts zu wünschen übrig, — falls sie ihm keine Veranlassung gegeben, sie mißzuverstehen; sollte sie ihn aber, was ich sehr fürchte, aus Eitelkeit oder sonstigen Beweggründen ermuthigt haben, so muß eine solche Antwort ihn nothwendig empören.

Sie fragte mich, was sie nun mit der Brosche beginnen und ob sie dieselbe behalten müsse? Viel lieber wolle sie sie zurückgeben, fürchte aber, daß es ihn beleidigen würde.

Natürlich würde es ihn beleidigen, sagte ich. Eine eigentliche Verständigung oder gar Verlobung, welche die Rückgabe erfordert hätte, wäre ja zwischen ihnen nicht vorgekommen. Sie hätte sich freiwillig in eine falsche Lage versetzt und müsse die Folgen tragen, so demüthigend das auch sei. Die Brosche würde sie stets daran erinnern, daß sie einem ehrenhaften Mann Unrecht gethan.

Sie unterbrach mich: „Ehrenhaft ist er doch eigentlich nicht, Mama; das heißt, er war es gegen mich, aber die Leute halten ihn sonst nicht dafür; er wird nicht sonderlich geachtet.“

„Und deshalb schämtest du dich um so weniger, dein

Spiel mit ihm zu treiben," sagte ich. „Das ist aber eine traurige Schlußfolgerung, Ina. Es kommt hier auf Lord Hopeton's Benehmen gegen dich an, und das scheint mir durchaus offen und ehrlich gewesen zu sein. Wie gern möchte ich dasselbe von dir behaupten können!"

Ina schwieg mehrere Augenblicke und schien etwas sagen zu wollen. Sie begann, — hielt dann wieder inne und wandte sich ab. Seitdem ist der Sache zwischen uns nicht wieder Erwähnung geschehen; doch liegt es auf ihr wie eine Wolke, die nichts zu zerstreuen vermag. Sie hat ihrer Großmutter geschrieben; an ihrer Stelle würde ich deren Antwort mit Angst entgegensehen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Agnes.

Den 4. Juli.

Marietta war hier und bat mich, ihr meine Agnes nach Chilhurst mitzugeben. Ich habe diese Einladung schon seit einiger Zeit erwartet, bis jetzt aber die darauf bezüglichen Winke nicht verstehen wollen. Es wird mir so schwer, mich von meinem Liebling zu trennen und ich bilde mir auch ein, daß sie ohne mich nicht glücklich sein würde; sie bedarf eines mütterlichen Beichtvaters. Ich konnte mich nicht entschließen gleich Ja zu sagen, weiß aber freilich, daß ich es später werde thun müssen. Frau von Bradschau hat Recht: Agnes muß lernen, auf eignen Füßen zu stehen und ich muß mich gewöhnen, ihr zu vertrauen. Zufällig befand sich Frau von Bradschau gerade in Woodleigh, als ich diesen Nachmittag hinging, um Marietta meine Antwort zu bringen; der Oberst hatte sie in der gütigen Absicht begleitet, mit Johann Penryn über das Examen für den Civildienst

in Indien zu reden; denn ich hatte Johann gesagt, daß ich auf seinen Vorschlag hinsichtlich meines Karl nicht eher eingehen könne, als bis ich erfahren, wie hoch sich die Kosten der Vorbereitungsstudien belaufen und welche Aussichten sich meinem Sohn eröffnen würden. Zwei Vettern Marianne Bradschau's sind glücklich durchgekommen und ihr Mann ist von Allem genau unterrichtet. Er sagte mir indeß nur wenig und ging mit Herrn Neville fort, um Johann aufzusuchen; das ärgerte mich etwas, denn ich bin bei der Sache doch am meisten betheiligt.

Aber Frau von Bradschau erklärte mir, als wir zusammen allein blieben: „Das kommt davon, wenn man eine alberne Frau heirathet, Liebste. Nach ihr werden alle Andern gemessen. Mein Sohn glaubt nie, daß eine Frau im Stande sei, etwas zu verstehen, und ich suche ihn darüber auch nicht aufzuklären. Die Vorstellung, daß er eine Puppe, statt eines verständigen menschlichen Wesens zur Frau gewählt, mußte ja seinen Stolz verletzen; und Sie wissen, es gibt Männer, die sich in ihre Vorurtheile wickeln, wie Kinder in ihre Flanelllappen. Es beruhigt und betäubt sie."

„Oberst Bradschau muß seine Mutter vergessen, wenn er alle Frauen für unbedeutend hält," sagte ich.

„O nein; aber sie ist eben seine Mutter, — seine Ursache, wenn man so sagen darf, — die Quelle seiner eignen Ueberlegenheit, — und gehört deshalb nicht in die allgemeine Kategorie der Frauen. Mein Sohn ist ein trefflicher Mann und ein demüthiger in seiner Art. Er nennt sich jeden Sonntag ‚einen armen Sünder' und meint das ganz aufrichtig. Doch besitzt er eine große Werthschätzung für Alles, was ihm angehört. Erzählen Sie mir aber nun lieber von Agnes; wann geht sie fort?"

„Wann?" sagte ich; „ich habe erst eben beschlossen, sie überhaupt fortzulassen."

„Sie haben das aber beschlossen, und ich sage dann: je eher, je lieber. Das Kind sieht mondsüchtig aus."

„Wie meinen Sie das? sie ist ja ganz unverändert."

„Nur auf dem Wege zu versteinern, — schließlich, wie Sie wissen, unser Aller Loos. Wenn wir lange genug

leben, müssen wir Alle früher oder später moralische Fossilien werden, deren Temperamente, Grundsätze, Tugenden und Laster einen Versteinerungsprozeß durchmachen. Nur ist es unzweckmäßig, wenn man zu früh damit beginnt, weil die Formation dann unvollkommen bleibt."

„Ihre Theorie gefällt mir nicht," war meine Antwort. „Ich nehme lieber einen Zustand des Fortschritts und steter Vervollkommnung an."

„Nehmen Sie an, was Ihnen beliebt. Theorien schaden nicht, so lange man sein Auge nicht vor Thatsachen verschließt. Sehen Sie sich indeß nach den Freunden und Bekannten um, welche dasselbe achtbare Lebensalter erreicht haben wie Sie; wie beurtheilen Sie dieselben?"

„Ich verstehe nicht. Mein Urtheil richtet sich nach ihrem Charakter."

„Ganz recht. Sie besitzen einen bestimmten, festen Charakter, — bestimmt und fest auch in seinen Schwächen und Unvollkommenheiten. Mit andern Worten: sie Alle — auch wir Beiden — sind zu Stein geworden."

„Sie wollen doch nicht behaupten, daß wir uns nicht mehr vervollkommnen könnten? welch ein schrecklicher Gedanke wäre das!"

„Von einem ‚Nicht-können' ist überhaupt nicht die Rede; so vermessen bin ich nicht. Das Können steht in Beziehung zu Gott. Aber in der Regel werden Männer und Frauen von einem gewissen Alter sich nicht mehr vervollkommnen, es sei denn, daß das Vervollkommnungsprinzip wie jedes andere Prinzip sich auch bei ihnen versteinert, in welchem Fall es eben durch seinen festen, nicht mehr flüssigen Zustand an Stärke gewinnen muß. Aber, verzeihen Sie mir, — solche Erörterungen passen nicht für die dritte Nachmittagsstunde. Also noch einmal: wann geht Agnes fort?"

„Die Nevilles reisen am künftigen Dienstag."

„Und heute ist Mittwoch, — also noch eben Zeit, um Agnes die Freude der Erwartung ohne Furcht vor Uebersättigung kosten zu lassen. Ihr wird es schon wohl ergehen ohne Sie; aber Ihnen?"

„Auch sehr wohl, wenn ich sie nur glücklich weiß.“

„Und weshalb sollte sie nicht glücklich sein? Niemand wird sie dort beißen oder verschlingen.“

„Nein; aber vielleicht werden sie sie nicht verstehen.“

„Um so besser, mit Ihrer Erlaubniß. Meiner Privatmeinung zufolge ist das ‚Verstandenwerden‘, wie die Leute es nennen, ein Gift für die Hälfte der jungen Mädchen jetziger Zeit.“

„Sie gefallen sich wirklich in Uebertreibungen und Paradoxen, Liebste,“ rief ich aus. „Was Sie eben gesagt, war durchaus nicht Ihre Meinung.“

„Entschuldigen Sie; doch das Verstandenwerden im Sinne des neunzehnten Jahrhunderts heißt: seine Lieblingsgebrechen in den theilnehmenden Busen einer Freundin ausschütten, nachdem man sie so gefärbt und gemildert hat, daß sie interessant werden, und sie dann bei Seite legen, als einen Gegenstand der Betrachtung, so oft man in seinen eigenen Augen malerisch erscheinen möchte. Zu meiner Zeit waren Sünden Sünden und Thorheiten Thorheiten, — beides äußerst häßliche, unangenehme Dinge; es wäre mir nie eingefallen, sie zärtlich anzufassen und Freunden zu zeigen, um sie dann wieder in Baumwolle gepackt aufzubewahren, und hervorzuziehen, so oft ich Lust bekäme, mein Bildniß machen zu lassen.“

„Ohne dieselben würde ihr Bildniß aber nicht ähnlich werden,“ bemerkte ich.

„Vielleicht nicht; muß man indeß durchaus sein Bildniß vor sich haben? Gereicht es uns wirklich zum Heil, wenn wir alle unsere guten und schlechten Eigenschaften wie ein Kinderspielzeug zusammensetzen, um sagen zu können: das ist mein Ich? oder wie die Natur und der gesunde Menschenverstand es verlangen: das bin ich?“

„Vermuthlich nicht,“ war meine Antwort, „und zwar aus dem einfachen Grunde, weil, wenn wir die guten und schlechten Eigenschaften zusammengesetzt haben, das ‚Ich‘ oder das ‚Mein‘ als Ganzes uns noch nicht aus diesem Bilde entgegentreten wird.“

„Das kann es auf solche Weise auch nie, so wenig als

wir unser eigenes Gesicht durch die Zusammenstellung der einzelnen Züge kennen lernen würden; der Ausdruck, — die Seele — liegen tiefer. Ebenso liegt der Ausdruck, die Seele jedes Charakters tiefer als dessen sichtbar hervortretende Eigenschaften."

„Die jungen Leute, welche sich nach Verständniß sehnen," bemerkte ich, „klagen nun eben darüber, daß so Wenige diesen Ausdruck der Seele erkennen, — das Bedürfniß danach läßt sie so oft sich selber zergliedern und von sich reden. Agnes Fall ist das ganz gewiß. Auf die äußerliche Handlung kommt es ihr wirklich nicht an; sie möchte sich nur überzeugen, daß sie aus dem rechten Geist heraus lebt."

„Agnes ist ein kleiner Engel, durchsichtig wie das Licht; aber gerade ihre Durchsichtigkeit verwirrt sie. Sie glaubt, sehr viele schwarze Flecken an ihrer jungen Seele wahrnehmen zu müssen (wahrscheinlich sind solche auch vorhanden, obgleich meine stumpfen Augen sie nicht zu entdecken vermögen), und wenn sie keine findet, denkt sie sich welche aus; das schwirrt ihr dann unablässig in Kopf und Gewissen herum, bis sie Wirklichkeit und Einbildung nicht mehr zu unterscheiden vermag; und dann kommt sie zu Ihnen — hab' ich nicht recht? — und schüttet sich gegen Sie aus; Sie aber ziehen Ihr Seelenmikroskop hervor und machen ihr Alles klar."

„Um sie nur mehr zu verwirren," sagte ich lachend. „Freilich ist es einst so gewesen, aber ich verstehe mich jetzt besser darauf. Wir reden weniger und arbeiten mehr. Sie bedarf der Beschäftigung."

„Ja, wenn sie nicht den Kopf verlieren soll; ich begreife das. Nur sehe ich nicht ein, was Sie ihr hier zu thun geben können."

„O, mancherlei. Sie hilft mir in der Wirthschaft, schreibt Briefe für mich, und der Pastor erlaubt ihr, sich in der Gemeinde nützlich zu machen; wenn die Knaben hier sind, liest sie mit ihnen und hilft ihnen beim Arbeiten. Solche Verantwortung ist das Heilsamste für sie, obgleich ich anfänglich meine Sorge dabei hatte."

„In Chilhurst dürfte dergleichen aber schwerlich vorkommen,“ bemerkte Frau von Bradschau.

„Nein, das fürchte ich gerade. In Ermangelung dieser häuslichen Pflichten wird sie leicht in ihre alten Grübeleien versinken und dann meines Beistands entbehren.“

„Aber Liebste, Sie haben sie ja doch erzogen! Wozu nützt denn die Erziehung, wenn ein junges Mädchen nie allein fertig werden kann? Und ferner, versuchten Sie es bei ihr schon jemals mit Zerstreuung und Abwechselung im äußern Leben?“

„Nicht anders als unter meinen Augen.“

„Dann dürfte selbst Ihre liebe kleine Heilige sich ganz unerwarteter Weise in der neuen Umgebung entwickeln, das glauben Sie nur.“

„Ich möchte sie aber nicht anders haben, als sie jetzt ist,“ war meine Antwort.

„Sie wird sich indeß verändern und Sie werden sich dessen freuen; denken Sie an mich. Eins aber ist gewiß: bei ihrer jetzigen Beschaffenheit eignet sie sich so wenig dazu, durch die Welt zu kommen, wie irgend ein Klosterbruder oder unser Pastor.“

Ich brach das Gespräch ab. Vielleicht ist Alles, was sich auf Agnes Charakter bezieht, eine schwache Seite bei mir, jedenfalls eine zarte, und die Weise, wie Frau von Bradschau über sie spricht, verletzt mich leicht. Sie ist in ihren Bemerkungen von beleidigender Wahrheit und reibt den Staub der Schmetterlingsflügel unbarmherzig ab. Ich weiß eben so gut wie sie, daß Agnes nicht für diese Welt paßt, — um mit dem Sprachgebrauch zu reden, — und suche sie ganz leise und allmählig dafür zu bereiten. Gelänge mir das aber — und ich bin dessen nicht gewiß — so weiß ich noch gar nicht, ob ein solcher Erfolg gut zu nennen wäre. Vielleicht versteht Gott es ja besser als wir. Und sollte er uns nicht von Zeit zu Zeit absichtlich solche geistige, ideale, obwohl in mancher Hinsicht unpraktische Naturen vorführen, um uns zu zeigen, daß es etwas Höheres und Besseres gibt, als die Anlage, gut durch die Welt zu kommen? Die Engel kümmern sich vermuthlich nicht darum,

wie sie gut durch den Himmel kommen, und meine Agnes wird, wenn man das in aller Demuth und Ehrfurcht behaupten darf, gewiß ein Engel werden.

Was aber das Verständniß betrifft, so weiß ich, daß Frau von Bradschau Agnes weder versteht noch verstehen kann, und möchte wissen, ob Paulus je den Johannes völlig verstanden hat.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Tod und Verlobung.

Den 6. Juli.

Wieder zwei Briefe: einer von Frau von Penryn, der andere von Frau von Huddersfeld. Auf den Inhalt des ersteren war ich nicht ganz vorbereitet; doch zeugt schon die Anrede von großer Unzufriedenheit:

„Geehrte Frau! Ein Brief, den ich heute Morgen von Ina empfing und dessen Inhalt Ihnen genau bekannt sein muß, hat mich so tief betrübt, daß es mir schwer fällt, mich zusammenhängend auszudrücken. Das Vertrauen, welches ich Ihnen stets in Allem bewiesen, was sich auf meine theure Enkelin bezieht, hätte wohl ein gleiches Vertrauen von Ihrer Seite hervorrufen sollen, besonders in einem Fall, wo Ina's Glück auf dem Spiele steht.

Die wichtige und unerwartete Entscheidung, welche Ina unter Ihrem Einfluß getroffen, muß natürlich auf einer genaueren Kenntniß des Charakters Lord Hopetons beruhen, welche Sie mir mitzutheilen nicht für nöthig gehalten. Nichts anderes könnte eine Einmischung rechtfertigen, die ja Ina in den Augen der Familie des jungen Mannes, wenn nicht in denen der Welt herabsetzen und sie als herzlose Kokette erscheinen lassen muß. Ich glaube, Lord Hopeton selbst beur-

theilt sie milder, da er wissen muß, woher das Hinderniß rührt. Er kann ja nicht glauben, daß Ina nach Allem, was sich in Arling zugetragen, ihn so kalt und grausam abweisen würde. Welcher Grund aber auch diese unglaubliche Wendung herbeigeführt haben möge, so sind Sie es sich selber und der Familie Worthington schuldig, nicht damit zurückzuhalten. Ich habe Lord Hopeton gesehen und ihm darüber Kunde versprochen. Er selber hegt eine Vermuthung, die ich mich bemühe, als Hirngespinnst eines unglücklichen, eifersüchtigen Menschen zu betrachten; aber ich erwähne sie, um Ihnen zu zeigen, welchen Verdacht Ihre Einmischung und Ina's scheinbare Herzlosigkeit (ich will sie nicht für eine wirkliche halten) erregt hat. Lord Hopeton behauptet nämlich, während Ina's letztem Besuch einen verborgenen Gegeneinfluß verspürt zu haben, trotz der nicht zu verkennenden Beweise ihrer Zuneigung für ihn selber; und er sagt ferner, einmal sei er fest überzeugt gewesen, dieser Einfluß hänge mit Herrn Anson zusammen, dem Sie Ina, gegen deren Wunsch, zum Gatten ausersehen hätten. Ein beunruhigender Argwohn, in der That! Lord Hopeton versichert, er habe sich nicht erlaubt, dabei zu verweilen, oder irgend etwas dagegen zu thun. Nachdem Ina jene Brosche von ihm angenommen, blieb auch wirklich kein Zweifel, denn das war mit der Annahme seiner Person gleichbedeutend, wie ich dem lieben Kinde auch schon damals bemerklich machte, das Geschenk sei keine bloße Geburtstagsgabe, sondern ein Zeichen herzlicher Zuneigung. Nun lebt jener alte Verdacht indeß natürlich wieder auf, und Lord Hopeton wünscht eine Erklärung von Ihnen, daß Sie in keiner Weise Ina zu bestimmen oder die Ansprüche eines Andern geltend zu machen gesucht.

Wir beide halten es für wahrscheinlich, daß Sie sich den Einfluß auf Ihre Stieftochter bewahren möchten, durch die Verbindung mit einer benachbarten Familie, eine Verbindung, die auch Ihren eigenen Kindern zu Gute käme; und Herr Anson ist gewiß ein ehrenwerther, obwohl etwas schwacher junger Mann, der allerdings wenig geeignet scheint, eine hervorragende Stellung im Lande einzunehmen. Hätten Ina

und er sich von jeher geliebt, so wäre gegen ihre Verbindung nichts einzuwenden gewesen, obgleich ich billigerweise davon hätte benachrichtigt werden müssen. Aber Ina zog Lord Hopeton augenscheinlich vor und kann deßhalb für Anson unmöglich etwas empfunden haben; die Ermuthigung müßte demnach von Ihnen ausgegangen sein.

Ich begreife, wie gesagt, die Versuchung, aber nicht, daß Sie ihr nachgegeben; und noch weniger verstehe ich den Grundsatz, welchem zufolge Sie sich berechtigt halten könnten, Ihren Einfluß als Stiefmutter geltend zu machen, um ein Mädchen von Ina's Alter zur Zurückweisung eines Antrags zu bewegen, der ihr eine beneidenswerthe Stellung in der Welt und die Mittel verschaffen würde, unsäglich viel Gutes zu thun. Lord Hopeton ist der gütigste, großmüthigste aller Menschen, und Ina könnte und würde den Mittelpunkt der Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft für die ganze Nachbarschaft gebildet haben. Der Traum war schön, das Erwachen grausam. Lord Hopeton und ich sehen Ihrer Antwort mit Spannung entgegen. Ihre ergebene M. Penryn."

Frau von Huddersfeld schreibt:

„Liebe Frau von Anstruther! Ich habe soeben eine lange Unterredung mit meiner Mutter gehabt und versucht, sie durch die Versicherung zu beruhigen, daß offenbar Ihrerseits ein Vorurtheil gegen Lord Hopeton besteht, welches leicht zu heben sein dürfte. Besser wäre es gewesen, Sie hätten sich bei denen erkundigt, die ihn so genau kennen wie wir. Er ist wirklich ein angenehmer, ehrenwerther Mensch, und obwohl seine Studiengenossen einige boshafte Geschichten über ihn in Umlauf gesetzt, so sind diese doch nicht schlimmer, als man sie den meisten jungen Leuten seines Alters nachsagen könnte. Bedenkt man nun die Vortheile dieser Verbindung, so wäre es lächerlich, ihr Hindernisse in den Weg legen zu wollen, da die jungen Leute einander wirklich zugethan sind. Ina war unsäglich gern mit den Worthingtons, besonders mit Lord Hopeton zusammen, und Lady Worthington hielt große Stücke auf sie. Mit Einem Wort, unter uns war die Sache besprochen und fertig, ehe Ina Arling verließ. Sie begreifen also, wie schwer sie sich jetzt

rückgängig machen ließe; die Ländereien von Worthington und Arling grenzen ja an einander; ein feindliches Verhältniß zwischen beiden wäre unleidlich, und was meine Mutter betrifft, so möchte ich nicht für die Folgen einstehen; in ihrem Alter wäre solche Gemüthsbewegung entschieden gefährlich, und auch der armen Lady Worthington würde die fehlgeschlagene Hoffnung sehr nahe gehen. Ich mag gar nicht an solche Möglichkeit denken, bin aber auch überzeugt, daß es nur einer kleinen Aufklärung bedarf. Lassen Sie mich einfach wissen, was Sie gehört haben, und ich hoffe Ihnen jedenfalls befriedigend antworten zu können. Herzliche Grüße Ihren Kindern, auch von Stasey und Celia. Aufrichtig die Ihrige.

N. S. Celia hat den Keuchhusten gehabt und ihr ist deßhalb Seeluft verordnet. Sollten wir wohl ein behagliches Unterkommen in Westford finden? Wir brauchen zwei Wohn- und ein Schlafzimmer; das Haus müßte geschützt liegen und nicht zu weit von der Badeanstalt entfernt. Falls Sie nach Westford gehen, so haben Sie gewiß die Güte, einige Nachforschungen anzustellen; Ihre Antwort müßte freilich vor Ende der Woche eintreffen, da wir bald reisen wollen und uns sonst anderweitig umsehen würden."

Die liebe Frau von Huddersfeld! wozu gibt es denn Hausmakler in der Welt? aber das ist eine untergeordnete Rücksicht. Ich ließ Ina holen und zeigte ihr die Briefe. Sie erklärte höchst entrüstet, ihre Verwandten seien sehr ungerecht, sehr unfreundlich. Weder ihre Großmutter noch ihre Tante hätten mich je verstanden, oder mir Gerechtigkeit widerfahren lassen; es mache sie ganz unglücklich, daß beide mir in dieser Weise geschrieben. Sie werde ihnen die Versicherung geben, daß ich keinen Einfluß auf ihre Entscheidung geübt habe.

„Das wollte ich grade bemerken," war meine Antwort. „Ich muß dir alle Erklärungen überlassen, Ina. Mein eigner Brief wird nur ganz kurz sein."

„Ich wollte, du schriebest ihnen gar nicht," sagte Ina, „sie verdienen es nicht."

„Nein, das wäre unhöflich," entgegnete ich; „auch hätte

deine Weigerung mich an deiner Großmama Stelle mindestens sehr überrascht, Ina."

Sie erröthete.

„Ich will dir keine Strafpredigt halten," fuhr ich fort, „die ganze Sache ist ohnedem schlimm und peinlich genug; aber ich gestehe offen, nach Frau von Penryns Erklärung gegen dich begreife ich nicht, wie du Lord Hopetons Geschenk annehmen konntest, ohne etwas für ihn zu fühlen. Du hast ihn doch nicht absichtlich täuschen wollen?"

„O nein, Mama, keinen Augenblick! Ich weiß nicht, weßhalb ich es that, das heißt —" sie hielt inne. „Liebste Mama, bitte zeige mir deinen Brief, wenn du ihn geschrieben."

„Gerne, mein Kind; ich habe nichts zu verbergen."

„Bist du unzufrieden, Mama?"

„Ich weiß es selber nicht, Ina. Ich verstehe dich nicht, habe aber ein Gefühl, als seiest du nicht offen gegen mich."

Es klopfte und Agnes trat ein. „Mama, Herr Penryn ist unten und will dich so gerne sprechen. Er muß noch heute Abend nach London." Ich erhob mich. Ina sagte:

„Küsse mich, Mama und verzeihe mir."

Ich küßte sie, etwas kühl.

Agnes folgte mir die Treppe hinab. „Mama, es ist Karls wegen, daß Herr Penryn dich zu sprechen wünscht. Er hat von einem trefflichen Lehrer gehört und der Unterricht könnte gleich anfangen. Darf ich es Karl sagen?"

„Ja, mein Herz, sobald die Sache entschieden ist; aber ihr jungen Leute seid immer so hastig. Wichtige Angelegenheiten wollen erst reiflich erwogen sein."

„Darf ich Karl denn auch nicht sagen, wie gütig Herr Penryn sich seinetwegen bemüht hat?"

„Sage ihm augenblicklich lieber noch nichts, Agnes." Mein Ton klang gewiß etwas verdrießlich und Agnes sah mich so verwundert an, daß ich unwillkürlich stehen bleibend sagte: „Das Leben lastet heute morgen etwas auf mir, liebstes Kind; daran liegt's; gewiß kommt Alles bald wieder in Ordnung."

Sie sah mich fragend an. In diesem Augenblick hörte

man aus dem Schulzimmer, wo Hugo, Frank Neville und Essie diesen Morgen ihre Ferienarbeiten begonnen, ein schallendes Gelächter. —

„Sie müssen wirklich nicht so viel Lärm machen," sagte ich, „es ist unschicklich."

Agnes schlich nach der Thüre, schloß dieselbe und kehrte mit den Worten zurück: „Wir möchten dir ja alles zu Liebe thun, Herzensmama, wenn wir nur wüßten, wie."

Sie legte ihre kleine Hand zärtlich in die meinige und ging, als sie mich lächeln sah, ganz befriedigt von dannen. Ich aber war nicht befriedigt. Es ist so besonders demüthigend, sich gereizt und reizbar zu fühlen.

Der bloße Anblick von Johann Penryns Gesicht reichte hin, mich für den Augenblick zu beruhigen und zu erheitern. Der Seeleneinfluß dieses geraden, herzlichen, ehrlichen Mannes, der weder Rückhalt noch Verstecktheit, noch Doppelsinn kennt, sondern mich so nimmt wie ich ihn, und der meint was er sagt, wie ich es thue, wirkte ungemein tröstlich; das Gefühl hielt indeß nicht lange vor. Wir begannen damit, den indischen Plan im Allgemeinen, nebst den Ausgaben und Gefahren, die er mit sich bringt, zu besprechen; Johann hatte für die letzteren kein rechtes Verständniß, und das ist sehr natürlich. Er hat eine große Liebe zu Karl gefaßt und zweifelt keinen Augenblick an dessen Erfolg. In London würde er ihn wie ein Bruder überwachen, wenn ich nur ihr Zusammenwohnen gestatten wollte. Sie würden dabei auch viel wohlfeiler leben können; weßhalb sollte es denn nicht geschehen? —

Weßhalb nicht? fragte ich mich selber. Weil es gerade dasjenige wäre, was Karls Vater nie zugegeben hätte. Und doch, wer weiß, wenn er Johann jetzt gekannt? aber dessen Vergangenheit mußte wieder Bedenken erregen. Mein Gesicht drückte gewiß die Qual und Ungewißheit aus, welche ich empfand. Einen Augenblick kam mir der Gedanke, Johann Alles offen mitzutheilen, aber ich wußte doch nicht, wie er es aufnehmen würde, denn er ist stolz. Jetzt erwartete er meine Antwort mit einiger Verwunderung und Ungeduld. Ich konnte nur sagen, daß Karl es denn mit dem indischen

Civildienst versuchen und seine Studien bei dem Lehrer, den Johann mir vorgeschlagen, beginnen solle; das Zusammenwohnen müsse ich mir aber noch überlegen und erst einige Erkundigungen einziehen. —

„Erkundigungen? worüber? Liebe Frau von Anstruther, sagen Sie mir doch, was Sie wissen möchten.“

„Lieber Johann, haben Sie Geduld mit der Aengstlichkeit einer Mutter.“

„Sie trauen mir nicht? Sie fürchten meinen Einfluß? Ich betheure Ihnen —“

„Betheuern Sie nichts,“ fiel ich ihm in's Wort; „wer schnell betheuert, bereut auch schnell. Allerdings traue ich Ihnen; aber vielleicht wäre es besser, Karl in einer passenden Familie unterzubringen.“

„Ich sehe das nicht ein,“ sagte er, „doch mögen Sie recht haben. Nur glaube ich nicht, daß Sie eine solche Familie finden werden.“

„Weil Sie's nicht wünschen,“ bemerkte ich lachend.

„Nein, freilich wünsche ich's nicht. Es ist vielleicht anmaßend von mir, aber ich glaube, Karl auf den Unterricht des Lehrers vorbereiten und sonst vielerlei für ihn thun zu können, was in einer Privatfamilie sicher nicht geschähe. Ich liebe die Privatfamilien nicht und habe deren zu viele gekannt. Außerdem, — sind wir denn nicht Verwandte?“

„Doch nur angeheirathete.“

„Den Unterschied lasse ich nicht gelten. Ina ist meine Base und Karl ihr Bruder. Dabei fällt mir ein, daß Tante Bessie schreibt, es handle sich um eine großartige Heirath, — ist das wahr? Ich hätte Ihnen schon früher Glück wünschen sollen, aber Karls Angelegenheit lag mir im Sinne.“

„Eine großartige Heirath! Zwischen wem denn?“

„Zwischen Engel und Thier!“ rief Johann; „zwischen Ina und Lord Hopeton.“

„Die eine ist gewiß weniger als Engel, der andere hoffentlich mehr als Thier. Aber ich bitte Sie, lieber Johann, dieses Gerücht nicht auszubreiten.“

„Darf ich ihm denn widersprechen?“

Ich zögerte. Die Thür wurde hastig aufgerissen und die Wärterin trat erschrocken und aufgeregt ein: „Um Vergebung, gnädige Frau, aber die Köchin meinte, Sie müßten es doch wissen —“

„Was gibt's? ich will nicht hoffen —“

„Baron Anson ist todt, gnädige Frau. Ein Reitknecht brachte die Nachricht.“

„Mir?“

„Dem Fräulein Ina, gnädige Frau. Er ist diesen Morgen gestorben. Die Familie soll schrecklich herunter sein.“

Johann that einige Fragen. Ich mochte nicht auf die Antwort warten und eilte fort, ohne Abschied zu nehmen. Ina's Thüre war verschlossen und sie öffnete nicht sogleich. „Liebste Ina,“ sagte ich eintretend, „das ist ja sehr traurig. Laß mich doch das Billet sehen.“

„Es lag eben hier; ich kann es nicht finden.“ Sie bückte sich und hob ein Papier auf. Als ich ihr, nachdem sie sich aufgerichtet, in's Gesicht blickte, war es todtenbleich; sie schien einer Ohnmacht nahe. Sie gab mir das Billet und sagte mit zitternder, gebrochener Stimme: „Lies, — und vergib, wenn du kannst.“ Dann legte sie den Kopf auf meine Schulter und schluchzte.

Ich las: „Geliebte! Alles ist vorüber und ich bin sehr elend, denn ich habe ihn getödtet. Gestern habe ich's ihm gesagt. Er war gut und freundlich und Alles wäre gelungen, hätte die Mutter sich nicht hineingemischt. Die Aufregung verursachte einen neuen Zufall und der führte das Ende herbei. Meine Mutter gibt mir die Schuld. Gott weiß, daß ich gern mein Leben geopfert hätte, ihn zu retten. Du bist mein einziger Trost. Dein ewig getreuer H. Anson.“

„Ina, was bedeutet das?“

„Ich bin mit Heinrich Anson verlobt, Mama.“

Ich stand auf, versuchte zu reden, konnte es nicht und verließ sie. War das unrecht, so bitte ich Gott, mir zu vergeben; aber die unsäglich bittere Empfindung getäuschten Vertrauens wird mich bis an's Ende meines Lebens begleiten.

Dreißigstes Kapitel.

Ina's Bekenntniß.

10 Uhr Abends.

Ich muß Ina's Bekenntnisse, die sie mir heute Nachmittag ablegte, gleich niederschreiben, damit die Verwicklungen, welche ihr unseliger Mangel an Offenheit herbeizuführen droht, mich nicht veranlassen, sie noch härter zu beurtheilen, als sie's verdient.

Sie kam sehr reuig und demüthig zu mir und bat mich, sie anzuhören; der Anblick ihres traurigen Gesichts erweichte mein Herz und sie begann: „Als ich nach Arling ging, war mein Herz noch frei; das heißt, ich mochte Heinrich Anson gern und glaubte, daß er mir ergeben sei, ja, ich war dessen fast gewiß; doch hatte er mir nie etwas gesagt und ich wußte selbst nicht, wie lieb er mir war. Wir standen äußerst freundschaftlich zu einander seit jener Zeit, wo wir uns in Pau gesehen, aber nicht mehr als freundschaftlich. In Arling setzten Großmama und Tante Maria mir in den Kopf, daß Lord Hopeton mich beachte, und ich war thöricht genug, mir das gern gefallen zu lassen; du hättest mich vielleicht kokett genannt. Aber Großmama freute sich immer, wenn sie uns zusammen sah, und Tante Maria erzählte mir beständig, was er über mich gesagt hatte, weßhalb ich wirklich nicht glaubte, unrecht zu thun. Ich achtete ihn nicht sonderlich, weil ich manches Nachtheilige über ihn vernommen, und Tante Bessie äußerte eines Tages, sie würde sich grämen, wenn einer ihrer Neffen in solcher Weise von der Universität fortgeschickt wäre. Großmama fiel ihr jedoch in's Wort, erklärte, das Gerücht übertreibe immer und alle jungen Leute ließen sich zeitweise Aehnliches wie er zu Schulden kommen. Ich fragte Tante Bessie, welcher Art die Gerüchte über ihn denn seien, aber sie wollte mir's nicht sagen. Gottfried Huddersfeld nannte ihn auch einen leichtsinnigen Burschen; aber die Beschuldi-

gungen blieben ganz unbestimmter Natur und ich sah nicht ein, weßhalb ich um derartiger Geschichten willen seiner Höflichkeit Kälte entgegensetzen solle. Dennoch hatten sie mir ein gewisses Mißtrauen eingeflößt, und manches was ich sah und hörte bestärkte mich darin, so daß der Gedanke, Lord Hopeton zu heirathen, mir nie in den Sinn kam; ich lachte und schwatzte nur mit ihm, und, du weißt Mama, zwischen solchem Verkehr und dem Heirathen ist doch ein großer Unterschied."

„Gewiß, mein Kind; nur führt das Eine oft zum Andern."

„Ach ja, es war auch sehr unrecht, ich wußte nur nicht wie sehr; auch konnte ich mir wirklich nicht helfen, da man uns so viel zusammenbrachte. Bald darauf kam Charlotte Anson nach Worthington, die mir anfänglich wenig gefiel; sie schien mir so kalt und wunderlich und machte so scharfe, fast unartige Bemerkungen über mich und Lord Hopeton, daß ich sie eines Tages zur Rede stellte und mir das allen Ernstes verbat. Wir gingen gerade allein mit einander im Park spazieren. Ich sprach sehr frei heraus und sie erzählte mir dagegen, wie sie in der Meinung nach Worthington gekommen sei, daß ich eine Neigung für Heinrich Anson hege, der ihr so viel und oft von mir gesprochen, weßhalb mein Benehmen sie überrascht und geärgert habe. Nun machte es mich sehr glücklich das zu hören, Mama, obgleich Charlotte mich so scharf tadelte; das Herz erbebte mir vor Freude, ich wußte selbst nicht weßhalb. Ich erzählte Charlotte, daß ich Lord Hopeton weder liebe noch achte; sie freute sich dessen und fuhr fort über Heinrich zu sprechen, erwähnte seiner vielen guten Eigenschaften, sagte, daß Mutter und Schwestern ihn anbeten, und wiederholte, daß er mich zärtlich liebe; ich konnte nicht umhin, das gern zu hören und es sie merken zu lassen. Vermuthlich, ja gewiß hat sie Heinrich Alles wieder erzählt; er kam gleich darauf selbst nach Worthington. Unsere erste Begegnung war recht verlegen und ich erschien gewiß kalt, aus Befangenheit; doch mußte ich viel an ihn denken; Charlotte wußte das und spielte gewissermaßen die Rolle einer Zwischenträgerin und suchte Alles zu ebnen und

in Gang zu bringen, wie Großmama es mit Lord Hopeton machte. Aber gerade weil mir der Eine gefiel und der Andere nicht, konnte ich mit Lord Hopeton lachen und scherzen, während ich kaum mit Heinrich sprach, und das hat wohl die Leute getäuscht. Auch machte mir der Gedanke Spaß, sie alle hinter's Licht zu führen und meine eigenen Gefühle ganz im Stillen für mich zu haben; und Charlotte Anson war entrüstet über Großmama und erklärte Lord Hopeton für einen unwürdigen Gesellen, der mich nur unglücklich machen könne."

„Aber was sagte und that denn Herr Anson selbst während dessen?" fragte ich.

„O, nicht viel. Wir waren selten allein; doch zeigte sich sein Gefühl bei verschiedenen kleinen Gelegenheiten; und Charlotte wußte Alles so einzurichten, daß wir einander verstanden."

„Aber, liebe Ina, weshalb trat Anson nicht offen hervor? Das wäre doch gewiß das Ehrenhafteste gewesen."

„Charlotte erklärte mir den Grund: Er war seiner Eltern nicht sicher."

„Freilich wären die wohl dagegen gewesen."

„Aber ohne alle Ursache, Mama, wie Charlotte sagte, nur aus Vorurtheil und weil man vermuthet hatte, Heinrich würde Lydia Harcourt heirathen. Ein wirklich gegründeter Einwand bestand durchaus nicht."

„Um so mehr hätte Anson sich aussprechen müssen, mein Kind."

„Er hatte schon viel erduldet, Mama. Früher, als er noch Marietta liebte, waren sie ihm so entgegen gewesen und hatten ihn in's Ausland geschickt, nur um ihn fortzubringen. Er fürchtete, sie möchten nun Aehnliches versuchen und bot mir deshalb nicht entschieden seine Hand an."

„Aber er ist ja mündig, Ina, und kann thun was ihm beliebt."

„O nein, Mama, er hängt noch ganz von seinem Vater ab; und Baron Hans Gesundheit wankte damals schon, wie du weißt, weßhalb Heinrich jede Aufregung für ihn fürchtete. So durften wir uns nichts merken lassen."

„Und dein Betragen gegen Lord Hopeton blieb also unverändert, während du dir insgeheim die Aufmerksamkeiten eines andern Mannes gefallen ließest?"

„O, Mama, Mama, wie schrecklich du das auffassest! Ich dachte über diese Aufmerksamkeiten nicht weiter nach, sondern wollte nur Heinrichs Liebe gewiß sein, wie er der meinigen gewiß sein wollte. Dabei mußten wir die Sache geheim halten und ich durfte mein Benehmen gegen Lord Hopeton nicht ändern, sonst hätten Großmama und die Andern Verdacht geschöpft und dann wäre ein Ausbruch erfolgt. Mitunter war mir aber dabei auch übel zu Muthe."

„Und das Geburtstagsgeschenk, Ina?"

„Ach, das war schrecklich. Ich besann mich lange und widerstrebte so viel wie möglich, aber Großmama wollte mir nicht erlauben, es auszuschlagen. Sie sagte, ich sei so weit gegangen, daß kein Grund vorliege, Lord Hopeton durch meine Weigerung zu kränken, vorausgesetzt natürlich, daß ich noch keinen Andern liebe; ich brauchte mich dadurch nicht für gebunden zu halten; die Annahme würde nur bedeuten, daß er mir nicht unangenehm sei. Er selbst erwarte ja keinenfalls, daß ich schon jetzt sein Gefühl erwiedere."

„Aber, Ina, wie war es möglich, wie konntest du deine Großmutter glauben lassen, daß du keinen Andern liebtest?"

„Weil ich mir sonst nicht zu helfen wußte, Mama. Heinrich hatte sich noch nicht bestimmt gegen mich ausgesprochen, und ich durfte Charlotte Anson doch nicht verrathen."

„Du hättest aber deiner Großmutter andeuten können, dein Herz sei nicht mehr frei, ohne Jemanden zu nennen."

„Dann hätte sie mich bestürmt und Alles herausgebracht. Du kennst Großmama nicht. Sie läßt eine Sache, die sie zu erfahren wünscht, nicht ruhen. Die Wahrheit wäre zum Vorschein gekommen und denke dir nur die Verlegenheit, da Heinrich mir ja noch keine bestimmte Erklärung gemacht hatte! Denke dir ferner Großmama's Zorn! Gewiß hätten auch Baron Hans und Lady Anson etwas erfahren, und so wäre unabsehbares Unheil entstanden. Ach nein, Mama, das war unmöglich."

„Betrug und Unwahrheit müßten uns indeß noch unmöglicher sein, mein Kind.“

„Verdient mein Benehmen wirklich eine so harte Bezeichnung? Ich glaubte das nicht. Großmama's Frage bedeutete ja, ob ich schon anderweitig gebunden sei? und darauf konnte ich mit Nein antworten.“

„Das ist eine bloße Ausflucht, Ina; deine Lage hatte indeß ihre Schwierigkeiten; ich gebe das zu. Das wirkliche Unrecht lag tiefer; es bestand darin, daß du Lord Hopeton ermuthigt hattest, ohne ihn zu lieben.“

„Ja, ich erkenne das jetzt,“ sagte Ina traurig.

„Außerdem verstehe ich noch nicht ganz;“ fuhr ich fort, „einen Augenblick behauptest du, nicht verlobt zu sein, und im nächsten nennst du dich so. Laß mich wenigstens erfahren, wie die Sache wirklich liegt.“

„Damals war ich nicht verlobt, Mama, aber ich bin es jetzt.“ Sie erröthete und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Also während wir von Lord Hopetons Antrag sprachen und du mich versichertest, — freilich nicht geradezu, — die entschiedene Lüge hast du allerdings vermieden — während du mich aber doch glauben ließest, dein Herz sei frei, warst du schon mit Heinrich Anson verlobt?“

Ina verbarg ihr Gesicht in den Händen und flüsterte: „Ich gab ihm in Headington mein Wort.“

„Und das Billet,“ rief ich aus, — „das Billet, welches du denselben Abend empfingst?“

„Es kam von ihm,“ sagte Ina. „Ich hätte dir's schon damals bekannt, aber als du voraussetztest, es sei von Charlotte Anson, wagte ich nicht zu widersprechen, sondern überließ Alles Heinrich; und ehe du mich später fragtest, ob mein Herz noch frei sei, hatte ich wieder von ihm gehört und er mich gebeten, die Mittheilung womöglich noch aufzuschieben.“

„O Ina, Ina!“ mehr konnte ich nicht sagen.

„Vergib mir, Mama! ich meinte es nicht böse, sondern that nur, was der Augenblick zu fordern schien. Ich scheute mich, dir wehe zu thun; nun habe ich dir indeß Alles, —

ja, Alles bekannt. Wir wollen uns ganz nach deinen Wünschen richten; sage, was wir thun sollen; schenke uns nur dein Vertrauen.“

„Da liegt die Schwierigkeit,“ war meine Antwort. „Ihr seid beide sittlich feige, Ina; wie kann man euch denn vertrauen?“

„Mama, du weißt nicht, wie grausam Heinrich zu Hause behandelt worden ist, und wie elend sie ihn durch die Zumuthung gemacht, Lydia Harcourt zu heirathen.“

„Ich verlange keine Entschuldigungen, Ina. Ihr habt euch euer Mißgeschick selbst zugezogen, und die einzige Hoffnung der Zukunft liegt für mich darin, daß ihr's gesteht.“

„Ich gestehe es wirklich,“ sagte Ina leise; „ich weiß, daß ich unrecht gethan und will jeden Tadel hinnehmen; aber Heinrich —“

„Er hätte dich nie in eine so falsche Lage bringen müssen,“ sagte ich. „Viel weniger noch hätte Charlotte Anson sich so weit erniedrigen sollen, die Rolle einer Zwischenträgerin zu spielen. Die Sache war durchweg und allerseits verkehrt und ich sehe jetzt nur Einen Ausweg.“

„O, Mama, welchen? Sag' es mir! ich bin wirklich zu Allem bereit.“

„Ihr müßt jeden Verkehr abbrechen, bis Lady Anson sich einigermaßen von diesem betäubenden Schlage erholt hat, und einwilligt, eure Verlobung gut zu heißen.“

„Das wird sie nie!“ rief Ina. „Sie haßt den bloßen Namen Anstruther!“

„Dazu hat sie vielleicht Grund; er ist ihren liebsten Wünschen in den Weg getreten. Auch fürchte ich, daß sie nicht geneigt sein dürfte, ihre neue Schwiegertochter zu achten.“

Ina schwieg einige Augenblicke und sagte dann: „Darf ich Heinrich deine Ansicht mittheilen, Mama?“

„Nein,“ erwiederte ich, „wenn du dich meiner Leitung unterwerfen willst, mußt du mir auch Alles überlassen.“

„Er ist aber so unglücklich, Mama.“

„Er hat schwach und unrecht gehandelt und muß nun

die Folgen tragen. Ich kann keinen Verkehr zwischen euch gestatten, bis Lady Anson es gleichfalls thut."

„Und ich darf ihm auch nicht schreiben?"

„Du darfst in keiner Weise mit ihm verkehren. Thust du es dennoch, so geschieht das gegen meinen ausdrücklichen Wunsch, — ich würde sagen gegen meinen Befehl, wärst du nicht über das Alter hinaus, wo ich ein Recht hatte, dir zu befehlen."

„Mama, Mama, sprich doch nicht so! Dir zu gefallen ist meines Herzens erster Wunsch!"

„Halt, Ina! du irrst. Erst möchtest du dir selbst, dann Heinrich Anson, dann mir gefallen, und zuletzt vielleicht noch etwas dem lieben Gott."

Ina sah mich an, ohne gleich zu antworten. Bis dahin hatte sie wohl noch nicht begriffen, wie tief ich verletzt und betrübt war. Nach einigen Augenblicken sagte sie: „Ich will Alles thun, was du für recht hältst."

„Dann mußt du gar nichts thun, mein Kind. Ich werde selbst an Heinrich Anson schreiben und ihm dasselbe sagen, was ich dir gesagt; Bestellungen mache ich ihm aber nicht und verlasse mich auf deine Ehre, daß du ihm keine zukommen lässest."

Ina murmelte: „Ich selbst würde mich darein ergeben, aber er wird so unglücklich sein."

„Es bleibt keine andere Wahl," erwiederte ich, setzte mich an mein Pult und schrieb folgende Zeilen nieder:

„Mein lieber Herr Anson! Ich bedaure aufrichtig, in einem solchen Augenblick Ihre Trauer noch erhöhen zu müssen und fürchte, der Ausdruck meiner wahrhaften Theilnahme wird bei Ihnen wenig Eingang finden, wenn ich hinzufüge, daß mir, nachdem ich von dem Verlöbniß gehört, welches Sie ohne mein Wissen und das Ihrer Eltern mit Ina eingegangen, kein andrer Ausweg bleibt, als Sie zu bitten, sich jedes mittelbaren und unmittelbaren, mündlichen oder schriftlichen Verkehrs mit meiner Tochter zu enthalten, bis Sie der Zustimmung Ihrer Mutter gewiß sind. Ich hätte vielen Grund, mich zu beklagen, daß Sie Ihre Neigung zu einer Zeit und unter Umständen kund gegeben,

welche Ihnen ein Geheimhalten nöthig erscheinen ließen. Ob das nothwendig war, kann ich nicht beurtheilen; Ina darf jedoch keinen Gebrauch davon machen. Bei Ihrem jetzigen Kummer will ich mich nicht weiter darüber auslassen, in welche peinliche Lage Ihr Benehmen Ina versetzt hat, oder über die Schwäche, welche sie bewogen, Ihnen darin nachzugeben; vielmehr möchte ich Ihrer Ehre vertrauen, daß solches Unrecht nicht wieder vorkommen wird. Sobald Sie mit voller Zustimmung der Baronin Anson offen hervortreten und mich um die meinige bitten, wird es an der Zeit sein, Ihnen meine eigenen Gefühle und Wünsche mitzutheilen. Jetzt nur noch die Versicherung, daß Niemand tiefer als ich die Schwere des Schlages, der Sie getroffen, empfinden kann. Gott tröste Sie und helfe Ihnen! Ihre aufrichtige Freundin &c."

Als ich fertig war, zeigte ich Ina den Brief; sie bemerkte: „Das wird ihn sehr unglücklich machen!" und hat Recht; so muß es auch sein. Charlotte Anson ihrerseits verdient eine ernste Rüge und soll sie auch gewiß bekommen; vorläufig kümmere ich mich aber nicht um sie. Was ich jetzt thue oder sage, wird gewiß verkehrt ausgelegt werden. Lady Anson mit ihren heftigen Vorurtheilen kann nimmermehr glauben, daß ich in dieser Sache so unwissend geblieben, wie es doch wirklich der Fall; je weniger ich also sage oder thue, desto besser. Ina's Bekenntniß hat mir das Herz etwas leichter gemacht. Ihre Schwäche ist traurig, ihre sittliche Feigheit zum Erschrecken; dennoch war keine Berechnung, kein absichtlicher Betrug im Spiele. Heinrich Anson handelte seiner Natur gemäß — als ein schwacher, hohlköpfiger aber warmherziger Mensch — der unpassendste Mann für Ina, den ich mir denken kann! Beten möchte ich, daß diese Verbindung nicht zu Stande komme, aber Gott weiß es am besten. Und nun, wie soll ich Frau von Penryn schreiben?

Einunddreißigstes Kapitel.

Neue Verwickelungen.

Den 5. Juli.

Herr Neville, Marietta und ich hatten ein langes Gespräch mit einander; es war mir Bedürfniß, ihnen Alles mitzutheilen. Ihrer Theilnahme war ich sicher, doch konnten sie mir vielleicht auch helfen und rathen. Marietta sagt, sie freue sich nur, daß es nicht noch schlimmer gekommen. Sie hätte sehr gefürchtet, Ina möge sich so tief mit Lord Hopeton einlassen, daß sie am Ende genöthigt sein werde, ihn zu heirathen; wäre sie länger in Arling geblieben, so würde es sicher so gekommen sein. „Frau von Penryn gleicht einer alten Spinne, die ihre Fäden zieht," schloß sie mit italienischem Eifer und Ausdruck, „und Ina der kleinen Fliege darin."

Sie und Herr Neville suchten mich durch die Versicherung zu beruhigen, daß Ina sich doch nun nicht an einen Unwürdigen wegwerfen würde. Neville mag Heinrich Anson wirklich gern und traut ihm mehr Verstand zu, als die Welt im Allgemeinen thut. Er sagt, seine Eltern hätten ihn wie ein Kind behandelt und am Gängelband geführt, statt ihm freie Bewegung zu gönnen; und in Folge dessen falle er nun bei jedem selbstständigen Schritt; seine Natur sei aber wirklich gut, und er würde gewiß ein sehr liebevoller Ehemann werden.

Ja, sagte ich mir selber, wird Ina ihn aber achten? und wo nicht, sollte da die Ehe nicht ihre natürlichen Fehler nur noch mehr ausbilden? Doch behielt ich meine Sorgen für mich, denn wir hatten noch Anderes zu bereden. Ich fragte Herrn Neville Karl's wegen um Rath: Sollte ich ihn in London einquartieren, oder ihn zum Lehrer in's Haus geben? Er rieth, Johann Penryn's Vorschlag anzunehmen. Etwas wagen müsse man überall, aber von Johann's Zuverlässigkeit sei er ganz überzeugt; derselbe werde auch gewiß

alles Mögliche thun, um Karl zum Fleiß anzuspornen und ihn vor Zeitvergeudung zu bewahren. Es fiel mir nun sehr schwer, Nein zu sagen; aber ich konnte mich doch nicht entschließen, den Wünschen meines Mannes geradeswegs zuwider zu handeln. So bat ich denn Herrn Neville, mir mitzutheilen, welchen Plan er nächst diesem für den besten halte. Meine scheinbare Hartnäckigkeit verdroß ihn jedoch, und er wollte sich kaum auf Anderes einlassen. Endlich gab er jedoch zu, mein Junge könne auch vielleicht bei dem von Johann empfohlenen Lehrer ganz gut aufgehoben sein. Für seine dortigen Gefährten würde er freilich nicht einstehen; sie könnten vielleicht harmlos sein, vielleicht ihn aber auch zu vielem Bösen verleiten. Sehr strenge Aufsicht fände gewiß nicht statt.

„Und Johann würde ihn so gut und weise zu nehmen wissen," bemerkte Marietta; „auch wären die Kosten weit geringer."

„Gewiß," sagte ich; „aber dennoch —"

„Aber dennoch," wiederholte Marietta lachend, „werden Sie Ja sagen."

„Aber dennoch muß ich Nein sagen," war meine Antwort. „Sie finden das gewiß sehr thöricht," wandte ich mich zu Herrn Neville, „vielleicht sehr unrecht sogar."

„Ich begreife nicht recht, weshalb Sie Jemanden in einer Sache um Rath fragen, wenn Ihr Entschluß schon gefaßt ist," antwortete er kalt.

Marietta lagte ihre Hand auf seinen Arm. „Es gibt vielleicht Gründe dafür, die du nicht verstehst, Eduard."

„Ich verstehe sie allerdings nicht. Wie könnte ich das?"

Fast jedem Andern, als Herrn Neville, hätte ich Alles frei heraus gesagt; aber eine fast unbezwingliche Abneigung verhinderte mich, ganz rückhaltslos mit ihm zu reden. Er würde meine Bedenken vermuthlich mit einer Art von Geringschätzung behandeln und diese Geringschätzung dann auch ein mir heiliges Andenken treffen; er würde sagen, Sterbende hätten kein Recht, die Lebenden zu binden. Ich überlegte, zauderte und überlegte auf's Neue, um endlich zu erklären, daß ich vor Montag keinen Entschluß fassen wolle.

Eine härtere Prüfung erwartete mich zu Hause. Karl hatte geglaubt, diese Berathung in Woodleigh würde sein Loos entscheiden, und sich in seiner Ungeduld an der Pforte aufgestellt, meine Rückkehr erwartend. Seine Miene verdüsterte sich, als ich erklärte, so gut wie entschlossen zu sein, ihn bei dem Lehrer wohnen zu lassen. Er glaubte, Herr Neville sei daran schuld und begann zu klagen, daß ihm oder irgend Jemand sonst gestattet worden, sich in diese Sache zu mischen. Ich mußte ihm deutlich machen, wie der Entschluß von mir allein ausgegangen sei, was demselben denn bei Karl etwas mehr Eingang verschaffte. Er ist aber sehr hartnäckig und schlägt sich schwer einen Gedanken, den er einmal gefaßt, wieder aus dem Kopf. So versuchte er nun mit allen Gründen, mich zu einer Sinnesänderung zu bewegen, und sprach dabei so verständig, daß ich Mühe hatte, ihm zu antworten. Befriedigen konnten meine Einwände ihn unmöglich und die Folge war, wie ich's hätte erwarten müssen, daß er zum erstenmal im Leben meinem Urtheil mißtraute und mich in Vorurtheilen befangen hielt.

„Du magst Johann Penryn nicht, Mama?" fragte er, nachdem wir eine Zeitlang gesprochen. „Ina behauptet das auch. Was hast du nur gegen ihn?"

„Lieber Junge, wie kommt ihr Beiden auf so thörichte Gedanken? Ich mag Johann außerordentlich gern."

„Nein, das thust du nicht, — da ist irgend etwas — ich weiß nicht was. Vielleicht der Name Penryn?"

Wie kam er der Wahrheit so nahe! und doch war es nicht die ganze Wahrheit. Ich konnte also die Vermuthung zurückweisen, aber doch nicht eifrig genug, um ihn von der Grundlosigkeit derselben zu überzeugen.

„Die Arlinger Penryn's liebe ich auch nicht," sagte er; „aber die sind nicht mit Johann befreundet, sondern haben ihn einst ziemlich schlecht behandelt, wie Frank Neville mir erzählte."

Es schwebte mir auf der Zunge, zu sagen: „Hoffentlich sprichst du nicht mit Frank Neville über Familienangelegenheiten," aber ich unterließ es. Wenn Knaben oder auch Mädchen Freunde und Freundinnen haben, die irgend etwas

werth sind, so muß zwischen ihnen Vertrauen herrschen und das bedingt wieder die Kenntniß der Prüfungen, welche das tägliche Leben bringt; so kommen denn Familienangelegenheiten nothwendig mehr oder weniger zur Sprache. Man könnte eine strenge Grenzlinie ziehen; aber sie würde überschritten werden, und das beunruhigt dann entweder die Gewissen oder stumpft sie ab. Höchstens könnte man, wenn es nothwendig ist, ihnen über irgend einen bestimmten Punkt zu schweigen gebieten. Hier liegt kein solcher Punkt vor; und ich muß es Frank und Karl überlassen, in der Hauspolitik nach Belieben ihre Entdeckungen zu machen und sich ihre Meinungen zu bilden.

Ich fürchte, daß ich Karl nicht sagen darf, wie die Sache steht. Ein Knabe seines Alters kann solche Dinge noch nicht begreifen; das Andenken seines Vaters würde vielleicht dadurch eine Trübung erfahren, weil er die Thatsachen und Umstände nicht zu würdigen vermöchte, welche meinen Gatten bewogen, jede Vertraulichkeit mit Heinrich Penryn's Familie für ein Unglück zu halten.

Das bringt mir jedoch keine Erleichterung; es ist die erste Wolke, welche sich zwischen mich und meinen Sohn gelagert und zwar gerade in seinem jetzigen Alter, wo das vollste Verständniß uns verbinden müßte. Karl ist ein sehr guter Junge und hat sich meinen Wünschen leicht, ja leichter als ich erwarten konnte, gefügt; aber seine Freudigkeit ist zugleich bedeutend gedämpft und er sieht dem Londoner Leben ohne Lust und Eifer entgegen.

Noch schmerzlicher war es mir, Johann Penryn von meinem Beschluß in Kenntniß zu setzen. Seine Herzlichkeit und sein großmüthiger Eifer hätten mich wieder wankend gemacht. wenn ich mir nicht vorher innerlich gelobt, während der nächsten sechs Monate bei dieser Entscheidung zu verharren. An diesem letzteren Auskunftsmittel hielt ich fest, und Johann glaubt damit schon etwas gewonnen zu haben und beruhigte sich deshalb um so eher.

Mir blieben nur noch wenige Minuten vor Abgang der Post, um an Frau von Penryn zu schreiben und so konnte ich es denn bei folgenden kurzen Worten bewenden lassen:

„Liebe Frau von Penryn, ich war den Tag über sehr in Anspruch genommen, und es bleibt mir nur wenig Zeit, um Ihren Brief zu beantworten und Sie zu versichern, daß Ina's abschlägige Antwort auf den Antrag des Lord Hopeton allein aus ihr selbst hervorgegangen und ich sie in keiner Weise dabei beeinflußt habe. Ich weiß nichts von dem jungen Mann, als durch Gerüchte, die ihm freilich nicht günstig lauten, muß aber glauben, daß Sie ihm Ihre Einwilligung nicht gegeben hätten, wenn alles was die Welt von ihm sagt, wahr wäre. Jedenfalls kann ich nur wiederholen, daß Ina vollkommen selbstständig gehandelt hat; es thut mehr sehr leid, wenn Ihre Erwartungen dadurch getäuscht wurden, aber Ina muß doch am besten beurtheilen können, was zu ihrem Glücke dient. Auf Ihre Andeutung, Herrn Anson betreffend, erwiedere ich nur, daß mir Ränke und Kunstgriffe jeder Art, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, widerstehen, besonders wo es eine so ernste Sache wie das Heirathen betrifft, und daß ich nie daran denken würde, Ina zu einer Verbindung bewegen zu wollen um meines Ehrgeizes oder meiner Bequemlichkeit willen, da ihr wahres Heil mir dabei einzig am Herzen liegen würde. Frau von Huddersfeld hat mich gebeten, ihr wo möglich hier eine Wohnung zu besorgen, und ich werde mich baldthunlichst nach solchen erkundigen. Die Post geht gleich ab und ich muß daher schließen. Ihre &c."

Ich fragte Ina nach ihrem Briefe und sie versicherte, viel Papier zerrissen zu haben, da sie nicht gewußt, was sie sagen sollte; endlich habe sie einige flüchtige Zeilen zu Stande gebracht, des Inhalts, daß sie sich sehr unglücklich fühle und es kaum ertrüge, ihre Großmama betrüben zu müssen, daß ich ihr aber völlig Recht gebe, und sie nicht anders könne, auch hoffe, das Rechte zu thun.

O, Ina, Ina! eben das hätte sie nicht sagen müssen! Doch begriff sie meine Mißbilligung keineswegs. Es sei ihr so eingefallen, behauptete sie; auch sei sie ja wirklich höchst unglücklich und ich gäbe ihr ja wirklich Recht. Natürlich wird Frau von Penryn diese Zustimmung so auffassen, als hätte ich meinen Einfluß geltend gemacht.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Heinrich Anson.

Mittwoch, den 9. Juli.

Woodleigh steht wieder leer. Marietta, Herr Neville und Johann Penryn sind diesen Morgen abgereist. Es kommt mir recht einsam vor und doch fühle ich mich theilweise erleichtert. Seit ich jene Entscheidung für Karl getroffen, herrschte zwischen uns ein gewisser Zwang. Sie halten mich Alle für eigensinnig und blind, und zeigten wenig Eifer, mir in manchen kleinen Besorgungen zu Karl's Uebersiedelung beizustehen. Die beiden Knaben und Frank Neville sind mit dem alten redlichen Fischer Barnes zum Fischen gegangen. Sie wollten Essie gern mitnehmen, aber ich widersetzte mich. Essie muß wirklich arbeiten; sie ist nicht halb so gesammelt, wie Agnes, und das unruhige Leben verdreht ihr den Kopf. Darin liegt eine Schwierigkeit der häuslichen Erziehung: erst kommt die Geselligkeit, dann kommen die Kinder, und ich sehe nicht ein, wie sich das vermeiden ließe. Fast könnte ich mich entschließen, eine Erzieherin zu nehmen, aber es würde mir zu theuer und dürfte auch schließlich nur meine Verlegenheiten erhöhen.

Ich fühle mich einsam und bedrückt. Ina und ich haben einander wenig zu sagen. Der einzige Gegenstand, über den wir sprechen möchten, wird durch gegenseitiges Einverständniß nicht berührt.

Gestern fand Baron Anson's Beerdigung statt. Ina dachte sicherlich den ganzen Tag nur an Heinrich und ich desgleichen. Seit meinem Briefe haben wir nichts aus dem Herrenhause vernommen. Das ist seltsam; aber wie die Wärterin gehört, war Herr Anson wirklich krank gewesen. Ich erfuhr auch, die Baronin wolle das Herrenhaus verlassen und eine Wohnung in Westford beziehen. Das deutet auf einen Bruch zwischen ihr und ihrem Sohn. Es ist höchst betrübt für sie und für Jedermann. Ein strömender

Regen mit Nebel und Wind muß ihnen den gestrigen Tag noch erschwert haben. Kapitän Schau war zur Beerdigung geladen, aber das Wetter hat ihn wohl zurückgehalten; außerdem sollten nur die Verwandten gegenwärtig sein, wie Heinrich Anson an Herrn Neville schrieb, auf ausdrücklichen Wunsch seiner Mutter. Er selbst zeigte kein Verlangen, Neville zu sehen, was dieser schmerzlich empfand. Er hatte sich anstandshalber zur Beerdigung eingestellt, aber mit Niemand gesprochen. Heinrich sei wie gebrochen gewesen, erzählte er.

Den 9. Juli.

Ein Billet von Heinrich Anson an Herrn Neville ist mir aus Woodleigh gebracht, um es an seine Adresse zu befördern; man hatte zurücksagen lassen, Herr Neville sei abgereist.

Fünf Uhr Nachmittags. Ina und ich saßen mit einander im Wohnzimmer, als Herr Anson gemeldet ward. Ina stand gleich von selber auf und verließ das Zimmer. Er blickte sie flehend an, versuchte aber nicht, sie zurückzuhalten. Der arme junge Mann sieht wirklich recht krank aus. Er dauerte mich unendlich, aber, obgleich ich ihm die Hand bot, sagte ich doch: „Dieß müßte nicht sein, Herr Anson; ich habe es nicht erwartet.“ Da brach er los: was ich denn erwartet, oder das Recht gehabt, zu erwarten? Daß er ruhig sitzen bleiben solle — zurückgewiesen, vernichtet, ohne Theilnahme, ohne Hoffnung? Unmöglich! Er habe mich sehen müssen und sei deshalb gekommen.

„Aber,“ sagte ich, „Sie hätten ja schreiben können, statt mich so zu überfallen.“

„Ueberfallen wollte ich sie gerade. Wenn ich geschrieben, hätten Sie sich geweigert, mich zu sehen. So blieb mir keine Wahl. Sie müssen mich anhören. Ich hätte mit Neville gesprochen, wenn er noch hier wäre; ich wußte nicht, daß er fort wollte. Seit einer Woche weiß ich von nichts.“

„Es muß schrecklich gewesen sein,“ begann ich.

„Schrecklich? mehr als Sie wissen können. Meine

Mutter behauptet — aber das bleibt sich gleich. Mein Vater war sterbend; sie war es, die mir die Wahrheit entlockte, sie ihm dann mittheilte, und ihn dadurch aufregte. Sie hoffte, er würde sich ins Mittel legen, doch that er das nicht, sondern bat mich nur, meine Mutter glücklich zu machen."

„Und Sie werden sie glücklich machen," sagte ich; „Sie werden ihr Zeit lassen und sie allmählig zu gewinnen suchen."

„Also geben Sie Ihre Einwilligung? Sagen Sie das, und ich will Alles versprechen was Sie wünschen."

„Nein," war die Antwort, „ich gebe meine Einwilligung nicht. Wie ich Ihnen schon geschrieben, werde ich mich nicht eher äußern, bis Sie Ihrer Mutter Zustimmung haben."

„Die bekomme ich nie; aber ich bin unabhängig."

„Ja," sagte ich kalt, „und Ina ist es auch. Wenn ihr Beiden gegen den ausdrücklichen Wunsch einer Mutter handeln wollt, so könnt ihr das thun; kein Gesetz wird euch daran hindern."

Er schlug sich mit der Hand gegen die Stirn und murmelte: „Wenn sie mich zur Verzweiflung treiben, werde ich's thun."

„Zur Ausführung gehören aber Zweie," bemerkte ich; „und ob Ina die Eine sein wird, scheint mir noch zweifelhaft."

Er sah beschämt aus, aber leider auch schwach. Er besitzt starke Gefühle, doch wenig Kraft des Entschlusses, und ich empfand mehr wie je, daß er nicht der Mann ist, um Ina zu heben.

Diese Ueberzeugung bewog mich, ihm mit großem Ernst zu sagen: „Herr Anson, mein eigener Entschluß steht unabänderlich fest, und Sie werden mich gewiß nicht nöthigen wollen, ihm noch mehr Geltung zu verschaffen. Unter den jetzigen Umständen kann ich Sie nicht wiedersehen und brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß Ina es eben so wenig darf. Zwingen Sie mich nicht, meinen Leuten zu sagen, daß Herr Anson nicht angenommen werden dürfe." Es bewegte mir

das Herz, so zu ihm reden zu müssen, denn sein Gesicht drückte großen Jammer aus; und als ich inne hielt, erfolgte solch' ein Ausbruch des Schmerzes, daß ich meinte, ihn trösten zu müssen, wie mein eigenes Kind. Seine Trauer war aber schwächlicher, leidenschaftlicher, hoffnungsloser Beschaffenheit und ohne rechte Energie; seine Drohungen, wenn man sie so nennen konnte — gingen aus einer Art kindischen Rachegefühls hervor. Ich sah deutlich, wie es gekommen, daß er nie einen kühnen männlichen Entschluß, Marietta oder Ina gegenüber, hatte fassen können. Als er indeß erklärte, seiner Mutter Widerstand leisten zu wollen, glaubte ich ihm; denn gewiß ist er hartnäckig, wie schwache Leute es meistens sind; und der Widerstand selbst dürfte ihm die nöthige Stärke verleihen. Ich wurde schließlich etwas freundlicher, mußte es aber bereuen, denn er faßte meine wenigen theilnehmenden Worte als Ermuthigung auf, bis ich ihn wieder daran erinnerte, wie viel Grund ich hätte, ihm zu zürnen, worauf denn abermals Ausbrüche der Verzweiflung erfolgten, als wollte ich ihm neue Hindernisse in den Weg legen.

Wir schieden zuletzt mit dem seinerseits gegebenen Versprechen, einen Monat lang Ina weder zu sehen, noch ihr schreiben zu wollen, falls er nicht innerhalb dieser Zeit seine Mutter bewegen könne, sich seinen Wünschen zu fügen. Weiter binden wollte er sich jetzt noch nicht, und hätte mir gern eine Bestellung an Ina aufgetragen; aber ich wies das zurück.

Gleich nachher suchte ich Ina auf und erzählte ihr ganz genau, was sich begeben. Zwar behielt ich meine Ansicht von Anson's Schwäche größtentheils für mich, denn, da sie wirklich verlobt sind, wäre es verkehrt, sie auf den Mann, der einst ihr Gatte werden soll, herabsehen zu lassen. Im Allgemeinen erklärte ich nur, daß ich die Heirath nicht wünschte, und auch den Fortbestand des Verlöbnisses gegen den Wunsch der Baronin sehr ungern sehen würde. Sie müßten sich daher unterwerfen und in Geduld fassen, jedenfalls von mir weder Hilfe noch Zustimmung erwarten.

Was sie thäten, würde auf ihre eigene Verantwortung geschehen.

Diese Wendung schien Ina höchst unangenehm. So gern sie auch ihren Willen durchsetzt, liebt sie es doch, sich hinter die Billigung Anderer zu verschanzen; und ich legte ihr gewiß ein stärkeres Hinderniß in den Weg, indem ich ihr die Verantwortlichkeit für ihre Handlungen zuschob, als wenn ich sie zu zwingen oder ihr vorzuschreiben versucht hätte. Auch verdroß sie die Weise, wie ich der Heirath Erwähnung that. Sie behauptete, ich verstände Heinrich Anson nicht und ließe ihm keine Gerechtigkeit widerfahren. Sie selber gliche Marietta keineswegs und würde sich nie in den Staub werfen, damit ihr Mann den Fuß auf ihren Nacken setze, — eine Uebertreibung und Entstellung des Wenigen, was ich darüber geäußert. Niemand kann entschiedener fühlen als ich, daß eine Frau selbstständig urtheilen und dadurch ihrem Mann zu Hilfe kommen muß, anstatt sich geistig zu seiner Sklavin zu machen. Andererseits einen Mann zu heirathen, zu dem man nicht als zu einem weiseren, besseren Wesen aufsehen kann, scheint mir eine Art moralischen Selbstmordes zu sein. Wird die Frau in eine unnatürliche Lage hineingedrängt, so muß das schließlich auf Kosten ihrer Sanftmuth und Demuth geschehen, wenn diese Tugenden ihr nicht gar völlig abhanden kommen. Ich sehe in der That nicht ein, wie der „Schmuck eines sanften und stillen Geistes“ eine Frau, die das Regiment über ihren Mann führt, zieren könnte. Aber das beruht Alles nur auf meinem eigenen Gefühl und ich maße mir nicht an, für Andre zu urtheilen; eine alte Freundin sagte indeß einst zu mir, als wir über die Verwicklungen einer Liebe „mit Hindernissen“ gesprochen: „Ach Liebste, es ist ein gar wundersam Ding um das Heirathen und Geheirathetwerden!“

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Prüfungen.

Den 14. Juli.

Johann Penryn hat mir sehr freundlich und eingehend ohne eine Spur von Empfindlichkeit geschrieben. Nachdem er Alles mit Herrn Sandham, jenem von ihm empfohlenen Lehrer verabredet, kann ich meinen Jungen nun nach London schicken, sobald es mir gefällt. Johann schlägt vor, ihn Donnerstag mit dem heimkehrenden Frank Neville reisen zu lassen; er verspricht, ihn oft sehen und stets im Auge behalten zu wollen, während ich wünsche, er möge sich nicht weiter um ihn kümmern. Sagen kann ich ihm das aber nicht. Es muß wohl so sein, doch mag ich Karl nicht gehen lassen, während Hugo allein zurückbleibt, obgleich der letztere und Essie unzertrennlich sind. Essie's Sinn für Naturgeschichte nimmt jetzt eine wunderliche Richtung: sie beschützt und beobachtet die Spinnen und liegt deshalb so wie Hugo mit dem Hausmädchen in Streit. Ich beginne, das Schwierige meiner vielfachen Pflichten sehr zu empfinden, und die Unmöglichkeit, einer einzigen ganz gerecht zu werden. Während Ina mich betrübt und Karl meine Gedanken beschäftigt, ist es schwer, Essie regelmäßig bei der Arbeit zu halten. Und dann gibt es noch Pflichten gegen die Gesellschaft. Wir sind eingeladen, am 23. bei den Fauler's zu speisen, und ich habe so oft abgesagt, daß ich dießmal hingehen muß; Ina thut es jedoch ungern und wird gewiß still und bedrückt sein. Sie versteht es nicht, sich Gewalt anzuthun um Anderer willen; ihr Wahlspruch ist: Fröhlichkeit lasse sich nicht erzwingen, sondern höre dann auf, Fröhlichkeit zu sein. Sehr einleuchtend! Wollte man aber in späteren Jahren immer nur heiter erscheinen, wenn das Herz leicht und fröhlich ist, so würde man seinen Nebenmenschen zur Last fallen.

Den 20. Juli.

Karl ist fort und Frank mit ihm. Ersterer ergibt sich in sein Schicksal, aber seine Seele verlangt nach Johann Penryn und er freut sich auf London nur um seinetwillen. Agnes theilt seine Gefühle im Stillen; ich sage nichts, habe aber eine Empfindnng, als ob ich ihm die Freude verdorben. Als die Knaben fort waren, ließ ich Agnes mit Ina zusammen, die immer liebevoll ist, wenn sie Jemanden traurig weiß. Agnes kann ihr Herz gegen sie anders ausschütten als gegen mich, von der sie weiß, daß ich ihre Ansicht nicht ganz theile. Frank Neville fehlt uns sehr, aber ich freue mich, daß Karl ihn zum Freunde behalten. Er feuert ihn zur Arbeit an und lacht über seine Eigenheiten und Empfindlichkeiten, bis er sich ihrer schämt.

Als ich diesen Nachmittag gerade mit Hugo und Essie nach Birkenwald aufbrechen wollte, wurde Fräulein Anson gemeldet. Es durchzuckte mich bei dem Namen. Meine Kälte zeigte ihr gewiß gleich, was ich empfand, denn sie begann in ihrer zufahrenden aber doch gewinnenden Weise: „Ich bin gekommen, meinen Frieden mit Ihnen zu machen, Frau von Anstruther."

„Es freut mich, Fräulein Anson, daß Sie das für nothwendig halten. Vielleicht kamen Sie auch, um mir eine Erklärung zu geben, wie der Fall sie zu erfordern scheint."

„O nein!" rief sie aus. „Ich gebe keine Erklärungen, denn sie pflegen nie etwas zu nützen; auch versichert mich Heinrich, er und Ina hätten Ihnen Alles gesagt."

„Hoffentlich thaten sie das," war meine Antwort.

„Es war gewiß Unrecht von mir," fuhr sie fort; „ich kann aber nie umhin, zwei armen Geschöpfen zu gegenseitigem Verständniß zu verhelfen, wenn sie Gefahr laufen, sich zu verirren. Hätte ich nicht mit Ina gesprochen, so wäre sie dem Lord Hopeton anheimgefallen, und das wäre doch noch viel schlimmer gewesen, da sie sich ja nicht das Geringste aus ihm macht. Frau von Penryn hätte die Sache zu Stande gebracht."

„Ich rede durchaus nicht von Ina's möglichen Verwicke-

lungen mit irgend Jemand," entgegnete ich. „Sie handelten vielleicht aus den besten Beweggründen, Fräulein Anson; aber trotz Ihrer Ueberzeugung, daß Heinrich's Eltern sich dieser Verbindung widersetzen würden, haben Sie Ihren Vetter ermuthigt und ihm geholfen, mit Ina in heimlichen Verkehr zu treten; während Sie von der andern Seite Ina's scheinbare Begünstigung des Lord Hopeton guthießen, obgleich Sie ihre Neigung für Anson kannten. Ich weiß nicht, wie Sie das nennen, doch gibt es für solches Verfahren ein häßliches Wort: heimliche Zwischenträgerei." Fräulein Anson wurde dunkelroth.

„Darauf war ich nicht vorbereitet," sagte sie.

„Nein, gewiß waren Sie das nicht. Leute, die sich in solche Sachen mischen, sind selten vorbereitet auf die Deutung, welche ihre Handlungsweise in den Augen der Welt erfährt. Durch Ihren Rath und Beistand bewogen Sie Ina, Dinge zu sagen und zu thun, welche sie der Lady Worthington als eine herzlose Kokette erscheinen lassen, und —"

„Was sollte ich aber machen?" rief sie, mich unterbrechend. „Sollte ich dulden, daß Ina sich an jenen Taugenichts wegwarf, während ich doch wußte, ein ehrenwerther Mann, wie mein Vetter Heinrich, sei sterblich in sie verliebt?"

„Wenn Herr Anson Ina liebte," erwiederte ich, „so mußte er ihr das selber sagen; und wenn Sie Lord Hopeton wirklich für so unwürdig hielten, so konnten Sie Ina gewiß darüber die Augen öffnen, ohne heimliche Absichten zu verfolgen. Was ich aber am Entschiedensten tadle, mehr als Alles, was sich in Arling begeben, das ist der Beistand — der heimliche Beistand — den Sie Anson und Ina hier, bei Gelegenheit des Pikniks in Headington, geleistet. Doch schon früher war Ihr Benehmen nicht ehrenhaft; Sie suchten mich zu täuschen und täuschten mich wirklich." Ein halbes Lächeln umzog ihren Mund.

„Liebe Frau von Anstruther, Sie müssen mir verzeihen. Ich vermag meine Uebertretungen nicht ganz mit Ihren Augen zu sehen und deshalb nicht so viel Reue zu

fühlen, als ich wohl müßte. Es galt eben nur eine kleine Unterhaltung."

„Unterhaltung für Sie und Tod für mich," sagte ich ernst. „Wenn die Baronin Anson mir klagt, — und so muß es kommen — daß Ina sich heimlich mit ihrem Sohne verlobt hat, was kann ich da erwiedern?"

„Die arme, liebe Baronin! Sie wird eine Zeitlang Lärm schlagen, aber das gibt sich, — ich kenne sie. Auch ist Heinrich von seiner Mutter ganz unabhängig. Deshalb beunruhigen Sie sich nur nicht."

„Ist es denn ganz unmöglich, Fräulein Anson," rief ich ungeduldig, „Ihnen begreiflich zu machen, was mich bei dieser Sache eigentlich verletzt? Möge Ina Herrn Anson heirathen oder nicht — die Frage lasse ich ganz bei Seite, — sie hat sich aber durch die Weise, wie das Bündniß geschlossen worden, bloßgestellt."

„Nur Einem oder Zweien gegenüber. Die Welt im Allgemeinen nimmt es nicht so genau," war ihre Antwort. „Und hätte sich die Sache nicht in dieser Weise gemacht, so wäre die Verlobung überhaupt nicht zu Stande gekommen. Die Baronin und Frau von Harcourt hätten Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um ihn dahin zu bringen, daß er seinem Vater gelobe, Lydia Harcourt zu heirathen. Darauf war stets ihr Bemühen gerichtet, und er verrieth sein Verlöbniß mit Ina nur, weil sie ihn so bestürmten und quälten, vorgebend, die Heirath mit Lydia sei der letzte Wunsch seines sterbenden Vaters gewesen."

„Davon hat Anson mir nichts gesagt," bemerkte ich.

„Ach nein! Der arme Heinrich sagt nie mehr als er durchaus muß, denn er fürchtet immer, in Verlegenheiten zu gerathen. Das war auch bereits geschehen, indem er seiner Mutter, eben ehe er nach Worthington ging, halb und halb versprochen hatte, an Lydia zu denken. Wie elend fühlte er sich nicht! Es wäre abscheulich von mir gewesen, ihn im Stich zu lassen."

„Da sind wir verschiedener Ansicht," war meine Antwort; „ich nenne es abscheulich, wenn man die Leute hintergeht."

Fräulein Anson schwieg einige Augenblicke und sagte

dann: „Ich kann mich nicht anders geben als ich bin, Frau von Anstruther. Ihrer Tochter habe ich einen Dienst geleistet, obgleich Sie mit der Weise, wie es geschah, nicht einverstanden sind; das bedaure ich sehr. Ich bitte Sie nicht, mir zu verzeihen, denn Sie thäten es vermuthlich doch nicht; aber geben Sie mir jetzt ihre Hand!“ Ich berührte die mir dargebotene Hand und ließ sie wieder fallen.

„Sollen wir denn künftig auf solchem Fuß mit einander stehen?“ fragte sie etwas betreten. Ich verneigte mich; sie erwiederte das und wandte sich ab, während ich die Klingel zog, damit man ihr die Hausthüre öffne.

So endete dieses sehr unangenehme Zusammentreffen. Ich bin keineswegs zufrieden, denn ich sagte nicht, was ich sagen wollte, und das wirklich Gesagte blieb wirkungslos. Ich weiß freilich nicht, ob Worte überhaupt auf eine Persönlichkeit, die Alles so leicht und obenhin nimmt, wie Fräulein Anson, Eindruck gemacht hätten. Gutmüthig ist sie ohne Zweifel, das heißt, was die Welt gutmüthig nennt. Sie wird sich für Andere bemühen, wenn es ihr selber Freude macht; aber Zartgefühl, feines Verständniß und Adel der Gesinnung sind Worte, deren Bedeutung sie nicht kennt. Wehe, wenn sie Ina's Freundin werden sollte! Und doch ist Fräulein Anson in der Gesellschaft allgemein beliebt, besonders bei den Herren; sie ist so frei, so munter, so unterhaltend, nie verstimmt, wie ich ihr oft nachrühmen hörte, stets Jedem zu helfen bereit! Heinrich Anson's Schwäche tritt immer deutlicher hervor. Was soll man von einem Manne sagen, der sich zu dem halben Versprechen drängen läßt, ein Mädchen zu heirathen, und gleich darauf Herz und Hand einer Andern bietet? Und wie viel weiß Ina von dem Allen?

Fräulein Anson hielt mich so lange auf und die Unterredung verstimmte mich dermaßen, daß ich nicht mehr nach Birkenholz gehen mochte, sondern Hugo und Essie allein hinschickte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Ein peinliches Gespräch und eine peinliche Gesellschaft.

Den 23. Juli.

Marietta schreibt mir, sie sei nun wieder gemüthlich zu Hause eingerichtet, und bittet mich, ihr Agnes so bald als möglich zu schicken. Die Erfahrungen der letzten Zeit geben mir nicht gerade besondere Lust, meine Kinder von Hause fort zu lassen. Ich werde mir die Sache erst überlegen. Marietta betreibt immer jeden neuen Plan, den sie gefaßt hat, mit großer Ungeduld; sie muß aber noch warten.

Ina ist durch einen Brief ihrer Großmutter so erschüttert worden, daß ich anfänglich nicht wußte, ob sie mich zu der Mittagsgesellschaft bei Faulers würde begleiten können; doch erholte sie sich etwas im Laufe des Tages. Frau von Penryn schreibt, wie sie mit Recht schreiben könnte, wenn Ina nicht auf ihr Anstiften Gefühle hätte äußern müssen, die doch nicht vorhanden waren. Sie nimmt an, diese habe aus eigenem, freiem Willen Lord Hopeton's Aufmerksamkeiten begünstigt, und hält ihr eine scharfe Strafpredigt wegen ihrer Eitelkeit und Koketterie, welche mit der rührendsten Schilderung von Lord Hopeton's trostlosem Seelenzustand endet, die traurigen Wirkungen einer solchen Erfahrung an diesem Wendepunkt seines Lebens in Aussicht stellt und Ina zu bedenken gibt, daß sie sich noch jetzt besinnen und Alles wieder gut machen könne, da Lord Hopeton sie noch immer liebe, und Lady Worthington, so entrüstet sie auch über die ihm widerfahrene Beleidigung sei, doch vielleicht seinetwegen das Geschehene vergessen und vergeben würde.

Ina ist so wenig an den Tadel ihrer Großmutter gewöhnt, daß diese Redensarten eine ganz überwältigende Wirkung auf sie ausüben. Daneben findet sie nirgend Halt oder Stütze, denn ihre Verlobung kann, da ihr meine und der Baronin Anson Zustimmung fehlen, noch kaum für eine

solche gelten. Sie dauert mich und ich würde ihr das gern zeigen; meine Zunge ist aber gebunden und sie muß mich für fühllos halten.

Agnes sieht verwundert drein, enthält sich aller Fragen, verzieht und pflegt Ina aber so viel sie kann und ist wirklich eine kleine barmherzige Schwester.

Ich hatte befohlen, Nachmittags Niemanden vorzulassen, sondern wollte mir gern eine ruhige Stunde vor dem Mittagessen in Easthope sichern. Als ich aber Frau von Bradschau's Stimme auf dem Vorplatz hörte, konnte ich nicht umhin, eine Ausnahme zu ihren Gunsten zu machen. Wir hatten uns seit des Baron Hans Tode nicht gesehen, weil sie mit der Abreise des Obersten und seiner Familie beschäftigt gewesen war. Sie ist jetzt wieder allein und freut sich eigentlich der Ruhe. Ich beabsichtigte, ihr das Erlebte mitzutheilen, aber mündlich, nicht schriftlich, und so war mir die Gelegenheit, sie zu sprechen, sehr erwünscht.

Das Gerücht hatte mir schon vorgearbeitet. Die Leute hoffen immer, ihre Familienangelegenheiten für sich allein behalten zu können, vergessen aber, daß ihre Dienstboten sehen, hören und Urtheile fällen wie sie selber, ohne das Geheimniß bewahren zu müssen. Alle Welt erzählt sich bereits, des armen Baron Anson's tödtlicher Zufall sei durch Gemüthsbewegung veranlaßt worden und, wie Frau von Bradschau sagt: „In aufgeregter Stimmung spricht man gewöhnlich nicht leise; da nun die Baronin taub ist, Baron Hans aber reizbar war, so verbreitete sich gewiß, was sie einander zu sagen hatten, so weit, als wenn sie den Stadt-Ausrufer eigens damit beauftragt hätten. Jedenfalls vermuthen Viele, wenn sie's auch nicht wissen, daß Heinrich Anson mit Ina verlobt und die Baronin darüber ungehalten ist“

„Nicht noch mehr?“ fragte ich. „Sagen Sie mir lieber gleich Alles.“

„Wozu sollte ich Sie von Gerüchten unterhalten?“

„Ich kann ja beurtheilen, ob dieselben begründet sind.“

„Schwerlich; sie betreffen hauptsächlich Beweggründe und Absichten, die Niemand so leicht erräth. Thatsache ist,

daß die Baronin das Herrenhaus verläßt; das Gerücht behauptet, sie thue es, weil sie sich mit ihrem Sohn wegen jener Verlobung entzweit habe.“

„Es scheint mir dieser Schritt doch von der Baronin sehr begreiflich, ihr Sohn möge nun heirathen oder nicht; denn sie wird da nicht die zweite Rolle spielen mögen, wo sie bisher die erste gespielt.“

„Ach ja, es bestand aber ein kleiner, allerliebster Plan, den Frau von Harcourt geschmiedet hatte. Das Herrenhaus ist ja sehr groß, zu groß für den durch viele Hypotheken beschwerten Besitz; man schlug also vor — so sagt die Welt — wenn die ‚süße Lydia‘, der Baronin Liebling, den guten Heinrich heirathe, — wollten dort Alle zusammen wohnen, und das würde so harmonisch, so entzückend, zugleich eine solche Ersparniß sein!“

„Nun,“ fragte ich, „und was steht dieser Einrichtung im Wege? mir schiene sie freilich nicht sehr weise; aber es geht mich ja nichts an.“

„Je nun (das Gerücht redet hier, ich nicht), die Sache soll nur zwischen den Häuptern der beiden Familien verabredet worden sein, ohne die Theile oder vielmehr den wichtigsten Theil derselben, Heinrich und Lydia, zu fragen. Sie soll ihre Zustimmung gegeben haben, er aber wollte das nie. Sie verfolgen und quälen ihn nun schon seit Jahren, — so viel weiß ich zum Theil selbst, — und Sie erinnern sich, welche Behandlung er Marietta's wegen erfuhr.“

„Aber ich begreife nicht, wie Leute, die nur einigen Sinn für Würde und nur einiges Selbstgefühl haben, ein junges Mädchen in dieser Weise einem Manne aufdrängen können, der sich nichts aus ihr macht.“

„Besitzen die Leute denn in der Regel Würde und Selbstgefühl? Ich gestehe, daß ich daran zu zweifeln beginne. Jedenfalls erzähl' ich, was man mir erzählt. Und Sie begreifen nun gewiß, was die Baronin empfunden, als sie, nachdem Heinrich sich beinahe ihren Wünschen gefügt, im letzten Augenblick die Entdeckung machte, daß er sie hintergangen und sich mit einer Andern verlobt habe.“

„Ja, gewiß. Sie und die Uebrigen mögen sehr im Unrecht gewesen sein, aber er ist nicht zu entschuldigen.“

„Bedenken Sie nur auch seine Lage. Gedrängt, Lydia zu heirathen, liebte er Ina, ohne deren Gefühle zu kennen, und folgte der Einladung nach Worthington, flatterte wie eine Mücke um das Licht und blieb hängen; kehrte zurück und verlobte sich auf jenem unseligen Piknik; dann, von seiner Mutter gedrängt, dem Vater zu Liebe ein bestimmtes Versprechen zu geben, rückte er mit der Wahrheit heraus. Natürlich glaubte ich, Sie wüßten das Alles.“

„Ich weiß weniger, als irgend Jemand,“ war meine Antwort. „Die Leute scheinen sich verschworen zu haben, mich in Unwissenheit zu lassen. Fräulein Anson ist übrigens von meiner Auffassung ihres Betragens unterrichtet; sie hat mit schneidigen Waffen gespielt und ich wollte nur, daß sie sich selbst so tiefe Wunden beigebracht hätte, wie Andern.“

„Aber, Theuerste, wo bleibt da die christliche Liebe?“

„Ich verstehe nicht, was die christliche Liebe in diesem Falle soll,“ antwortete ich; „darf man nicht wünschen, die Leute möchten ihr Unrecht fühlen?“

„Was hätten denn Sie an ihrer Stelle gethan?“

„Das weiß ich nicht, — wohl aber weiß ich, was ich nicht gethan hätte. Ich hätte niemals Ina und Heinrich scheinbar ganz absichtslos und harmlos Gelegenheit verschafft, zusammenzukommen, während ich doch recht gut wußte, daß solchen Treibens Ende eine heimliche Verlobung sein würde. Ich verabscheue Betrug und Unwahrheit und habe dafür keine Vergebung.“

Frau von Bradschau sah ernst und bekümmert aus.

„Sagen Sie mir, was Sie denken,“ fuhr ich fort.

„Ich bedaure nur, daß die Welt Sie nicht kennt wie ich. Die Leute — unter welchen ich hauptsächlich die Harcourts und die Baronin Anson nebst ihren Dienstboten und deren Freunden verstehe — behaupten nämlich, Sie hätten die Sache betrieben und in's Werk gerichtet.“

„Sie haben Grund, das zu behaupten, und ich vergebe ihnen,“ war meine Antwort.

„In dem Sinn, wie Louis Napoleon England vergeben

hat!" lächelte Frau von Bradschau. „Sie erinnern sich doch der Worte, welche der ‚Saturday Review‘ ihm in den Mund legt: ‚Liebe Eugenie, wenn ich heute meine Abendandacht halte, so erinnere mich daran, für das treulose Albion zu beten, welches mir mißtraut hat.‘"

„Nein," sagte ich, „hoffentlich in keinem andern Sinn als dem, daß ich mich bemühe, meine Lage von dem Gesichtspunkte der Welt aus zu betrachten. Niemand als Sie (außer Ina, Heinrich und Fräulein Anson) kann ahnen, wie sehr ich bei diesen Vorfällen über alle Thatsachen im Dunkeln geblieben bin; und Niemand als Gott kann mir in's Herz blicken und sehen, wie wenig meine Gedanken mit Heirathsplänen beschäftigt sind. Ich muß nothwendig falsch beurtheilt werden, und das soll mich auch Andern als der Baronin Anson gegenüber nicht kümmern; doch werde ich die erste Gelegenheit ergreifen, mich in ihren Augen zu rechtfertigen."

„Ich fürchte, die Gelegenheit bleibt aus," entgegnete Frau von Bradschau. „Sie verläßt wirklich das Herrenhaus."

„Und geht — wohin?"

„Irgendwo in die Nachbarschaft Londons, wenn sie ein passendes Haus finden kann."

„Fern von sämmtlichen alten Freunden? fragte ich.

„Ja; ihres Gatten Tod und dieser unerwartete Kummer haben sie dermaßen erschüttert, daß sie's nicht ertrüge, hier zu bleiben, wie sie dem Kapitän Schau gesagt."

„Ist sie wirklich so bitterer, starker Empfindungen fähig? Dafür schien sie mir nicht Charakter genug zu besitzen."

„Sie vergessen, — die auf Einen Punkt concentrirte Schwäche wird zur Stärke; und Ihnen war sie schon lange nicht hold, — seit der Zeit, wo Sie den Pastor in der Sonntagsschule unterstützt. Auch die Penryns und Worthingtons zürnen Ihnen heftig; nein, man kann nicht erwarten, daß sie's je überwinde!"

„Die Heirath ist aber doch noch nicht zu Stande gekommen," bemerkte ich, „und wird es ohne der Baronin Zustimmung nie."

„Nun, liebste Freundin," — und Frau von Bradschau faßte meine Hand — „lassen Sie über diesen Punkt mit sich reden! Man nennt oft Ehrgefühl, was doch im Grunde nur Stolz ist. Allerdings haben die jungen Leute sehr thöricht, um nicht zu sagen unrecht gehandelt, und verdienen, deshalb bestraft zu werden. Von der andern Seite kann man ihre Vorgesetzten auch nicht von aller Schuld freisprechen — im Gegentheil! Die Baronin hat ihren Sohn, um eigensüchtiger Beweggründe willen, seit Jahren mit Heirathsplänen verfolgt, und ihr Gatte hat dazu geholfen. Wir Beide aber wissen, wie Frau von Penryn sich in Beziehung auf Ina und Lord Hopeton benommen. Sie können die jungen Leute nicht so behandeln, als trügen sie allein die Schuld. Es sind keine kleine Kinder mehr; sie erkennen die Wahrheit eben so gut, wie Sie und ich; und, was noch mehr ist, sie wissen, daß weder Sie noch die Baronin gesetzlich über ihre Handlungen Gewalt haben. So wäre also Ihre moralische Autorität nur schwach, eine gesetzliche aber gar nicht vorhanden, und ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß wir ohnmächtigen Sterblichen nichts Unklugeres thun können, als da gebieten zu wollen, wo uns nur das Recht der Bitte zusteht."

„In einigen Fällen sind indeß Bitten gleichbedeutend mit Befehlen," erwiederte ich.

„Sollten sie das aber sein? Heißt das nicht, den Gewissen allzuviel zumuthen?"

„In manchen Fällen doch nicht."

„Aber in diesem besonderen Fall? Wenn Sie z. B. Ihr Kind bäten, keinen Trunkenbold zu heirathen, und sie diese Bitte als Befehl auffaßte, so geschähe das allerdings zu ihrem Heil; obgleich ich auch in diesem Fall meine, daß Sie sich in eine falsche Lage setzen würden und viel richtiger handelten, wenn Sie Ihr Kind dahin brächten, der Heirath aus moralischen Gründen freiwillig zu entsagen. Heinrich Anson ist nun aber kein Trunkenbold. Er ist ein durchaus achtbarer junger Mann, Ina ein durchaus achtbares junges Mädchen."

Trotz meines Aergers mußte ich lachen.

„Haben Sie sie früher nie in diesem Lichte betrachtet?“ fuhr Frau von Bradschau fort. „Sie ist das aber doch wirklich, glauben Sie's mir. Wie können Sie nun nur mit einem Schein von Recht diesen beiden achtbaren jungen Leuten verbieten, sich zu heirathen, obgleich sie im Besitz des erforderlichen Alters, eines hinreichenden Vermögens und guter Gesundheit sind, und zwar einzig aus dem Grunde, weil des jungen Mannes Mama wünscht, er möge eine Andere wählen? Es ist unmöglich!“

„Ich kann's nicht verhindern,“ sagte ich; „aber ich sehe nicht ein, weshalb ich es gutheißen sollte. Sie haben unrecht und unaufrichtig gehandelt.“

„Und es würde Ihnen Freude machen, sie zu bestrafen? Das kann ich freilich gut begreifen. Nichts käme mir erwünschter, als zu hören, es sei meine Pflicht, gewisse Freunde, um nicht zu sagen Verwandte von mir, recht gründlich zu züchtigen. Aber im Ernst meine ich doch, Sie sollten die Strafe Gott anheimstellen.“

„Und sie glauben lassen, ich stimmte ihnen bei? davon kann nicht die Rede sein.“

„Lassen Sie sie nichts glauben, und kümmern Sie sich nicht weiter um ihre Gedanken. Nehmen Sie die Umstände wie sie kommen, ohne sie nach Ihren eigenen Ansichten drehen und deuten zu wollen. Augenblicklich haben Sie ganz recht, mit ihrer Einwilligung zurückzuhalten, so lange die Baronin das thut; darin liegt schon eine Strafe: die armen Dinger fühlen sich so unglücklich wie nur möglich. Aber beschließen Sie nichts für die Zukunft.“

„Ich habe schon Heinrich Anson gesagt, daß ich ohne seiner Mutter Zustimmung keinen Verkehr zwischen ihnen dulden könne.“

„Und er hat sich dem für einen Monat unterworfen. So sei es. Man soll immer nur den nächsten Schritt in's Auge fassen. Wenn der Monat verstrichen ist, kann man weitere Beschlüsse fassen.“

„Sie reden jedoch immer, als ob ich mit der Heirath einverstanden und die Baronin das einzige Hinderniß wäre. Ich bin aber nicht einverstanden. Je mehr ich von Heinrich

Anson sehe und höre, um so weniger halte ich ihn passend für Ina."

„Sie sind äußerst weise," bemerkte Frau von Bradschau trocken; „viel weiser, als ich's je zu werden hoffen darf. Ich möchte nie beurtheilen, wer für den Andern paßt oder nicht paßt."

„Man kann doch nicht umhin zu sehen und zu wissen, wie der Charakter eines Mannes auf den seiner Frau einwirken muß," sagte ich.

„Sie sehen und wissen das vermuthlich," erwiederte Frau von Bradschau; „was mich betrifft, so weiß ich nur so viel, daß ich von diesen Dingen nichts weiß. Schwache Männer können starke Frauen und starke Männer schwache Frauen machen. Das ist, menschlich gesprochen, eine Berechnung moralischer Kräfte, die über mein Verständniß hinausliegt."

„Aber ich habe doch das Recht, zu wünschen, Ina möge einen Mann heirathen, der Religion besitzt," sagte ich.

„Gewiß. Nur haben Sie nicht das Recht, ihr die Einwilligung zur Heirath mit einem Mann, den Sie nicht für religiös halten, zu verweigern, aus dem einfachen Grunde, weil Sie über seine Religiosität nicht urtheilen können. Seine Moralität käme eher in Betracht; da hätten Sie eher das Recht, sich einzumischen, aber auch hier nichts zu befehlen. Weshalb befehlen, wo man den Befehl nicht durchführen kann? Wir kommen auf den ersten Punkt zurück."

Ich wurde nachdenkend; Frau von Bradschau fuhr fort: „Ich rede um so entschiedener, weil ich manche Folgen unpassender Einmischungen in Heirathssachen aus vermeintlich gewichtigen Gründen in meinem Leben gesehen habe. Oft wurden Geldfragen, oft Stellung, Verbindungen, Charakter und Anlagen als Hindernisse hervorgehoben; gute Leute machten oft in bester Absicht die ungehörigsten Anstrengungen, eine Heirath zu verhindern, die sie nicht für wünschenswerth hielten; und wenn es ihnen gelang, war das Ergebniß in fünf Fällen unter sechsen nichts als Bitterkeit und lebenslängliche Reue."

„Doch wäre es vielleicht noch schlimmer gewesen, wenn die Heirathen stattgefunden hätten," antwortete ich.

„Wer weiß? Jedenfalls hätten die Leute ihr Unglück dann selber verschuldet und könnten keinen heimlichen Groll gegen Andre im Herzen bewahren. Und, liebste Freundin, ist es überall weise, berechnen zu wollen, welche Folgen gewisse Handlungen haben oder nicht haben könnten? Wird unsre Verantwortlichkeit nicht durch äußere Gesetze beschränkt? und sind wir befugt, sie weiter auszudehnen?"

„Die Verantwortlichkeit einer Mutter für ihre Tochter würde also in den meisten Fällen nur bis zur Nacht vor derem einundzwanzigsten Geburtstag gelten, und mit dem Glockenschlage aufhören?" sagte ich.

„Sie stellen die Sache auf die Spitze; das Gesetz betrachtet sie aber in diesem Licht."

„Ich rede nicht vom Gesetz," antwortete ich etwas ungeduldig.

„Aber ich; mißverstehen wir einander also nicht. Ich behaupte nur, wenn das Gesetz, welches doch eine Art moralischer Autorität besitzt, ein Kind für mündig erklärt, so müßten die Eltern das gleichfalls anerkennen; und es wäre nur weise, sich der Nothwendigkeit freiwillig zu fügen."

„Natürlich müßte ich mich fügen; das heißt, wenn Heinrich Anson und Ina einander heirathen wollen, so können und werden sie's thun."

„Gehen Sie etwas weiter: Welch eine Last würden Sie Ina's Gewissen aufbürden, wenn Sie sie nöthigten, ohne Ihre Einwilligung zu heirathen!"

„Ich nöthige sie ja nicht; sie kann thun, was sie will."

„Mit Ihrer Erlaubniß, nein. Sie hat sich einmal verlobt, hat ihr Wort gegeben."

„So möge sie ihr Wort halten, — sie kann das ohne meine Zustimmung thun."

„Aber nicht von ganzem Herzen, nicht mit freudigem Gewissen. In welche Lage brächten Sie sie da!"

„Sie hat sich selbst in diese Lage versetzt," sagte ich.

„Allerdings; ich vertheidige sie keineswegs. Wenn ich indeß bedenke, welche Last von Vorwürfen wir uns sämmtlich

aufbürden, während wir durch's Leben pilgern, eine Last, die uns auf unserm Sterbebett noch schwer genug drücken dürfte, so möchte ich jungen Leuten nicht noch mehr zu tragen geben, indem ich ihnen Befehle ertheilte, die sie überschreiten könnten und müßten, oder eine Zustimmung verweigerte, deren sie sich gesetzlich entschlagen dürften und würden. Unter Umständen ließe sich das freilich nicht vermeiden. In gewissen äußersten Fällen müssen die Eltern eine moralische Autorität geltend machen, bei welcher das Gesetz sie nicht unterstützt, obgleich es auch hier eine Grenze gibt. Der vorliegende Fall scheint mir indeß kein solcher. Wenn etwas gegen Heinrich Anson's Charakter einzuwenden ist, so sagen Sie's frei heraus; Ina wird dann selbst inne werden, weshalb Sie sich der Heirath widersetzen. Wo nicht, so liegt doch in dem Vorurtheil der Baronin kein genügender Grund, diese jungen Dinger zur Verstellung zu zwingen, oder sie vielleicht gar zu einer heimlichen Heirath zu verleiten?"

„Niemals!" rief ich aus; „Ina wäre dergleichen unmöglich!"

„Für unmöglich halte ich nichts, sondern glaube vielmehr, wir Alle könnten unter Umständen Dinge thun, derer nur zu gedenken uns in ruhigeren Augenblicken das Haar zu Berge steigen machen würde."

Diese Worte erschreckten mich; ich schwieg, überlegte und sagte dann: „Es ist jedoch unmöglich, die Baronin Anson und die Welt glauben zu lassen, ich hätte alles Geschehene gutgeheißen."

„Niemand verlangt das auch von Ihnen," entgegnete Frau von Bradschau, „und ich am wenigsten. Die Welt soll schon erfahren, wie Sie denken. Lassen Sie die jungen Leute nur warten; versuchen Sie alles Mögliche, um der Baronin Anson — ich will nicht sagen steinernes, aber doch widerstrebendes — Herz zu erweichen. Ziehen Sie ernste Mienen, predigen, klagen Sie nach Belieben, aber nur keine Gelübde und keine Drohungen!"

„So heiße es denn: sie bekamen sich und lebten glücklich mit einander bis an's Ende der Tage!" sagte ich und

versuchte zu lächeln. „Im Grunde ist das wohl meines Herzens Wunsch.“

„Was das glücklich mit einander leben betrifft, so prophezeie ich nichts,“ entgegnete Frau von Bradschau. „Es gibt eine Nemesis, welche gewisse Ehen zu ereilen pflegt, die verkehrt begonnen haben. Familienzwistigkeiten erben lebenslänglich fort, und das wird Ina erfahren. Der Familie, in welche man eintritt, unwillkommen zu sein, ist eben nicht glückverheißend.“

„Unwillkommen und wenig geachtet,“ sagte ich; „darin liegt das Bittre für mich. Ina hat die üble Nachrede verdient. Und das arme Kind fehlte doch wirklich nicht mit Absicht!“

„Sie ist eine Penryn,“ bemerkte Frau von Bradschau; und ich beginne wirklich auch, Ina's Charakterlosigkeit aus dieser Quelle herzuleiten.

Den 24. Juli.

Vom gestrigen Tage sind mir nur peinliche Erinnerungen zurückgeblieben: erstlich an das Gespräch mit Frau von Bradschau, welches mich beunruhigt und bedrückt, weil es die Grundlage meiner Ueberzeugung erschüttert hat; und dann an das Mittagessen in Easthope. Ina konnte mich doch nicht begleiten; sie hatte zu arge Kopfschmerzen. Ich mußte also Agnes mitnehmen, die noch nicht eigentlich in die Welt eingetreten ist, um mit den Leuten zu reden, aber doch allmählig diesen Prozeß durchmachen muß. Es wurde ihr recht schwer, und ich begriff das. Die hiesigen Mittagsgesellschaften sind sehr langweilig; und die Faulers, sonst gutmüthige Leute, können doch nichts weiter thun, als ihre Gäste in einen Kreis setzen und sich leise mit einander unterhalten lassen. Ich glaube selbst, daß englische Mittagsgesellschaften viel angenehmer sein würden, wenn man sie mit gedämpftem Trommelschlag begleitete und wir den Klang unserer eigenen Stimme also nicht zu fürchten brauchten.

Frau von Harcourt war dort und benahm sich sehr steif, fast unartig gegen mich. Ich beachtete das nicht weiter. Es beunruhigt mich auch weniger als früher, wo ich mir

erst meine Stellung in der Umgegend erobern mußte. Frau von Harcourt und ich treffen jetzt auf gleichem Boden zusammen und ich kann über ihre Unart lachen, besonders wenn sie, wie hier, aus persönlicher Gereiztheit entspringt. Doch wurde auch von Andern absichtslos Manches gesprochen, was mich wünschen ließ, zu Hause geblieben zu sein.

Während des Essens ging Alles gut. Ich saß neben dem Pastor und wir unterhielten uns über Gemeindeangelegenheiten. Er ist auffallend viel milder, weniger eng und eckig geworden, und hat sehr an allgemeinem Wohlwollen gewonnen. Eine gute Frau zu heirathen, wäre für ihn wohl das Heilsamste gewesen; aber ich sehe jetzt ein, daß in solchem Fall eine unglückliche Liebe auch ganz zuträglich ist. Er war zu gut, um sich dadurch verhärten zu lassen; denn er sieht in Allem die Fügungen göttlicher Liebe. Das Gefühl für Marietta hat die verborgene Zärtlichkeit seiner Natur, deren er sich kaum bewußt war, zu Tage gefördert; und weil sie in jener Richtung keinen Ausfluß gefunden, tritt sie nun in Gestalt allgemeiner menschlicher Theilnahme hervor. Mir gibt er sich hin, denn er weiß, daß ich ihn verstehe, und gegen Agnes, der er vor zwei Jahren den Konfirmationsunterricht ertheilt und die er seitdem als sein Beichtkind behandelt, zeigt er sich ganz besonders liebevoll. Im Allgemeinen leicht blöde, ist sie es doch nicht mit ihm; zwischen Charakteren von natürlicher Einfalt besteht eine Art Freimaurerthum, weshalb sich solche trotz aller Unterschiede des Alters, des Geschlechts und der Stellung leicht zusammenfinden. Ich weiß immer gleich, mit welchen Leuten Agnes gut fortkommen wird: es sind die wahrhaftigen, lautern Seelen. Wie sie auch sonst beschaffen sein mögen, diese Eigenschaften machen ihr den Verkehr leicht. Es unterhielt mich, zu beobachten, mit welcher Zuversicht sie einige auf die Sonntagsschule bezügliche Fragen des Pastors beantwortete; sie unterrichtet dort seit einiger Zeit, und äußerte sich nun ganz schelmisch und munter, wagte sogar, ihm zu widersprechen.

Die schwerste Zeit kam, wie immer, nach Tische, als die Damen in's Wohnzimmer gingen und Dienstboten und

Kinder zum Gegenstand ihrer Gespräche machten. Frau Fauler erkundigte sich, ob die Leute der Baronin bleiben oder abgehen würden? Ob der junge Anson sich so großartig einrichten würde, wie sein Vater? Ob die Baronin den Haushofmeister für sich behielte? Ich schlug währenddeß Photographieblätter um und lauschte diesem Gespräch. Frau von Harcourt saß in einiger Entfernung, schien mir aber zu wünschen, daß ich ihre Antworten hören möchte. Sie begann mit einem tiefen Seufzer: „Ich kann wirklich noch nichts Bestimmtes darüber sagen; der Schlag kam so plötzlich und die Umstände sind so peinlicher Art! Die liebe Baronin hatte immer gehofft, ihr Leben im Herrenhause zu beschließen, und der gute, treffliche Baron wußte es gleichfalls nicht anders.“

„Ihr Fortziehen ist allerdings überraschend,“ bemerkte Frau Fauler, „besonders jetzt. Mit der Zeit, im Fall der Verheirathung des Sohnes, konnte man es immerhin erwarten.“

„Selbst dann hätte sich ihr Dortbleiben einrichten lassen,“ sagte Frau von Harcourt, „da das Haus ja groß genug, die Familie so einig und der junge Anson seiner Mutter Abgott war. Prüfungen thun uns indessen wohl noth; der lieben Baronin sind deren recht viele auferlegt!“

„Ich hörte,“ fuhr Frau Fauler mit leiser Stimme und der Harcourt näher rückend fort, „es sei ein Zwist zwischen Mutter und Sohn ausgebrochen. Meine Jungfer sagt mir, sie hätten seit der Beerdigung nicht wieder zusammen gespeist.“

„Die Aermste! sie ist sehr unglücklich!“ war die ausweichende Antwort.

„Sollte er sich denn wirklich gegen den Willen seiner Mutter verlobt haben?“ fragte Frau Fauler.

„Entschuldigen Sie, wenn ich darüber schweige; ich kann nur eins sagen:“ — und Frau von Harcourt erhob ihre Stimme ein wenig, während ihr Blick mich streifte, — „mögen die Thatsachen, welche Sie vernommen, nun wahr oder falsch sein, so leidet es keinen Zweifel, daß Heinrich Anson getäuscht wurde; er selbst ist ein trefflicher, achtbarer

junger Mann; seine Rathgeber tragen die Schuld." Kaum konnte ich mich enthalten, aufzuspringen, der Harcourt entgegenzutreten und sie zu einer Erklärung ihrer Worte zu nöthigen. Natürlich that ich es aber nicht und sie fuhr fort: „Die liebe Baronin wird in die Nachbarschaft Londons ziehen; mehr kann ich jetzt nicht sagen. Ich glaube, sie will in Norwood eine Wohnung nehmen, damit ihre beiden Töchter guten Unterricht von Lehrern bekommen."

„Welcher Unterschied mit dem Herrenhause!" seufzte die gutmüthige Frau Fauler.

„Ja, ein großer, schrecklicher Unterschied!" stöhnte die Andere.

„Und wann geht sie fort? schon bald?"

„Wann sie die Wohnung bekommt, ist ungewiß; das Herrenhaus verläßt sie aber sogleich; sie muß das." Wieder ein Streifblick nach mir hin.

„Die Arme! Wie traurig! geht sie in's Ausland?"

„Ich glaube nicht."

„Freilich muß sie wohl erst ihre Angelegenheiten ordnen. Wie werden Sie ihr fehlen!"

„Ich bleibe vielleicht noch eine Woche bei ihr, wenn mein Mann nichts dagegen hat," war die Antwort; „und gewiß bringt er das Opfer gern einer alten Freundin, deren Lage so großes Mitleid einflößt."

In diesem Augenblick traten die Herren in's Zimmer, und ich hörte nichts weiter. Später am Abend sah ich die beiden Frauen sich aber auf's Neue vertraulich unterhalten, und als ich von der Wirthin Abschied nahm, war ihr Wesen auffallend kalt. Agnes bemerkte das sogar und fragte, ob ich etwa Frau Fauler beleidigt hätte; sie sei ja so steif. Ich konnte nur im Allgemeinen antworten: die Leute wären oft steif, ohne es zu wissen, und Agnes meinte, das rühre gewiß von der Atmosphäre einer Mittagsgesellschaft her, das traurigste, ermüdendste, unzusagendste Vergnügen, welches ihr je vorgekommen! Würde sie deren noch mehrere mitmachen müssen?

Ich konnte ihr das Gegentheil nicht versprechen, besonders wenn sie nach Chilhurst ginge; denn die Nevilles

müßten, namentlich während der Jagdzeit, viele Mittagsgesellschaften geben.

Sie solle also nach Chilhurst! Ihre kürzlich noch matten Augen funkelten vor Freude. Gern wolle sie alle Gesellschaften Morgens, Mittags oder Abends aushalten, wenn sie nur mit Marietta zusammen wäre! Langweilig könne es dort auch nie sein, so wenig als in Woodleigh. Mit Herrn Penryn und Herrn Neville habe sie mehr gelacht, als mit irgend Jemand sonst.

Ach ja; Herr Penryn wird aber nicht nach Chilhurst kommen, daran mußte ich sie erinnern; und Herr Neville ist für sich allein nicht gerade ein lustiger Gesellschafter zu nennen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Schwierige Fragen.

Den 8. August.

Wie glücklich, daß man nur das Nächste im Leben übersehen kann! Ich habe mir einen Monat Ruhe gelassen und währenddessen gestalteten sich die Begebenheiten, wie es in der heidnischen Phraseologie heißt, deren wir uns oft gedankenlos bedienen.

Die Baronin hat nicht so plötzlich das Herrenhaus verlassen, wie die Welt es für sie nöthig hielt; dieses Unheil lastet nicht auf meinem Gewissen. Sie besucht nur mit Edith eine alte Freundin in Norwood, und die beiden jüngeren Mädchen sind mit ihrer Erzieherin zu Hause geblieben.

Heinrich Anson hat Wort gehalten und keinen Versuch gemacht, mit Ina zu verkehren. Das ist aller Ehren werth und gibt mir eine bessere Meinung von ihm; auch gewann

ich dadurch Zeit, über mein künftiges Verhalten nachzudenken. Frau von Bradschau warnt nun zwar mit Recht vor allem Einschreiten, wo die Autorität dazu nicht vorhanden; doch kann ich unmöglich meine Einwilligung zu dieser Verbindung geben, so lange nicht wenigstens ein Versuch gemacht ist, der Baronin die ihrige abzugewinnen. Bei ihrer jetzigen Gemüthsverfassung wäre aber ein solcher Versuch grausam. Heinrich Anson muß sich entschließen, sie zwölf Monate in Ruhe zu lassen. Früher kann er ja anständigerweise doch nicht heirathen. Er muß seine Mutter bitten, augenblicklich Alles zu lassen wie es ist, und sie versichern, daß ich sein Verlöbniß mit Ina so lange als nicht vorhanden betrachtet wissen will, sie sich also weder als Verlobte begegnen noch schreiben dürfen. Mit diesen Bedingungen werde ich zufrieden sein und der Baronin Anson wie allen Andern offen erklären, daß ich, falls die jungen Leute nach zwölf Monaten desselben Sinnes geblieben, wenn nicht ganz unvorhergesehene Umstände dazwischentreten, ihrer Verheirathung keine weitere Schwierigkeiten in den Weg legen werde.

Das Ergebniß dieses Verzuges ist unberechenbar. Sollte ein Bruch daraus entstehen, so würde mich das nicht sehr betrüben. Ina ist jung und hat wenig bedeutende Männer kennen gelernt, sonst hätte sie ihr Herz wohl nicht so leicht einem gutmüthigen Knaben (mehr ist er wirklich nicht), wie Heinrich Anson, geschenkt. Während dieser Probezeit werden die Baronin und Frau von Harcourt Heinrich in Ruhe lassen, wenn sie ihren Vortheil verstehen. Eins würde die Heirath gewiß herbeiführen: nämlich Widerstand. Mein einziges Bedenken bei dieser Einrichtung ist die Möglichkeit, daß Frau von Penryn den Aufschub benutzen könnte, um Lord Hopeton wieder vorzuschieben. Das wäre ein zehnfach größeres Uebel als die Heirath mit Heinrich Anson, welche in den Augen der Welt überhaupt kein Uebel ist.

Den 9. August.

Heinrich kam, wie ich's erwartet, heute Morgen zu mir. Der Monat sei abgelaufen, erklärte er, und verlangte dann, Ina zu sehen; ich wollte das nicht zugeben. Er wurde

sehr heftig und es dauerte lange, bis ich ein vernünftiges Wort mit ihm sprechen konnte. Wie alle zornigen Leute, verdrehte er mir die Worte im Munde, und behauptete, ich wolle sie auf ewig trennen, weil ich eine Trennung für zwölf Monate gefordert. Ich wiederholte beständig, wenn er und Ina binnen Jahresfrist noch auf ihrem Vorsatz beharrten, würde ich ihrer Verbindung keine ferneren Hindernisse in den Weg legen; aber er achtete dessen kaum, und hatte nur Sinn für die Gegenwart. Endlich siegte jedoch meine Beharrlichkeit. Er verließ mich, zwar noch bitterlich klagend, aber doch offenbar von der Nothwendigkeit überzeugt, sich meinem Verlangen zu fügen.

Freilich kann ich nur fordern, daß sie sich nicht schreiben, noch als Verlobte betrachten sollen; denn weil sie an demselben Ort leben, ist ein gelegentliches Zusammentreffen kaum zu vermeiden. Am liebsten würde ich Ina eine Zeitlang fortschicken, und wollte, sie ginge anstatt Agnes nach Chilhurst. Ruhiger als Heinrich, sieht sie indeß die Nothwendigkeit dieser Maßregel mehr ein, und ich hatte allerdings von ihr größeren Widerstand erwartet; offenbar gewährt es ihr schon Erleichterung, daß sie nichts mehr zu verbergen braucht. Sie scheint der Liebe Anson's gewiß und erklärt die ihrige für eben so unveränderlich; aber ein gewisses unnennbares Etwas in ihrem Ton und Wesen läßt mich doch glauben, daß ihre Neigung nicht sehr tief wurzelt.

Ich ging dann auf mein Zimmer, um das Unangenehmste von Allem zu thun, nämlich der Baronin Anson zu schreiben. Sehr viel Papier wurde zerrissen, bis ich endlich folgende, mich keineswegs befriedigende Epistel zu Stande brachte:

„Liebe Frau Baronin, gewiß würde ich Ihnen in Ihrem großen Schmerz nicht beschwerlich fallen, wenn ich es ohne Schaden für Sie und Andre unterlassen könnte; also zur Sache. Unsre Kinder haben sich ohne unser Wissen verlobt: die Thatsache ist für uns Beide gleich schmerzlich; mich hat sie tief betrübt und Sie theilen gewiß meine Gefühle. Ich will die jungen Leute nicht vertheidigen, aber das Vergangene ist unwiderruflich; es fragt sich nur, was in Zukunft geschehen soll.

Herr von Anson berichtet mir, daß Sie ihm die Einwilligung zur Heirath versagen, führt aber keinen Grund dafür an; ich versage sie jetzt gleichfalls, doch nur, weil Sie es thun. Ich kann meiner Tochter nicht erlauben, gegen Ihren Wunsch in Ihre Familie einzutreten, oder muß doch erst den Versuch machen, die Schwierigkeiten, welche Sie so sehr gegen die Verbindung einnehmen, zu beseitigen. Wenn Sie mir Ihre Einwände nennen wollen, werde ich sie entweder widerlegen, oder sie, falls das nicht möglich, meiner Tochter mittheilen und diese zu bereden suchen, die Verbindung zu lösen, in welche sie sich so übereilt und unweise eingelassen hat. Mehr vermag ich nicht: Ina ist nur meine Stieftochter und sie ist mündig. In einer Sache, welche ihr Lebensglück angeht, muß sie für sich selber handeln und urtheilen. Selbst wenn Ihre Gründe mir nicht einleuchtend scheinen sollten, mache ich mich verbindlich, die jungen Leute zwölf Monate lang weder Briefe wechseln noch sonst mit einander verkehren zu lassen. Ich habe ihr Wort dafür und weiß gewiß, sie werden es halten. Nach Verlauf dieser Zeit könnte ich indeß meine Autorität (die nur eine moralische, keine gesetzliche ist) nicht weiter ausdehnen; und wären sie dann desselben Sinnes geblieben, so würde ich mich nicht länger befugt halten, ihre Heirath zu verhindern.

Ich kann nur mein Bedauern wiederholen, Ihnen mit dieser mich selbst zugleich betreffenden Sache in diesem Augenblick beschwerlich fallen zu müssen, und bitte Sie, die Versicherung meiner innigsten Theilnahme an Ihrem großen Verlust freundlich aufzunehmen. Möchte alles Schwere, was Sie jetzt bedrückt, sich schließlich zu Ihrem und Ihrer Kinder Glück entwickeln. Ihre ergebene &c."

Den 10. August.

Folgende Zeilen bekam ich heute aus dem Herrenhause: „Die Baronin Anson läßt sich der Frau von Anstruther empfehlen und ihr sagen, daß sie einen Brief erhalten, welchen zu beantworten sie in ihrem jetzigen Zustand nicht vermag. Sie bittet nur, einer so peinlichen Sache ferner nicht gegen sie zu erwähnen."

Also Kampf auf Leben und Tod! Ich habe zwar nicht viel Anderes erwartet, aber das Herz thut mir doch sehr weh. Ob ich's wohl so recht gemacht? würde mein Gatte mein Verfahren billigen? Ich lege mir die Frage immer wieder vor, weiß aber in der That nicht, wie ich anders hätte schreiben oder handeln können.

Nun bleibt mir nur eins zu thun übrig: ich muß Ina fortschicken. Sie muß Agnes nach Chilhurst begleiten, ob das Marietta nun bequem sei oder nicht; ich werde sie um den Gefallen bitten. Von Arling kann nicht die Rede sein; und bei Frau von Huddersfeld, die nach Cromer statt nach Westford geht, wäre sie vor den Ränken ihrer Großmutter nicht sicher.

Den 15. August.

Marietta sagt Ja, aber nicht recht von Herzen. Sie erwartet viele Gäste. Frau von West, eine Schwester der Lady Worthington, wohnt in der Nähe und Lord Hopeton könnte sie also leicht besuchen; das würde Verlegenheiten herbeiführen. Und kein Wort, keine Bestellung von Neville, nur noch folgendes vielsagende Postscript: „Eduard beurtheilt Ina ziemlich strenge, da ihr Benehmen ihm in den schlimmsten Farben dargestellt worden. Darauf muß sie vorbereitet und also recht vorsichtig sein. Es würde ihn unsäglich verdrießen, wenn ihr hiesiger Aufenthalt neue Verwickelungen herbeiführte!"

Sehr begreiflich! Marietta fürchtet die Verantwortlichkeit ihrer Lage, als Ina's Beschützerin, oder vielmehr, Herr Neville fürchtet für sie. Das arme Kind hat sich einen weit schlimmeren Ruf zugezogen, als sie verdient; aber so geht es immer, wenn junge Leute auch in kleinen Dingen unvorsichtig sind.

Bei aller Noth und Sorge muß ich doch dankend den Empfang eines guten Zeugnisses von Karl's Lehrer über ihn und eines fröhlichen Briefes von Hugo aus seiner Schule erwähnen. Der Letztere preist noch seine „schöne Ferienzeit," und das erquickt mein Herz, denn ich fürchte immer, die Knaben möchten sich zu Hause langweilen. Herr Pierce

rühmt seine Fortschritte in der Mathematik und hofft ihm freie Studien in Cambridge zu verschaffen. Das beglückt Hugo sehr, denn Frank Neville hat ihm den Ehrgeiz eingeflößt, so bald wie möglich auf eignen Füßen stehen und mir Kosten ersparen zu können. Diese Knaben üben doch den größten Einfluß auf einander aus. Ich könnte Hugo wochenlang vorpredigen, ohne so viel auszurichten als Frank gethan. Der Amerikaner Jakob Abbot hat einmal gesagt: der stärkste Einfluß sei derjenige, welchen ein dreijähriges Kind auf das zweijährige ausübe, indem letzteres dem andern beständig folge und nachahme.

Den 21. August.

Pläne schmieden und Pläne verwerfen, das ist eine mühselige Arbeit. Ich konnte mich wirklich nicht entschließen, Marietta's kühle Einladung für Ina anzunehmen, denn ich mag Herrn Neville keine Verbindlichkeit schulden, so lange mir noch ein anderer Ausweg bleibt. Auch die Nachbarschaft der Schwester von Lady Worthington wäre bei den umlaufenden Gerüchten eine gar schlimme Sache. Ich bekam heute ein Briefchen von Bessie Penryn, die sich freundlich und theilnehmend, aber sehr bekümmert wegen der vielen nachtheiligen Urtheile über Ina äußert, welche natürlich der Baronin Anson durch Lady Worthington wieder zu Ohren kommen, und sie in ihrem Vorurtheil bestärken. Agnes soll denn künftige Woche nach Chilhurst; für sie hat es dort keine Gefahr! Ina betreffend, kam ich zuletzt auf den Gedanken, unser Häuschen während einiger Monate zu vermiethen und ins Ausland zu gehen. Wer wird es aber so schnell nehmen? und ohnedem kann ich mir keine Reise gestatten. Es geschähe freilich nur Ina's halber und sie könnte die Kosten mit Leichtigkeit tragen; doch mag ich das nicht vorschlagen und sie wird es mir nicht von selber anbieten. Junge Leute haben keine Vorstellung davon, wie theuer das Reisen ist, und Ina fängt gerade an, sich ihres Reichthums zu freuen, (denn für ein junges Mädchen kann man sie reich nennen) ich aber scheue jede Einmischung in ihre Privatangelegenheiten. Sie hatte schon immer ein hübsches Nadel-

geld und ich habe sie gelehrt, den Besitz als eine verantwortliche Sache anzusehen. Sie ist auch sehr freigebig, subscribirt zu unzähligen Vereinen, hilft Jedem der sie darum bittet, und spendet dem Pastor l'Estrange viele Wohlthaten für seine Gemeinde; aber Alles muß in ihrer Weise geschehen. Sie hört meine Rathschläge aufmerksam an, zieht es indeß vor, sich ihre Erfahrungen selbst zu erkaufen, und ich lasse sie gewähren. Wieder ist sie äußerst großherzig gegen Alle die sie liebt, und macht ihnen oft überflüssig kostbare Geschenke, so daß es mich nicht wundern würde, wenn sie eines Tags nichts übrig behielte; aber an alltägliche Pflichten oder uninteressante, obwohl gerechte Ansprüche läßt sie sich nur ungern erinnern. Mit Entzücken würde sie mir ein Sammetkleid zum künftigen Winter schenken, welches ich kaum ein- oder zweimal Gelegenheit fände, anzuziehen; aber es käme ihr nicht in den Sinn, sich zur Uebernahme der halben Kosten für den Fall einer Reise zu erbieten. Das wird auch schwerlich je anders werden. Ich sehe dergleichen fortwährend bei Leuten reifen Alters, die sich nicht im Geringsten der Selbstsucht ihrer Handlungsweise bewußt sind. Wenn sie nur geben, kümmern sie sich wenig darum, wie es geschieht und werden auch in der Regel ihrer Großmuth wegen durchweg gebilligt, gepriesen und geliebt; deshalb kommt ihnen die Thatsache nie zur Erkenntniß, daß es doch etwas Höheres giebt als Großmuth, nämlich Gerechtigkeit. Bei Ina und mir liegt die Schwierigkeit in unserer beiderseitigen Lage: sie ist verhältnißmäßig reich, ich aber bin verhältnißmäßig arm. Das müßte sie nun eigentlich fühlen und eine Verpflichtung für sich darin erkennen; wollte ich es ihr aber bemerklich machen, so dürfte sie das unangenehm berühren; ähnlich verhielt es sich immer. Ich habe nie genommen, was Andere mir gegeben hätten, weil ich ihr einziger Vormund bin und alle Gewalt mir allein zustand. Wie ich aber meine Ansprüche nicht geltend machte, so that es auch Niemand sonst. Frau von Penryn hätte mir darin beistehen können, doch ihre feindliche Gesinnung ließ es nicht zu. Welche Erleichterung wäre es z. B. für mich gewesen, wenn Ina sich erboten, einen festen Beitrag

zu den Kosten der Ausbildung meines Karl in London zu geben! Statt dessen schenkte sie ihm bei der Abreise zwanzig Pfund, die er natürlich mit Entzücken annahm, um sie zu allerlei nutzlosen Ausgaben zu verwenden; ich aber mußte ihr für ihre Güte und Aufmerksamkeit danken, während ich doch innerlich erwog, daß der Besitz so vielen Geldes Karl in seinem verschwenderischen Hang bestärken würde. Agnes schlug zuletzt wirklich vor, er möge einen Theil der Summe in die Sparbank legen, aber Ina wollte davon nichts wissen, sondern erklärte, sie habe ihm das Geld zu freiem Gebrauch geschenkt, es müsse also verbraucht werden. Was konnten wir weiter machen? Ich würde das gewiß gegen Niemand erwähnen; denn Ina's Großmuth ist ja so liebenswürdig, und am Ende trag ich doch selber einen Theil der Schuld, weil es mir nicht gelungen, sie zu lehren, was sie nun erst durch lange Erfahrung lernen dürfte: daß nämlich die Großmuth nur diesen Namen verdient, wenn sie zugleich vernünftig und selbstverleugnend ist.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Ein Auskunftsmittel.

Den 22. August.

„Der Freund in der Noth ist ein wirklicher Freund.“ Wie sehr paßt dieses Wort auf Frau von Bradschau! Seit unserer ersten Bekanntschaft gab es für mich keine Schwierigkeit, in der sie mir nicht mehr oder weniger beigestanden hätte; und nun tritt sie abermals zur richtigen Zeit und in richtiger Weise hervor. Ich besuchte sie gestern, denn guter Rath war wirklich theuer. Ina's Hierbleiben kam mir immer verkehrter, ihre Entfernung immer unthunlicher vor. Ich mußte mein Herz gegen Jemanden ausschütten und das

konnte nur Frau von Bradschau sein. Ihrer Theilnahme und ihres Verständnisses war ich jedenfalls sicher und Theilnahme ist oft beinahe wichtiger als Hilfe. Sie empfing mich, wie immer, wenn ich bekümmert zu ihr komme, mit der zärtlichsten Güte, erklärte, mein Besuch thue ihr gerade noth, denn sie sei einsam und verdrießlich gewesen und habe erst mit ihrer Katze, dann mit ihrer Jungfer und zuletzt mit ihrem Mittagessen gezankt, würde aber nun, was das Schlimmste sei, mit sich selber gezankt haben. Mein Kommen mache indeß Alles wieder gut.

„Und doch bin ich die unwissendste, hilfloseste aller Sterblichen!“ sagte ich, „und irre in einem Labyrinth von Sorgen umher!“

„Wann wäre es je anders in dieser Welt?“ antwortete sie. „Hier finden Sie mich in fieberhafter Aufregung, weil meine Dienstboten sich nicht vertragen wollen! Nun lassen Sie aber hören! Gewiß liegt Ina Ihrer Noth zu Grunde!“

„Natürlich! Das arme Kind kann's ja nicht helfen, doch hat sie mir einen gordischen Knoten geknüpft. Ich müßte mit ihr reisen und weiß nicht wie und wohin; deshalb sinne ich und sinne, bis mir alle Gedanken vergehen.“

„Wie wenig bedenken doch diese jungen Dinger, daß starke Mauern fallen können, wenn man kleine Steine bewegt!“ sagte Frau von Bradschau; „daß ihre Thorheit auch auf Sie zurückwirken könne, kam ihr gewiß nie in den Sinn.“

„Sie war eben so blind, wie ich's vielleicht in ihrem Alter gewesen sein würde; und nur weniger offen, weil ihre Natur das mit sich brachte. Urtheilen Sie nicht zu hart über Ina.“

„Liebste Freundin, lassen Sie mich die Wahrheit reden, sonst kann ich überhaupt nicht sprechen. Wenn ihr behagliches Hauswesen eine Störung erleidet, weil Ina sich in eine Lage versetzt, die sie hätte vermeiden können, so muß ich hart über sie urtheilen, falls es hart ist, sie ein „ärgerliches Mädchen“ zu nennen. Meiner Privatmeinung nach hat sie Härteres verdient.“

„Das Aergerliche zugegeben, fragt es sich jetzt doch nur,

was künftig geschehen soll," antwortete ich; „wie Sie wissen, gab ich der Baronin Anson mein Wort, die Verlobung ein Jahr lang nicht anzuerkennen."

„Und die Baronin hat Ihnen nicht einmal dafür gedankt. Wären Sie anders als Sie sind, so ließen Sie einen Königsbrief kommen, um die jungen Leute der Baronin zum Aerger sofort zu trauen. Aber das ist nur beiseite geredet und nicht für Ihr tugendhaftes Ohr bestimmt."

Ich sagte lachend: „Ich fürchte, das würde mir selbst zum größten Aerger gereichen. Ich finde in dieser Sache nur Ruhe, so lange ich mich nicht durch persönliche Rücksichten leiten lasse. Jedenfalls muß und will ich mein Wort halten. Heinrich und Ina leben nun aber hier in demselben Dorf; sie dürfen nicht beständig zusammentreffen, und da er schwerlich fortgehen wird, so muß ich es thun und zwar wenigstens auf sechs Monate."

Frau von Bradschau fuhr zurück. „Was? auf sechs Monate wollten Sie fort? Diese albernen Liebesleute! Ich werde mich im Fischteich ertränken, ehe Sie wieder kommen. Der Winter naht heran, das Herrenhaus bleibt so gut wie geschlossen, Frau von Harcourt ist vor Stolz und getäuschter Erwartung ganz eingesteift, so daß es eines Hammers bedürfte, um sie in Stücke zu schlagen; der Pastor beweint seine verlorene Liebe; Kapitän Schau denkt nur an einen seligen Tod; — ich ertrag' es nicht! Wo du hingehest, da muß ich auch hingehen!"

„Müssen Sie das wirklich?" rief ich aus; „welch' ein entzückendes Muß!"

„Halt! Sie sind zu rasch; mir vergeht die Luft. Sagte ich, muß?"

„Sicherlich thaten Sie das, meinten es aber leider! nicht."

„Wieder Halt! Ich weiß nie gleich, was ich meine, sondern nur, daß etwas Wahres jeder Meinung zu Grunde liegt. Ohne Sie wird dieser Ort unleidlich für mich. Aber nun, wohin beabsichtigen Sie zu gehen?"

„Nirgendwohin," entgegnete ich. „Wohl wünsche ich Mancherlei, kann jedoch nichts beabsichtigen, aus dem ein=

fachen Grunde, weil jede Reise zu viel kosten würde. Karl's neue Laufbahn kömmt mir theuer zu stehen, obgleich sie sich ja wohl schließlich bezahlt; Lehrer hat man aber nicht umsonst."

„Und doch gaben Sie ihn dem Lehrer ins Haus, anstatt ihn bei Johann Penryn unterzubringen! Den Sinn dieser Maßregel habe ich nie recht begriffen."

„Weil kein Sinn darin enthalten," sagte ich, „nur eine Ueberzeugung, ein Vorurtheil, — wie Sie's nennen wollen. Ich wünsche nicht, daß er immer mit Johann Penryn zusammen sei. War das unrecht, so bin ich indeß dafür bestraft; denn gerade aus diesem Grunde fällt es mir jetzt so schwer, zu reisen."

Frau von Bradschau dachte einen Augenblick nach. „Wohin würden Sie gehen, wenn Sie's könnten?"

„In's Ausland, halb aus Sparsamkeitsgründen, halb der Sprachen wegen, für meine Töchter."

„Die Ersparniß bezweifle ich, aber die Sprachen kommen allerdings in Betracht. Das Ausland ist jedoch ein weiter Begriff."

„Die Reise darf nicht zu groß sein, der Kosten wegen. Ich dachte einmal an Boulogne, welches jetzt eines bessern Rufs genießt als früher. Heidelberg in Deutschland gilt auch für einen angenehmen, ziemlich billigen Aufenthalt; doch wäre die Reise so viel länger, und die Kälte im Winter gewiß groß."

„Und man muß entweder erfrieren oder ersticken. Ich liebe Sie zwar viel mehr als Sie glauben, aber ein deutscher Ofen wäre mein Tod. Nein, dahin kann ich Ihnen nicht folgen."

„Und nach Boulogne würden Sie mir folgen?"

„Würde ich das? Ich weiß es nicht. Etwas thäte ich gewiß, aber das vielleicht nicht."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Wie sollten Sie auch? Verstehe ich mich doch kaum selbst, — aber ich habe eine Idee. Was nun den Kostenpunkt betrifft, so möchte ich nicht zudringlich scheinen; aber wenn Sie die Reise Ina's wegen unternehmen, so müßte

sie die Kosten hauptsächlich tragen; sie kann das ja sehr gut."

„Es ist nur so schlimm," sagte ich, „daß diese ihretwegen unternommene Reise sehr gegen ihren Wunsch sein muß, sie also gleichsam ihre eigene Strafe bezahlen soll. Und wer könnte ihr das vorschlagen? Ich gewiß nicht. Und der Plan wird doch als von mir ausgehend und zu meinem Vergnügen entworfen erscheinen."

„Das sollte er aber grade nicht," bemerkte Frau von Bradschau.

„Müßte ich ihr denn sagen, ich wolle nur reisen, um sie und Heinrich Anson zu trennen?"

„Gewiß; ich würde kein Hehl daraus machen. Junge Leute sehen scharf, und es macht sie argwöhnisch und reizbar, wenn man ihnen etwas verbirgt. Heißen Sie ein Kind, welches Sie entfernen wollen, in den Garten laufen und spielen, so erräth es gewiß gleich ihre Absicht, und sucht sich dadurch zu rächen, daß es ausfindig macht, was Sie ihm vorenthalten wollten."

„Sie mögen recht haben," erwiederte ich; „Ina muß denn wohl genau erfahren, um was es sich handelt."

„Und daß Sie nicht Ihres Vergnügens wegen reisen."

„Also sollte ich sagen: Liebe Ina, du mußt dich entschließen, etwas sehr Unangenehmes zu thun; und weil ich die Kosten nicht bestreiten kann, wirst du sie hoffentlich tragen?"

Frau von Bradschau überlegte: „Das ist allerdings schwierig. Von selbst dürfte Ina wohl nicht auf den Gedanken kommen."

„Keinenfalls. Ihre Großmutter hat ihr von jeher eingeredet, ich stünde mich sehr gut, und die Summe, welche sie zur Wirthschaft beitrage, sei bedeutend; also kümmert sie sich natürlich nicht weiter darum."

„Jetzt müßte man ihr aber die Augen darüber öffnen."

„Und wer sollte das thun?"

„Vielleicht Marietta."

„Wenn ich mich nur entschließen könnte, ihr davon zu

sagen! Aber das vermag ich nicht. Sie sind die Einzige, gegen die ich der Sache erwähnt."

„Nun," — Frau von Bradschau hielt inne, — begann wieder, stockte, und sagte dann: „Nun, ich vertraue Ihnen, als der wahrheitsliebendsten Frau, die ich kenne. Thäte ich das nicht, so könnte ich den Vorschlag nicht machen, der Ihnen aus der Verlegenheit helfen dürfte. Sie wünschen nach Boulogne zu gehen; ich auch. Sie können's nicht bestreiten; ich eben so wenig. Legen wir zusammen, so wird die Sache möglich. Ina muß jedoch in diesem Falle beitreten und ich muß ihr das sagen und Alles ohne Sie in Ordnung bringen. Die einzige Frage bleibt: werden Sie's ertragen, sechs Monate mit mir zu leben?"

Ich that einen Ausruf der Ueberraschung und Freude; aber Frau von Bradschau fuhr fort: „Bedenken Sie's recht: ich bin nicht jung, bin oft träge und nicht immer gut gelaunt, auch gewohnt, nach eigenem Kopfe zu handeln und Befehle zu ertheilen; und wenn ich sehe, daß Sie Verkehrtes thun, — Agnes zur Nonne machen, oder Ina's Selbstsucht nähren, oder sich für Essie und die Knaben aufopfern, so red' ich frei heraus, das weiß ich schon. Sie bleiben nicht so unabhängig, wie Sie jetzt sind."

„Theure, gütige Freundin," begann ich —

„Ich bin allerdings theuer," unterbrach sie mich; „ob auch gütig, das soll noch erst bewiesen werden. Gehen Sie nach Hause und überlegen Sie sich die Sache. Stellen Sie sich Boulogne vor, eine französische Wohnung, Fußböden ohne Decken, undichte Fenster, Holzfeuer, die schnell erlöschen, Betten ohne Gardinen, Ina, die nach Heinrich Anson seufzt, Agnes, die sich in Klosterträumen wiegt, und ich — als die allerschlimmste, welche über Leibschmerzen jammert und die französische Küche verwünscht! Sind Sie dem Allen gewachsen? Sagen Sie nicht Ja, — vor morgen nehm' ich's nicht an!"

Ich begehrte keinen solchen Aufschub, denn ich hegte keine Zweifel. Frau von Bradschau war aber unerbittlich und so trennten wir uns.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

In Boulogne.

Den 8. Okt. Rue du Chateau, Haute ville, **Boulogne.**

Wie lange hat mein Tagebuch geruht! Mir blieb aber wirklich kein Augenblick Zeit. Mit Frau von Bradschau verständigte ich mich leicht. Sie ist noch großmüthiger und selbstvergessener, als ich gedacht, und nahm alles Unangenehme auf sich. Die Boulogner Reise wurde Ina als nützlich für Agnes und Essie der Sprachen wegen dargestellt; auch sagte ich ihr offen, daß es unpassend für sie sein würde, in Dernham zu bleiben und Heinrich Anson fortwährend zu begegnen, weshalb die Entfernung ihretwegen nothwendig erschiene. Sie gab das zu, — nicht gerade sehr willig, denn sie war in letzterer Zeit zu bedrückt, um irgend etwas willig zu thun; doch machte sie keine Einwendung, und ihre hiesige Lage war ja so peinlich, daß sie gewiß lieber fortging. Frau von Bradschau erledigte die Geldfrage in einer Weise, wie es mir nicht möglich gewesen wäre, indem sie von vornherein bei ihren Berechnungen Ina und mich trennte und als Selbstverstand annahm, daß erstere einen bestimmten Theil der Kosten tragen müsse. Auch diese Sache machte sich ganz leicht, denn Ina ist immer bereit, das zu thun, was man ihr als richtig darstellt; nur von selbst erkennt sie das Richtige nicht. Dann trug Frau von Bradschau einer Freundin auf, sich nach Wohnungen umzusehen und schickte den Obersten hin, die vorgeschlagenen in Augenschein zu nehmen. Demzufolge befinden wir uns jetzt in der haute ville Boulogne's.

Ehe wir Dernham verließen, schickte ich Agnes nach Chilhurst; Herr Neville holte sie von London ab. Sie schreibt nun sehr glücklich, freut sich alles Neuen, das ihr begegnet, ist von Marietta bezaubert, lernt Herrn Neville immer besser verstehen und sich ihm gegenüber gehen lassen. Von Karl hörte sie auch Manches durch Johann

Penryn, der einige Tage in Chilhurst zugebracht: der Lehrer rühmt Karl's Anlagen und sein gutes Betragen; nur bedürfe es bei ihm angestrengteren Fleißes. Johann scheint noch immer den Gedanken festzuhalten, daß Karl künftig bei ihm wohnen solle; ich gehe aber nicht darauf ein.

Wir sind etwa drei Wochen hier. Unser Häuschen in Dernham ist noch nicht vermiethet, ich lebe aber der Hoffnung, daß es bald geschehen wird. Diese Jahreszeit war dafür besonders ungünstig, weil das Baden in Westford bald aufhört. Es wurde mir schwer, die Stätte zu verlassen, an welcher ich sehr hänge, und die Vorbereitungen zur Abreise riefen alle Erinnerungen jener früheren Abreise wach, die nur schlafen, aber nie sterben. Solche Gedanken behalte ich aber für mich, für meine Gebete und einsamen Nachtwachen; sie passen wenig zu dem Leben in dieser geschäftigen, glänzenden, sorglosen französischen Welt.

Das Wohnen in der haute ville bedeutet, daß wir ruhige, aristokratische arme Leute sind, enge Straßen mit wenig Läden vorziehen und in liebenswerther Neidlosigkeit auf die Plebejer der basse ville herabsehen, welche, durch den Handel reich geworden, geputzt einhergehen, Bälle geben und die öffentlichen Promenaden füllen. Die englischen Bewohner der haute ville sind allerdings nur wenige Auserwählte, welche sich der Aufnahme in den festgeschlossenen Kreis des alten französischen Adels, bestehend aus Marquis und Marquisen, Vicomtes und Vicomtessen, erfreuen; angenehme Leute, wohlwollend, freundlich und bis auf das sorgfältige Vermeiden aller Ansprüche auch anspruchslos. Frau von Bradschau besitzt einige Freunde unter den Angesessenen der haute ville und sie haben uns sehr gütig aufgenommen. Das Wetter ist gegenwärtig schön und Alles frisch und hell um uns her; wir hören fröhliche Stimmen und das stete Rauschen eines Springbrunnens, der unsern Fenstern gegenüber liegt. Auch die Gegend gefällt mir viel besser als ich erwartet; man sieht viel Gehölz und zerstreute Dörfer, und in blauer Ferne das Meer. Essie ist hier sehr glücklich, sehnt sich aber nach Agnes' Heimkehr. Ina ergibt sich, und das Leben gefällt ihr, glaub' ich, besser als sie be-

kennen mag. Währenddessen verstreicht die Zeit, und mit jedem Tage fällt ein Stück des Probejahres ab; darin liegt für sie der hauptsächlichste Trost. Ich erblicke nirgend Anzeichen irgend welcher Veränderung, oder ich höre vielmehr von keinen. Frau von Bradschau erfährt mehr als wir, denn ihre Schwiegertochter unterhält noch immer einen lebhaften Briefwechsel mit Charlotte Anson, und es würde keinem Mangel an Interesse dieser letzteren zuzuschreiben sein, wenn die Heirath sich zerschlüge. Sie denkt nichts Anderes, wie Marianne behauptet.

Ina erzeigt mir viele Aufmerksamkeiten. Das Haus ist groß und nach englischen Begriffen nur halb möblirt; sie hat aber darauf bestanden, einige Tische und Stühle zu miethen, und es dadurch gemüthlicher zu machen. Zuweilen meine ich zu bemerken, daß die vollkommene Offenheit, mit welcher ich in dieser ganzen Sache gegen sie und Heinrich Anson verfahren, ihr Vertrauen und Muth eingeflößt hat. Ihr Charakter hat sehr viele liebenswürdige Seiten, wenn man sich nur immer ganz auf sie verlassen könnte. Frau von Bradschan mag sie offenbar viel lieber leiden, als vorher, und das gewährt mir großen Trost.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ein alter Feind.

Den 16. Oktober.

Ein denkwürdiger Tag, nicht sowohl seiner selbst wegen, als weil er Erinnerungen weckte, die ich für begraben hielt. Unser Haus liegt an der Ecke zweier Straßen, dicht neben der neuen Kathedrale, welche auf dem Platz einer durch die Revolution zerstörten Kirche erbaut wird. Obgleich bis zu ihrer Vollendung noch Jahre vergehen müssen, bereitet man

doch eine Feierlichkeit vor, um sie zum öffentlichen Gebrauche einzuweihen. Die Orgel tönt den ganzen Tag und die Stimmen der übenden Priester und Chorsänger klingen so voll und schön, wie man es sonst selten vernimmt. Gestern Abend erzählte uns ein französischer Freund, daß eine besondere Aufführung bevorstehe, und wir dabei, wenn wir wollten, Zutritt erlangen könnten, indem es kein Gottesdienst, sondern nur eine Vorübung zum Feste sei.

Wir gingen Alle in die Finsterniß hinaus und schritten über einen viereckigen, mit Bäumen bepflanzten Platz nach dem an die Kathedrale stoßenden Schulgebäude. Am Eingang stand ein Priester und sprach mit einem Mann, den ich erst bei der trüben Oellampenbeleuchtung für einen gewöhnlichen Bettler hielt. Als er aber zur Seite trat, sah ich ihn deutlicher und erkannte trotz seines zerlumpten Anzuges, seines abgemagerten Gesichtes und wirren Haars den Baron van Bronnen. Ob er mich auch erkannte, blieb ungewiß; es war nur ein Augenblick, denn er zog sich zurück und wir wurden durch den Priester über einen andern Hof eine Treppe hinan, und durch Gallerie und Kapelle in die Kathedrale geführt.

Ich suchte das Erlebte zu vergessen, konnte mich aber erst allmählich sammeln, um die Musik zu genießen. Die Stimmen waren sehr schön und das Echo schallte mächtig durch das große, noch leere Gebäude; Ort, Zeit und Umstände erhöhten die Wirkung der Musik; das Licht strahlte unter dem hohen Dom hervor, wo ein Priester den Chorgesang leitete, und verlor sich in der Dunkelheit, welche das Schiff und die Seitenflügel in ihre Schatten hüllte. Hinter uns lag die Kapelle der h. Jungfrau, halb vom Gerüst versteckt, und durch eine entfernte Thür kamen und gingen zwei Priester, die unsere Bewegungen überwachten und dem Gesange lauschten. Das Ganze war geeignet, die Einbildungskraft zu fesseln, aber ich blieb mir eines unangenehmen Eindrucks bewußt und des Barons finstres Gesicht stieg immer wieder empor und gab mir ein Gefühl der Unruhe, wo nicht gar der Furcht. Ich sagte Frau von Bradschau damals nichts, bedauerte aber fast, es nicht gethan zu haben,

als wir die Kathedrale verließen, da sie mir vorschlug, durch Nebenstraßen nach Hause zurückzukehren; und obgleich die Sterne am Himmel standen und die Gebäude der alten Stadt in ihrem Dämmerlicht malerisch erglänzten, konnte ich mich eines Gefühls von Unsicherheit nicht erwehren, welches noch zunahm, als ich beim Eintritt in unsere Wohnung einen Mann an der Ecke der gegenüberliegenden Straße stehen und uns scheinbar beobachten sah. Vielleicht war es der Baron, vielleicht auch nicht; aber die Thatsache rief alle jene spanischen Befürchtungen wieder wach, die mir schon zum Gegenstand bloßer Unterhaltung geworden waren. Ich konnte nicht umhin, vor dem Zubettegehen mit Frau von Bradschau darüber zu reden und ihre verständige Auffassung wirkte sehr beruhigend. Sie gab zu, die Nähe dieses Menschen sei unangenehm, bemerkte aber, daß er schwerlich jetzt noch Rachegedanken gegen mich hege, weil er ja seinen Zweck mit dem Abtrag von Johann Penryn's Schuld durch Herrn Neville erreicht habe. Ich erwiederte: „ja; glauben Sie das aber wirklich?“ und bekannte, meine Furcht sei thöricht, legte mich zu Bette, träumte von dem Baron und fuhr erschrocken aus dem Schlaf empor. Heute Morgen schalt ich mich natürlich wegen meiner thörichten Furcht, beschloß indeß doch, an Herrn Neville zu schreiben. Frau von Bradschau erwähnte des Barons nicht, während Ina und Essie sich im Zimmer befanden; nachdem sie aber den Frühstückstisch verlassen, wollte sie gerade von ihm anfangen, als wir eine laute Stimme auf dem Gange hörten; dann öffnete Nanette, unsere kleine französische Jungfer, plötzlich die Thüre und meldete einen Monsieur, der Madame durchaus zu sprechen verlange, obgleich sie ihm gesagt, es sei nicht an der Zeit. Herein trat natürlich der Baron. Er sah nicht ganz so bettelhaft aus, wie am Abend vorher, sondern hatte sich offenbar so anständig wie möglich gemacht; aber sein Anblick war Frau von Bradschau doch in die Glieder gefahren, wie sie mir hinterher bekannte, so abgezehrt, ärmlich und verkommen in Mienen und Gebärden erschien er, — meine Angst sei ihr nun ganz natürlich gewesen. Doch trat er sehr demüthig auf, entschuldigte seinen Ueberfall und ließ nichts von Rache-

gedanken merken. Er wünsche nur Herrn Penryn's Adresse von uns zu erfahren; ich sei ja dessen Freundin; möchte ich ihm denn nicht sagen, wo er sich aufhielte? Die Frage wurde in einem vertraulichen Ton vorgebracht, der mich ärgerte und verletzte; es war, als habe er ein Recht, Johann's Aufenthalt zu kennen und von ihm Bescheid zu wissen. Ich sah freilich, daß ich persönlich nichts von ihm zu fürchten hatte. Der unglückliche Mensch war offenbar zu tief gesunken um mir anders schaden zu können, als durch rohe Gewalt, die er um solcher Kleinigkeit willen gewiß nicht anwenden würde. Aber daß er noch mit Johann Penryn in Verbindung stand, erschreckte und betrübte mich.

Ich zögerte mit der Antwort und hätte gern vermieden, ihm Johann's Adresse in Chilhurst zu geben; da ich aber keinen Vorwand solcher Weigerung fand, rückte ich damit heraus; der Baron schrieb sie in sein Taschenbuch, wünschte uns guten Morgen und ging.

„Es ist nichts von ihm zu besorgen,“ sagte Frau von Bradschau, als wir ihn die Treppe hinabsteigen hörten.

„Nichts für mich,“ erwiederte ich, „doch Alles für Johann Penryn. Was mag den bewogen haben, mit einem solchen Menschen in Verbindung zu bleiben?“

„Gewohnheit, alte Beziehungen, Mitleid, — wer weiß?“ antwortete sie. „Junge Leute — besonders junge Männer — hängen sich oft ein Gewicht um den Hals, welches sie nachher von Herzen gern wieder los würden. Am Ende will der Mensch ihn aber nur anbetteln.“

„Ich würde das auch glauben,“ war meine Antwort, „doch sprach er in so vertraulichem Ton, als bestehe eine fortwährende Verbindung zwischen ihnen. Und dann —“ ich hielt inne.

„Was dann?“ fragte Frau von Bradschau.

„Er ist Heinrich Penryn's Sohn, und ich fürchte die Erbanlagen sehr.“

„Das heißt, Sie glauben daran; auch ließen Sie Johann Penryn nie Gerechtigkeit widerfahren.“

„Eines fortgesetzten Verkehrs mit dem Baron van

Bronnen hätte ich ihn wenigstens nie für fähig gehalten,“ sagte ich.

„Gegen solche Schlußfolgerungen lege ich aber Protest ein,“ beharrte Frau von Bradschau. „Weil ein Mann dem andern schreibt, ergibt sich daraus noch nicht, daß er sich durch ihn zum Spielen verleiten lasse, wie Sie es fürchten. Ich halte Johann Penryn für einen durchaus festen, edlen jungen Mann und meine, Sie würden ihn auch dafür halten, wenn nicht ein unerklärliches Vorurtheil, jedenfalls eine Art Argwohn, wie Sie ihn sonst nicht leicht aufkommen lassen, dem im Wege stände. Und, liebste Freundin, ich muß Ihnen frei heraus sagen: das ist Ihrer unwürdig.“

„Ist es das?“ Ich seufzte. „Könnte ich mich nur davon losmachen!“

„Nun wohl! zwingen Sie sich dazu.“

„Leicht gesagt, aber schwer gethan! Wie soll ich es nur machen?“

„Schreiben Sie an Johann und erklären sich offen gegen ihn; wenn er der ist, für den ich ihn halte, so wird er Sie deshalb nur lieber gewinnen.“

„Ihm erklären, daß ich ihm nicht traue? Unmöglich! Er wird nach der Ursache fragen.“

„Lassen Sie ihn fragen; die Antwort liegt nahe. Es sei eine Grille, eine Vermuthung von Ihnen, — Sie könnten die Ungewißheit nicht ertragen.“

„Das würde ein großes Interesse für ihn bekunden.“

„Nun, Sie nehmen ja auch großes Interesse an ihm, nicht wahr?“

„Ja, in gewisser Weise.

„Frau von Bradschau wurde ungeduldig. „Sie mögen Ihre Meinung für sich behalten,“ sagte sie; „ich kann das aber nicht und erkläre deshalb offen, daß ich Sie in diesem Verhältniß zu Johann Penryn für eine der albernsten, unbegreiflichsten Frauen halte, die mir je vorgekommen sind. Johann's Betragen während der letzten Jahre gibt Ihnen durchaus keinen Grund zu solchem Mißtrauen und doch lassen Sie sich zu Ihrem eigenen und Ihres Sohnes Nachtheil von demselben beherrschen; und jetzt wollen Sie das

große Unrecht begehen, ihm zu mißtrauen, ohne ihm Gelegenheit zu geben, sich zu erklären. Kein Wunder, daß Neville behauptet, sich in Ihnen getäuscht zu haben. Ich hätte Ihnen solche Ungerechtigkeit nie zugetraut."

Was sollte ich darauf erwiedern? Die Mittheilung der Wahrheit hätte nur dazu gedient, ein nachtheiliges Licht auf ein mir heiliges Andenken zu werfen; so sagte ich denn bloß: „Reden wir lieber nicht mehr davon."

Wenn Frau von Bradschau indeß einen Gegenstand ergriffen, läßt sie ihn nicht so leicht fahren; ohne mein Schweigen zu beobachten, fuhr sie also fort, gerieth immer mehr in Eifer und sagte manche harte, nicht zu rechtfertigende Dinge, in der Voraussetzung, daß mein Gefühl ein persönliches, nicht nur gegen Johann, sondern gegen seine ganze Familie gerichtetes sei.

Das reizte mich unaussprechlich. War ich auch nicht berechtigt, ein Vorurtheil gegen Johann zu hegen, so hatte ich doch allen Grund, der Penryn zu zürnen; Frau von Bradschau wußte das sehr wohl und wäre sonst die erste gewesen, jene zu tadeln. Ich wurde endlich so entrüstet, daß jede Erwiederung meinerseits einen Bruch zwischen uns hätte herbeiführen können. So machte ich denn meinem Herzen dadurch Luft, daß ich mich an mein Pult setzte und an Johann Penryn zu schreiben begann. Der Brief war kurz, denn ich schrieb aus Ungeduld und weil ich mir nicht anders zu helfen wußte. Er lautete: „Lieber Johann, ich habe hier den Baron van Bronnen getroffen; er wünschte Ihre Adresse zu erhalten, die ich ihm gab. Er spielte auf einen fortgesetzten Verkehr mit Ihnen an. Ich habe nun zwar kein Recht, mich in solche Dinge zu mischen; doch mußte mich die Kunde erschrecken und betrüben. Vielleicht halten Sie's der Mühe werth, ihr zu widersprechen. Aufrichtig 2c."

Ich legte den Brief Frau von Bradschau vor und fragte: „Ist es so recht?"

Sie warf nur einen Blick darauf und antwortete: „Sie konnten nicht wohl weniger sagen."

„Und ich will nicht mehr sagen," entgegnete ich. „Jeden=

falls dürfen Sie nicht länger behaupten, ich thue ihm unrecht.“ Damit faltete ich den Brief zusammen, adressirte ihn und verließ das Zimmer.

Ich mag nicht Alles niederschreiben, was ich empfunden: Bekenntnisse gehören vor Gott, nicht in ein Tagebuch. Ich war sehr erbittert gewesen und hatte das merken lassen. Frau von Bradschau sagte harte Dinge, die ich ihr in Blick und Wesen zurückgab. So fühlte ich mich recht gedemüthigt und konnte mich nicht aus der Verstimmung heraus finden, denn wenn man sich von der Leidenschaft hat fortreißen lassen, gibt sogar das Gebet uns die Selbstachtung nicht zurück; als ich es jedoch gerade mit diesem einzigen Beruhigungsmittel in allen Stürmen der Seele versuchte, klopfte Frau von Bradschau an meine Thüre.

„Lassen Sie mich ein, Liebste! Ich muß durchaus zu Ihnen!“ Und ich ließ sie ein. „Nun küssen Sie mich, wenn Sie's vermögen. Ich bin recht abscheulich gewesen und habe Sie fast todt geärgert. Auch nehme ich alles Gesagte zurück: ich hasse Frau von Penryn wie Sie sie hassen und noch viel mehr; und wenn Johann seine Unschuld nicht beweist, will ich nie wieder ein gutes Wort für ihn einlegen. So, Theuerste, nun verzeihen Sie mir doch, nicht wahr?“ Wir umarmten einander unter herzlichem Lachen. „Ich bin eine rechte Thörin,“ sagte Frau von Bradschau.

„Und ich desgleichen,“ war meine Antwort. „Aber ernstlich, halten Sie mein Briefchen für genügend? Ich kann nicht recht anders schreiben.“

„Sie müssen das am besten wissen. Ich meine, es könnte ihn ärgern.“

„Nun, ich will versuchen, meine Ausdrücke zu mildern; es dürfte aber schwer halten. Verlassen Sie mich jetzt, so will ich das meinige thun.“

Ich schrieb einen neuen Brief; das heißt, ich schob einige Sätze ein, die ihn demüthiger und freundschaftlicher machten; doch schien er Frau von Bradschau noch nicht ganz zu befriedigen. Er wurde indeß abgesandt und ich erwarte die Antwort.

Neununddreißigstes Kapitel.

Eine neue Wolke steigt auf.

Den 23. Oktober.

Kein Brief von Johann Penryn, doch einer von Agnes, welcher mich beunruhigt, ich weiß selbst nicht recht, weshalb. Das Kind scheint mir nicht heiter, bekennt auch, sie sei nicht ganz wohl, und darin liegt vielleicht der Grund ihrer Stimmung. Sie klagt freilich darüber, Marietta nun bald verlassen zu müssen, gesteht aber nebenher, daß sie sich danach sehne, wieder mit uns Allen zusammen zu sein; und bis jetzt war ihr der Aufenthalt in der Fremde entzückend erschienen. Ich verstehe es nicht. Sie legt mir eine Art Bekenntniß ab. Das Leben kommt ihr so zwecklos vor, — sie kann in viele Interessen Anderer gar nicht eingehen, möchte eine bestimmte Beschäftigung haben; die Welt erscheint ihr traurig und sündlich und sie würde sich ihr gern entziehen. Doch führt sie keinen bestimmten Grund für diese Wahrnehmung an, und ich kann nicht glauben, daß ihr etwas besonders Trauriges oder Sündliches in den Weg getreten ist. Die Neville's haben ihr Haus voll von Gästen gehabt, wobei denn viele Ausfahrten, Spazierritte und Jagdpartieen vorzufallen pflegen; doch bemerkte Agnes früher, Neville und Marietta verständen es, neben allen solchen Unterhaltungen für Andere, ihre eigenen Wege zu gehen und ihre besonderen Pflichten zu verfolgen. Sie hat mir oft gesagt, das Zusammensein mit ihnen habe sie gelehrt, daß man unter allen Zerstreuungen und bei aller äußern Behaglichkeit ein frommes Leben führen könne; noch in ihrem letzten Briefe erklärte sie, eine Nonne könne gewiß nicht mehr Selbstverleugnung und Selbstzucht üben, wie Marietta; und ich begreife nicht, woher ihr nun plötzlich diese Eindrücke von Elend und Sünde gekommen sind. Das Leben entspricht allerdings ihrer Schilderung, aber sie ist noch zu jung, um das zu fühlen und zu verstehen; und eine Selbstanklage

liegt in ihrem Bekenntniß nicht, — sonst würde ich mich eher hineindenken können. Sie besitzt ein so zartes Gewissen, daß jede Verletzung desselben leicht eine krankhafte Reue bei ihr zur Folge haben würde; ihr Brief enthält indeß nichts der Art, — nur den Ausdruck unbestimmter Traurigkeit, der Sehnsucht nach mir, und doch der Furcht, Chilhurst zu verlassen. Ich muß sie baldmöglichst hierher bringen; die häusliche Behandlung wird dem Uebel, sei es nun geistiger oder körperlicher Natur, am leichtesten abhelfen. Ich behielt den Brief für mich, denn Frau von Bradschau hat wenig Verständniß für so unbestimmte Gefühle und Ina steckt zu tief in eigenen Kümmernissen, um solches eingebildete Leiden, wofür sie dies halten würde, zu fassen. Wir erfuhren durch Marianne Bradschau, Heinrich Anson sei unwohl; er wohnt ganz allein im Herrenhause; seine Mutter ist mit den Andern in Norwood. Der liebe alte Kapitän Schau besucht ihn oft, aber Heinrich geht nicht aus, weil er seit vierzehn Tagen an schwerer Erkältung leidet. Ich erzählte das Alles Ina, die ja nicht glauben darf, man wolle ihr etwas vorenthalten, und entlockte ihr dadurch auch eine kleine vertrauliche Mittheilung: „Marianne Bradschau hat mir, seit wir hier sind, einigemal geschrieben,“ sagte sie, „und mir berichtet, wann sie Heinrich gesehen, wie er ihr erschienen, auch daß er jetzt erkältet sei.“

Ich freute mich, zu hören, daß kein anderer Verkehr stattgefunden als dieser; Ina behauptete freilich nichts dergleichen, aber ich mißtraue ihr nicht mehr, wie früher; auch hätte sie mir ja gar nichts zu sagen gebraucht. Ich würde sie indeß auch etwaige Zweifel nicht merken lassen, denn Mißtrauen wirkt fast in jedem Falle verderblich.

Hugo schreibt mir, er habe mit Herrn Pierce wegen seiner künftigen Laufbahn berathen und sich entschlossen, die Rechte zu studiren; nur würde es dann wohl lange währen, ehe er auf eigenen Füßen stehen könne. Herr Pierce fügt mit einigen Zeilen hinzu, Hugo besitze glänzende Anlagen, und wenn er nur Fleiß anwende, könne er ein Stipendium in Cambridge erlangen und sich dann selbstständig weiter helfen. Das „Wenn“ ist freilich ein bedeutsames. Doch

werde ich die Idee nicht bekämpfen. Mein Gatte pflegte zu sagen, daß es einem Knaben mehr Festigkeit und seinen Anstrengungen ein bestimmtes Ziel gebe, wenn man ihm früh den künftigen Beruf vor Augen stelle. Ob er später die gewählte Laufbahn verfolge oder nicht, — das hänge von Geschmack und Umständen ab; — das Bewußtsein, einen festen Zweck zu haben, sei aber an und für sich heilsam. So möge denn Hugo sich um das Stipendium bemühen und von künftigen Richterstellen träumen. Gelingt es ihm, so wird er befriedigt sein; wo nicht, wird ihm die durchgemachte Schule und Zucht jedenfalls zu Gute kommen.

Den 26. Oktober.

Herr Neville will mir Agnes am künftigen Dienstag selbst bringen. Johann Penryn's Schweigen erklärt sich daraus, daß er nach Wales gereist ist, um dort einen entfernten Verwandten in Geschäften zu sprechen; doch wundert es mich, daß ihm seine Briefe nicht zur Beantwortung nachgeschickt worden; selbst Frau von Bradschau begreift nicht recht, wie die Sache zusammenhängt. Ich habe den Baron wieder von ferne erblickt und er schien mir etwas anständiger gekleidet. Mein Häuschen ist seit dem 20. dieses auf zwei Monate, vielleicht auf länger, vermiethet, und wir haben nun diese Wohnung vorläufig bis zum Januar genommen. Frau von Penryn setzt mich in Verlegenheit, indem sie mich durch ein paar kalte Zeilen ersucht, ihr zu sagen, wie es sich in Wahrheit mit Ina's Verlobung verhalte; sie deutet an, daß ich sie, wie gewöhnlich, hintergangen. Ich werde ihr genau auseinandersetzen, wie die Sache steht; möge sie dann sagen und denken, was ihr beliebt; Ruhe wird sie mir nicht lassen, bis Ina verheirathet ist. Selbst in diesem letzten Brief geschieht der Trostlosigkeit des armen Lord Hopeton Erwähnung; wogegen Agnes höchst unbefangen berichtet, sie sei dem jungen Lord bei seiner Tante begegnet, hinzufügend: „Er will sich mit einem Fräulein von Berkley verheirathen, aber ich möchte nicht an ihrer Stelle sein; er hat ein so unangenehmes Gesicht und die Leute behaupten, er sei recht wild."

Den 1. November.

Allerheiligentag. Dieser Tag versetzt mich immer zurück nach Pau, wo ich bei dem Mangel englischen Gottesdienstes den Trost hatte, in eine Kirche treten und dort mein Gebet verrichten zu können, als die Sorge um meine geliebte Cecilie mir so schwer auf der Seele lag. Man wundert sich oft, wie es zugeht, daß gewisse Dinge und Begebenheiten dem Gedächtniß eingeprägt bleiben, während andere, scheinbar eben so wichtige, sich daraus verlieren. Gewiß wirken hier Ideenverbindungen mit; aber man möchte auch annehmen, daß die ersteren in der That auf den Charakter eingewirkt und zu dessen Ausbildung beigetragen haben. Manche äußerlich wichtigen Erlebnisse berühren nur die Oberfläche der Seele; andere, an und für sich höchst unbedeutende, hängen mit geheimen Herzensbezügen zusammen und lassen deshalb unauslöschliche Spuren zurück. So geht es mir mit manchen kleinen Vorfällen in Pau: ich fühle, sie stehen mit meinem innersten Wesen im Zusammenhang und trugen dazu bei, mich so zu machen, wie ich bin, weil sie, die gewiß Hunderten begegnen und an ihnen unbeachtet vorübergehen, mich in besonderer Weise berührt haben.

Dieser Allerheiligentag besitzt aber auch in der Gegenwart ein besonderes Interesse für mich, da er mir meine liebe Agnes wieder zuführte. Ich ging an den Hafen hinab, ihr entgegen; der Lärmen und das Gedränge dort eigneten sich wenig zum Empfang meines Kindes, dessen Wesen inmitten der rohen Fuhrleute und aufdringlichen Weiber, Fischerwittwen, die zum Tragen des Gepäckes berechtigt sind, mir doppelt schüchtern, sanft und ruhig erschien. Obgleich Agnes blaß war, kam sie mir doch weder magerer noch wirklich krank aussehend vor; und ich konnte Herrn Neville herzlich danken, daß er sie mir so zurückgebracht. Er selbst ist offenbar gesunder und kräftiger als früher und die Jahre wirken nur günstig auf ihn ein; die Berührung mit der Welt hat ihn gelenkiger gemacht, und der Verkehr mit der Gesellschaft, wie die landwirthschaftlichen Geschäfte und Beziehungen waren seiner Entwicklung vermuthlich günstiger,

als es die trockne Advokatenlaufbahn gewesen wäre. Wir gingen mit einander nach der haute ville und dieser erste Anblick einer französischen Stadt fesselte Agnes' Aufmerksamkeit völlig. Zu Hause überwältigte uns Essie mit Freudenbezeugungen, während Ina sehr liebevoll und wohlthuend, aber doch etwas befangen war, da Herr Neville sie entschieden kalt behandelte. Doch frühstückten wir sehr gemüthlich zusammen, ließen uns viel von Marietta und Cissy und anderen unbekannten Leuten mit bekannten Namen erzählen, und Agnes schwatzte ganz munter, scherzte sogar mit Herrn Neville in viel unbefangenerer Weise als früher und erfreute mein Herz dadurch, bis schließlich eines gewissen Pastor Digby Erwähnung geschah. Der Name rief mir jenen Digby zurück, welcher Herrn Neville zuerst bei den Ansons einführte und, wie ich nun erfuhr, ein Vetter dieses neuen Freundes ist. Bei dessen Erwähnung bemerkte ich zufällig, daß ein schmerzlicher Ausdruck Agnes Gesicht überflog und sie wurde ganz still. Das Frühstück ging zu Ende, und da Frau von Bradschau Briefe schreiben wollte und Agnes der Ruhe bedurfte, schlug ich Neville vor, ihn durch die Stadt oder vielmehr auf den Wall spazieren zu führen. Mit ihm allein fühlte ich mich etwas befangen, weil mir unsre Meinungsverschiedenheit hinsichtlich Johann Penryn's im Sinne lag und ich meine Befürchtungen wegen des Barons van Bronnen deshalb kaum äußern mochte. Als wir jedoch, auf der Höhe stehend, den Fluß und Hafen überblickten, begann er selber: „Ich habe diesen Vorwand ergriffen, hierher zu kommen, obgleich ich Marietta nur ungern verließ. Mich verlangte, mit Ihnen über Ina zu reden. Sie wissen, Lord Hopeton war in unsrer Nachbarschaft."

„Ja," sagte ich; „Agnes erwähnte dessen."

„Sie erwähnte aber nicht, weil sie es schwerlich vernommen, daß Lord Hopeton sich ziemlich starker Ausdrücke über Ina's Betragen gegen ihn bediente, und, wenn er die Wahrheit gesprochen, mit vollem Recht."

„Wenn!" fiel ich ein; „aber lassen Sie hören; ich weiß so ziemlich Alles."

„Er behauptet, es habe zwischen ihm und Ina ein stillschweigendes Einvernehmen bestanden, und er erzählte seiner Tante, diese aber wieder Marietta, die Sache sei ganz in Ordnung gewesen. Er habe sich zuerst gegen Frau von Penryn erklärt, welche ihn unbedingt ermuthigt. Dann durfte er Ina ein Geschenk überreichen, dessen Annahme für eine Billigung seiner Bemühungen gelten mußte; sie nahm es an, ja, sie that noch viel mehr; und wenn er keinen eigentlichen Heirathsantrag gestellt, unterblieb das nur, weil sie einander ohnehin gründlich verstanden; darauf sah er sich ohne jede Vorbereitung oder jeglichen Grund zurückgewiesen. Werthlos, wie er in mancher Beziehung zu nennen, besitzt er doch ein gewisses Ehrgefühl, und ist natürlich empört. Nun geht aber das Gerücht, Ina habe sich nicht zum erstenmal so benommen, und man verbreitet Lügen, welche das Ohr der Baronin Anson erreichen und durch deren Weigerung, Heinrichs Verlobung gutzuheißen, eine scheinbare Bestätigung finden. Wirkung und Gegenwirkung folgen naturgemäß auf einander und Ina gilt für eine ausgemachte Kokette. Das nenne ich aber recht schlimm."

„Ich auch," sagte ich bitter; „aber Frau von Penryn trägt die Schuld. Jene Brosche betreffend, hat sie Ina gröblich hintergangen."

„Ich glaube das wohl," war Neville's Antwort, „aber die Welt thut es gewiß nicht."

„Dann muß sie ihre Meinung festhalten," sagte ich; „es gibt keinen Ausweg."

„Doch," erwiederte Herr Neville; „der beste Ausweg wäre, wenn Ina Heinrich Anson mit der Baronin Zustimmung heirathete."

„Gewiß, falls sie das könnte."

„Und Sie würden nichts dagegen thun?"

„Ich? nein, weshalb sollte ich das, und wie?"

„Ich weiß, Sie haben gewisse Grundsätze über das Zusammenstimmen der Seelen und die gegenseitige Veredlung in der Ehe; würden die hier nicht hinderlich sein?"

„Ich habe nur den Grundsatz, daß man ehrlich und gerade verfahren muß und daß es besser ist, einen Mann

zu heirathen, der Gott fürchtet, als einen, der sich nicht um ihn kümmert."

„Je nun, ein Gottesverächter ist Heinrich Anson nicht. Wäre es Ihnen aber in Betracht dieser schlimmen Gerüchte nicht lieb, wenn man einen neuen Versuch machte, die Baronin zu gewinnen?"

„Nein; er würde zu nichts führen, und ich gestehe offen, daß mein Stolz sich dem widersetzt."

„Stolz und Gefühl kommen hier nicht in Betracht," rief Neville aus; „ich fordere Vernunft."

„Die ich nicht habe. Was verstehen Sie aber unter dem neuen Versuch?"

„Ein Versuch durch Jemand anders — etwa durch den Kapitän Schau."

„Heinrich Anson hat Ihnen das angegeben," sagte ich.

Herr Neville schwieg. „Nun ja," begann er wieder, „insofern seine Wünsche mit dem Ergebniß unsrer Berathungen zusammenfallen. Diese Trennung für ein ganzes Jahr ist bedenklich."

Solche Einmischung in meine Familienangelegenheiten war mir nun zwar nicht ganz recht; aber trotz seines belehrenden Tons hat Neville eigentlich nichts Aufdringliches, und ich antwortete ruhig: „Sie können dieselbe nicht bedenklicher finden als ich; auch entfernte ich ja deshalb Ina aus Dernham. Wenn Sie, Kapitän Schau oder sonst Jemand einen bessern Zustand der Dinge herbeizuführen vermöchten, ohne mich dabei in's Spiel zu bringen, dann meinetwegen! nur will ich in den Augen der Baronin nichts damit zu schaffen haben. Das wäre unwürdig, und für mich und Ina erniedrigend."

„Einverstanden," sagte Herr Neville; „Sie sollen nicht weiter davon hören. Also bis zum Januar dachten Sie hier zu bleiben?"

„Wir haben das Haus bis dahin gemiethet, können es aber länger behalten."

„Und der Aufenthalt sagt Ihnen zu?"

„Ja."

„Das freut mich. A propos, hat Agnes Ihnen erzählt,

welch tiefen Eindruck die Predigten eines Nachbars von uns, des Pastor Digby, auf sie gemacht?"

„Sie erwähnte der Predigten, doch bildete ich mir ein, hoffentlich war es nur Einbildung — daß sie nicht gerade von dem Prediger sprechen mochte."

Herr Neville lachte. „Sie wollen gern Jna los sein, ehe Sie um Agnes zu sorgen beginnen," sagte er; „aber Sie können sich völlig beruhigen. Digby ist ein trefflicher Mensch, doch keineswegs geeignet, ein Mädchen wie Agnes zu fesseln, welche mir bestimmt scheint, ‚in sittsamer Betrachtung, liebefrei' durch's Leben zu gehen."

„Ich hoffe das von Herzen," war meine Antwort. „Sie glauben mir freilich nicht. Man setzt von jeder Mutter voraus, daß sie ihre Tochter zu verheirathen wünsche oder gar versuchen müsse, wenn sie sich ihrer mütterlichen Pflichten bewußt sei. Sollte sich Agnes aber je verlieben, so wäre das bei ihr ein Gefühl auf Leben und Tod, und die Gefahr macht mich zittern."

Herr Neville antwortete nicht, schien aber doch etwas sagen zu wollen. Wir standen beisammen und blickten über die alten grauen Mauern auf die geschäftige Stadt, den Hafen und den niedrigen, sandigen Fluß hinab, der an unsern Füßen vorüber sich in Krümmungen durch bewaldete Dörfer hinzog, von grauen Herbstnebeln theilweise verhüllt; und nach langem, tiefem Stillschweigen begann Herr Neville: „Wer in die Lotterie gesetzt und das große Loos gewonnen, weiß am besten, was es heißen müßte, eine Niete zu ziehen. Ihnen danke ich Marietta, — glauben Sie nicht, daß ich's jemals vergesse!" Seine Stimme zitterte, er legte seine Hand auf die meinige und wandte sich ab. Wir betraten die Allee, welche nach der Route de Calais führt und sprachen von andern Dingen. Sehr ungern erwähnte ich endlich Johann Penryn's, fragte, was er thäte, und bekam zur Antwort, daß er sich bereite, früher nach Indien zu gehen, als er gewollt. Ein alter Freund, der Vetter jenes Pastor Digby, habe ihn beredet, sich ohne Zeitverlust in Bombay niederzulassen. Darauf bezügliche Geschäfte hätten ihn aus London weggeführt. Ich sprach von meinem Schreiben, das bisher ohne

Antwort geblieben, faßte mir dann ein Herz und erwähnte meiner Befürchtungen hinsichtlich des Barons. Herr Neville lachte, aber sein Lachen klang unsicher. Der Gedanke sei thöricht, erklärte er; Johann wäre ein ganz andrer Mensch geworden. Doch kehrte er mehrmals zu diesem Gegenstand zurück und that allerlei Fragen, die zu beweisen schienen, daß er meine Furcht nicht für ganz unbegründet halte.

Vierzigstes Kapitel.

Eine Begegnung.

Den 8. November.

Herr Neville blieb nur einen Tag hier; dann begann Agnes zu arbeiten und hat in ihrer methodischen Weise Essie und uns Alle in Ordnung gebracht. Frau von Bradschau erklärt, sie sei noch nie in einer so strengen Schule gewesen und in Agnes Gegenwart sitze die Pflicht wie Banquo's Geist auf dem ersten Stuhl. Sie höre beständig, man müsse Klavier spielen, oder Aufsätze schreiben, oder Herr Laurent komme, oder Signor Villari werde erwartet; und da sie unverbesserlich träge sei, fühle sie sich stets versucht, Diktionär und Grammatik aus dem Fenster zu werfen, den Lehrern eine höfliche Verbeugung zu machen und nach Amiens oder Paris aufzubrechen. Unser jetziges Treiben muß ziemlich langweilig für sie sein, da sie kein besonderes Interesse an den Studien nehmen kann; doch erträgt sie es in liebenswürdigster Weise und ist die Seele der ganzen Gesellschaft. Auch möchte ich Agnes dahin bringen, es mit dem Unterricht weniger genau zu nehmen. Etwas in ihr was mir nicht zugänglich ist, scheint sie jedoch immer anzustacheln, sobald sie sich einige Ruhe gönnen will. Früher war sie mehr indolenter, träumerischer Natur, aber jetzt will

sie beständig arbeiten, nur arbeiten, ohne daß ihr die Arbeit besondere Freude zu machen scheint. Ich habe mehreremal auf ihren letzten Brief aus Chilhurst angespielt, kann aber nichts aus ihr herausbringen, als daß sie sich gerade nicht ganz wohl gefühlt und ihre augenblickliche Stimmung in Worte gebracht habe.

Noch immer kein Brief von Johann Penryn! Da aber der Baron weder hier gewesen, noch fernere Erkundigungen eingezogen hat, so nehme ich an, daß es ihm besser geglückt, als mir. Die Sache gefällt mir nicht. Das Wetter ist kalt geworden und Boulogne erscheint weniger freundlich. Das Meer hat eine graue Farbe, gelbe Blätter bedecken die Wälle, der Wind bläst rauh von den Höhen, unser Haus ist dürftig möblirt und die Vorplätze sind kalt und unbehaglich. Ich sehne mich wieder nach Hause und das thun wir wohl Alle. Ich könnte jetzt unsre Dernhamer Wohnung auf ein Jahr vermiethen, mag mich aber nicht dazu entschließen. Falls es Jemand gelänge, die Baronin Anson günstiger zu stimmen, so könnten wir im Januar gern nach Hause reisen; aber ich höre nichts dergleichen, und schließe aus Allem, daß die Führungen des Lebens bei mir, wo nicht bei Andern, bezwecken, mich zur Geduld zu erziehen. Morgen Abend sind wir zu einer kleinen Soirée bei französischen Freunden Frau von Bradschau's, höchst angenehmen Leuten, geladen. Agnes möchte sich gern entschuldigen lassen und scheut das Französischsprechen; aber sie muß mitgehen, wäre es auch nur, um sie daran zu gewöhnen.

Den 10. November.

Endlich sehe ich Licht, obwohl von unerwarteter Seite. Gestern Abend waren wir bei Madame de Brézé, Ina, Agnes und ich. Frau von Bradschau litt ausnahmsweise an Kopfschmerzen, wollte also lieber zu Hause bleiben und Essie Gesellschaft leisten. Wir gingen um acht und kehrten vor Mitternacht heim. Es war eine ganz fröhliche, einfache Gesellschaft; man tanzte und spielte Karten; an letzterer Unterhaltung nahmen weder ich, noch Ina und Agnes Theil. Herren und Damen blieben noch mehr getrennt, als

das bei uns in England der Fall; sie spielten an verschiedenen Tischen Ecarté, und als der Tanz begann, führten die jungen Männer ihre Damen feierlich in's andre Zimmer, tanzten eine Quadrille in aller Form, brachten ihre Tänzerinnen wieder zurück und spielten fort bis zur nächsten Quadrille; zur Unterhaltung bot sich keine Gelegenheit; dergleichen erlaubten sich nur die verheiratheten Frauen und sie allein tanzten auch Walzer oder Polka. Kleine Tassen Chokolade und Tüten Bonbons wurden herumgegeben; am Abendessen nahmen nur eigens geladene Gäste Theil, zu denen wir nicht gehörten. So verstrich der Abend ganz angenehm und als Beispiel französischer Geselligkeit unterhaltend; wichtig wurde er jedoch für mich, da etwa gegen zehn Uhr zu meiner höchsten Ueberraschung ein englischer Herr erschien, in welchem ich sogleich Johann Penryn erkannte. Ich befand mich gerade mit Ina im innern Salon; Agnes tanzte. Madame de Brézé empfing Johann wie einen Fremden, doch wurde er ihr durch seinen Begleiter, einen französischen Herrn, vorgestellt. Im ersten Augenblick sah er mich nicht; dann, mich gewahrend, fuhr er zusammen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. Er stürzte auf mich zu und schüttelte Ina, ohne alle Rücksicht auf französischen Anstand, die Hand, benahm sich überhaupt so auffällig, daß ich einigen mißbilligenden Blicken der Gesellschaft begegnete. Aber Johann Penryn kümmert sich wenig um die öffentliche Meinung; er geht seinen geraden Weg, tadelt Andere wenig, und denkt nicht daran, daß er selbst dem Tadel sich aussetzen könnte. Ina, die gerade umgekehrt empfindet und die französischen Sitten kennt, welche nur einer Braut gestatten, entschiedene Aufmerksamkeiten von einem jungen Mann entgegenzunehmen, zog sich mehr zurück, als mir nothwendig schien; Johann wurde dadurch etwas abgeschreckt und wandte sich mir alleine zu, konnte aber sein Entzücken über diese Begegnung nicht verhehlen. Sie sei ihm ganz unerwartet, berichtete er; Geschäfte hätten ihn nach Boulogne geführt, wo er uns natürlich hätte aufsuchen wollen; er wäre aber lange aufgehalten worden, weil Jemand, den er erwartet, ausgeblieben

sei, bis sein Freund, Herr Villecour, welchen er im Gasthof getroffen, sich erboten, ihn hierher zu bringen.

Eine höchst einfache Erklärung, in der That; welcher Art mochten aber seine Geschäfte sein? und wen hatte er erwartet? Diese Fragen drängten sich mir auf; in Johann Penryn's Gegenwart vermag ich indeß nie, den Argwohn festzuhalten, der mich sonst wohl beschleicht. Gerade weil sein Blick, sein Wesen und Gehaben mich so unwiderstehlich anziehen, muß ich ihm gegenüber auf meiner Hut sein; ich mag ihn zwanzigmal lieber als Herrn Neville und könnte ihm Alles sagen, was mir gerade in den Sinn kommt, ohne Furcht, mißverstanden zu werden. Er besitzt weder Grillen noch Eigenheiten, ist von Herzen theilnehmend und stets zu helfen bereit, dabei so offen und liebevoll, daß er in mir die zärtlichsten mütterlichen Gefühle weckt und ich ihn, wie meine eignen Knaben, vor Schmerz und Kümmerniß bewahren möchte; auch glaube ich, daß er das weiß, obwohl ich ihm nie halb so viel Antheil gezeigt, als ich gethan hätte, wenn er nicht eben Johann Penryn wäre. In kleinen Verlegenheiten nimmt er stets seine Zuflucht zu mir, wie zu einer Mutter, ganz mit demselben Vertrauen. Sein Betragen gegen Ina und Agnes ist auch immer höchst liebenswürdig gewesen und ich brauchte sie nie vor allzu großer Vertraulichkeit mit ihm zu warnen, denn sicherlich würde er bei aller natürlichen Lebhaftigkeit die Grenze des Feinen und Schicklichen nicht überschreiten. Nur die französische Etiquette, welche junge Leute vor ihrer Verheirathung so strenge überwacht, konnte auch an diesem Abend sein Wesen gegen Ina vielleicht etwas zu frei nennen; ich gab ihm nur einen Wink und er befolgte denselben sogleich; als er dann mit Agnes zusammentraf, würde auch der Tadelsüchtigste nichts Unpassendes in seinem Benehmen wahrgenommen haben. Er sprach nur mit mir, bis sein Freund ihn zum Tanzen drängte, und gehorchte dann der Aufforderung ungern, weil ihn die heimathlichen Gesichter und Gespräche unwiderstehlich fesselten. Unsre Unterhaltung hatte großes Interesse für mich. Meine erste Frage war natürlich, ob er meine Zeilen erhalten? Nein, er hatte London schon länger

verlassen, wie Herr Neville mir berichtet; und obgleich er Auftrag gegeben, ihm die Briefe nachzuschicken, konnte seine dumme alte Wirthin das leicht versäumt haben. „Was enthielt er denn aber?“ Ich erwiederte nur, wir wollten morgen darüber sprechen; und obgleich er unruhig aussah und gern gleich mehr gehört hätte, blieb ich fest und wir kamen auf andre Gegenstände. Der Bruder jenes Pastor Digby ist in Indien und schildert seine dortigen Aussichten als Rechtsgelehrter sehr lockend, weshalb Johann, der von Natur ungeduldig ist, das langsame Fortkommen, oder, wie er sich ausdrückt, das völlige Stillstehen in London nicht mehr zu ertragen vermag. Er will zum Frühjahr nach Indien und trifft jetzt die nöthigen Vorbereitungen, indem er manche kleine Geschäfte abwickelt. Ich hätte mich gerne eingehender nach letzteren erkundigt, verschob das jedoch auf den folgenden Tag. Ich weiß nicht, ob Heinrich Anson mit Ina's unverholener Freude an dieser Begegnung ganz zufrieden gewesen wäre. Wenn sie den Einen zu würdigen versteht, begreife ich meinerseits nicht, wie der Andre ihr je gefallen konnte. Hätte sie sich mit Johann verlobt — aber nein, das wäre noch viel schlimmer gewesen, denn ich hätte ja nie meine Einwilligung geben dürfen. So danke ich Gott, daß er mir diese Prüfung ersparte!

Einunddvierzigstes Kapitel.

Wetterstrahl.

Den 12. November.

Ich bin recht feige, und scheue mich, einer Thatsache in's Gesicht zu blicken, indem ich sie in Worte fasse: doch muß es geschehen. Johann Penryn hat um meine Agnes angehalten. Sie liebt ihn, wie nur eine so tiefe, reine,

hingebende Natur zu lieben vermag; ihr Dasein ist in dem seinigen beschlossen und meine Zustimmung eine Frage von Leben oder Tod.

Weshalb war ich denn so blind, oder sah wenigstens nicht die Möglichkeit voraus, um Vorkehrungen dagegen zu treffen? Es ist eben ein Verhängniß! Ich fürchtete nur für Ina und legte mich noch gestern mit der Sorge schlafen, Johann's Anwesenheit möchte in dieser neue Gefühle wecken; aber Agnes kam mir nie in den Sinn. Sie schien mir noch ein Kind, als wir Johann zuerst kennen lernten. Dennoch hat Frau von Bradschau schon seit einiger Zeit gewisse Symptome bei ihm wahrgenommen, und meint, Herr Neville habe Aehnliches vermuthet. Marianne Bradschau sprach sogar einst mit Marietta darüber, und obgleich diese damals nur bei dem Gedanken gelacht, geht aus dem Umstand doch hervor, daß die Leute ihre Bemerkungen gemacht. Nur ich allein war blind. Und nun ist es geschehen, was ich seit Jahren gefürchtet, — und gerade mein Liebling, das reinste, zarteste, schüchternste, dem Schmerz am wenigsten gewachsene aller meiner Kinder soll leiden, weil ich nicht vorhergesehen, nicht gewacht habe!

Ich mache mir die bittersten Vorwürfe! Hätte ich frei heraus gesprochen, hätte mein Geheimniß nur Marietta mitgetheilt, so wäre es ihr vielleicht gelungen, der Katastrophe vorzubeugen. Ich denke zurück, überlege mir jedes kleine Erlebniß während jener Wochen, die Johann in Woodleigh zubrachte, und lerne jetzt erst den Sinn mancher Worte und Blicke, die mir damals unverständlich blieben, verstehen. Niemanden trifft dabei irgend ein Tadel; Alle benahmen sich einfach und wahr, ohne versteckte Absichten; und Johann's Erklärung, so unerwartet und beklagenswerth sie auch ist, ging doch aus einem unwiderstehlichen Antrieb hervor. Folgendermaßen hat sich die Sache begeben.

Am Tage nach der Gesellschaft litt ich an heftigen Kopfschmerzen und konnte Johann nicht empfangen. Er kam den folgenden Morgen wieder; Ina und Agnes befanden sich im Zimmer. Er redete freundlich und herzlich mit ihnen, wie immer, und ich bemerkte nichts. Nach einiger Zeit ent=

fernten sie sich. Ina wollte mit Frau von Bradschau ausgehen, Agnes erwartete ihren Klavierlehrer; ich blieb allein mit Johann und begann über den Gegenstand meiner Sorge zu reden, indem ich des Inhalts meiner Zeilen erwähnte. Er schien anfangs etwas verwirrt und wünschte offenbar, einer Erklärung auszuweichen. Der Baron habe von Zeit zu Zeit noch mit ihm in Verbindung gestanden, äußerte er; ihr Verkehr beträfe aber Privatangelegenheiten, und er sei nicht befugt, darüber zu reden.

Ich konnte nicht weiter in ihn dringen, aber er merkte wohl, daß ich nicht befriedigt war; denn als ich schnell zu andern Dingen überging, fiel er mir in's Wort: „Sie haben noch etwas auf dem Herzen, liebste Frau von Anstruther; ich sehe es Ihrem Munde an."

„Der Mund ist immer ein Verräther," erwiederte ich, „sogar mehr noch als die Augen. Ich habe allerdings etwas auf dem Herzen; da Sie aber behaupten, keine weitere Erklärung geben zu können, wäre es nicht der Mühe werth, davon zu reden."

„Es ist aber der Mühe werth und ich muß es hören," rief er ungestüm. „Lieber soll alle Welt schlimm von mir denken, als Sie. Die Sache betrifft jenen elenden van Bronnen, nicht wahr?"

„Ich wollte, Sie hätten nichts mit ihm zu schaffen," sagte ich.

„Das habe ich auch nicht, nur — der Kerl ist ein Schurke! ich verwünsche den Tag, wo ich ihn zuerst erblickt!"

„Ich auch," war meine Antwort, „er hat mir schon viele Sorge gemacht."

„Hat er das? nehmen Sie wirklich solches Interesse an mir? Ist es für Sie von Wichtigkeit, ob ich verloren gehe, oder nicht?"

Er sprach so eifrig, daß es mich Wunder nahm, und meine Besorgniß fast zur Ueberzeugung wurde. „O, Johann," sagte ich, „wäre es denn Ihren Freunden möglich, ruhig zu bleiben, wenn sie diese Verbindung mit einem Menschen sehen, den Sie selbst einen Schurken nennen?"

„Ich verstehe nicht," rief er aus. „Inwiefern stehe

ich mit dem Baron van Bronnen in Verbindung? wer behauptet das?“

„Sie selbst,“ erwiederte ich; „Sie bekennen, einen Verkehr mit ihm unterhalten zu haben.“

Er wurde erst blaß, dann roth, ging, ohne zu antworten, einigemal im Zimmer auf und ab, und sagte dann, vor mich hintretend, im Ton unterdrückter Bewegung: „Könnten Sie denn wirklich glauben, Frau von Anstruther, mein Verkehr mit diesem Menschen sei ein solcher, den ich zu bekennen mich schämen müßte?“

„Er war das einst,“ antwortete ich; „und —“

Er unterbrach mich: „Niemals! niemals! ich schwöre es vor Gott! Ich war jung, unwissend, thöricht; doch habe ich, was den Baron van Bronnen betrifft, nie etwas gesagt oder gethan, was nicht alle Welt hätte erfahren können, wenn sie mich auch vielleicht deshalb getadelt hätte.“

„Ich weiß, Sie konnten nicht ehrlos handeln —“ begann ich.

„Ehrlos! Sie machen mich toll! Wie kam das Wort auf Ihre Lippen? Haben Sie denn alle Achtung vor mir verloren?“

„Ich bin nur um Sie besorgt, lieber Johann, wie Sie es in demselben Fall für einen Andern sein würden.“

„Solche Sorge setzt aber Mißtrauen voraus. Was habe ich gethan, daß Sie mir mißtrauen sollten?“

„Nichts, daß ich wüßte; aber —“ ich schämte mich meines Argwohns und schwieg.

„Aber, Sie können sich des Mißtrauens nicht erwehren, so lange Sie nicht von dessen Ungrund überzeugt sind. Frau von Anstruther, Sie thun mir großes Unrecht.“

„Ich möchte das nur zu gerne glauben,“ antwortete ich; „nichts wäre mir lieber, als dieses Unrechts überführt zu werden.“

Er richtete sich stolz empor, während er sprach: „Wenn ich Ihnen mein Wort gebe, so ist das Alles, was ein Mensch verlangen kann. Nun aber haben Sie mein Wort.“

„Und ich bin zufrieden,“ wollte ich sagen; das alte Vorurtheil kehrte aber zurück und ich schwieg.

Johann blickte mich fest und ruhig an; sein Gesicht war jedoch aschfarben und sein Blick so streng, daß ich zitterte, als er kalt fortfuhr: „Ich verstehe: mein Name ist Penryn. Ich hatte das schon gehört, wollte es aber nicht glauben.“

„O Johann, Johann!“ rief ich aus; „beurtheilen Sie mich nicht falsch! Das schmerzt mehr als Sie wissen.“

„Dennoch bin und bleibe ich ein Penryn,“ wiederholte er.

Ich wich der Antwort aus: „Dennoch fehlten Sie einst — schon vor Jahren — aber Sie fehlten; ich fürchte nun immer, es könnte wieder geschehen.“

„Aber doch nicht, wenn ich das Gegentheil versichere?“ sagte er. „Frau von Anstruther“ — seine Stimme wurde sanft und bittend, wie die eines Kindes — „möge Gott nicht mit Ihnen verfahren, wie Sie mit mir!“

Er lehnte seinen Kopf gegen das Gesims; ich trat auf ihn zu, faßte seine Hand und sagte: „Hören Sie mich, Johann! Ich nehme Ihre Versicherung an; ich glaube, daß Sie im Verkehr mit diesem Elenden kein Tadel trifft; es war ein unbegründeter Verdacht von mir und ich bereue ihn. Vergeben Sie mir und lassen Sie Alles getilgt und vergessen sein.“

„Das ist unmöglich,“ sagte er finster; „Sie wissen nicht, was Sie gethan haben.“

„Doch; ich rührte Vergangenes wieder auf und behandelte Sie wie einen Knaben, während Sie ein fester Mann geworden sind.“

„Ich durchschaue die Sache,“ fuhr er fort; „Sie wollten mir Karl nicht anvertrauen; Sie fürchteten, ich möchte ihn auf Abwege bringen.“

„Das muß Sie nicht kümmern.“

„Es kümmert mich aber; ich fordere eine offene Erklärung.“

„Warten Sie, bis Sie in Indien sind; Ihre jetzige Verfassung eignet sich schlecht zu solchen Erklärungen.“

Er fuhr von seinem Sitz empor. „In Indien! Glauben Sie denn, ich könne reisen mit dem Zweifel im Herzen, ob meine theuerste Hoffnung, mein ganzes Lebensglück von einem

Vorurtheil abhängen soll? Frau von Anstruther, haßt Agnes mich auch, weil ich ein Penryn bin?"

Ein leises Geräusch störte uns. Wir blickten um; Agnes stand in der Thüre; ihre Finger berührten den Drücker. Man brauchte nicht zu fragen, ob sie die Worte gehört, ihr Gesicht verrieth es.

Johann stürzte auf sie zu; als sie sich zurückziehen wollte, legte er seine Hand auf die ihrige und beider Augen begegneten sich. „Haßt Agnes mich auch, weil ich ein Penryn bin?" wiederholte er.

Mein Liebling blickte mich an, als wolle sie in meinen Armen Schutz suchen; dann, als Johann ihre Hand festhielt, sagte sie mit leiser Stimme: „Mama, ich kann nicht anders!" ihr Kopf fiel auf seine Schulter und sie brach in Thränen aus.

Das kam Alles so schnell, so unerwartet; ich erinnere mich kaum, was ich sagte oder that. Ich glaube, daß ich zu ihnen trat, Agnes fortzuziehen suchte und Johann bat, uns allein zu lassen.

Er weigerte sich indessen. Sie gehöre ihm, sagte er, ihrem eigenen Bekenntniß zufolge. Er müsse es noch einmal hören. „Agnes, Geliebte, sprich!" rief er aus und umfaßte sie zärtlich. „Ich soll doch nicht fortgehen?" Mein armes Kind vermochte nicht zu sprechen; sie war zu bewegt; doch ließ sie Johann ihre Hand und blickte ihn mit verschleierten thränenvollen Augen, aber mit dem schönsten Lächeln hingebender Liebe an.

Er wandte sich zu mir. „Sie sehen ihre Antwort. Darf ich, obwohl ein Penryn, sie nicht allein sprechen?"

„Nachdem Sie erst mit mir gesprochen," erwiederte ich. „Agnes, liebstes Kind, ich muß Johann einige Worte sagen; gehe du auf dein Zimmer." Ich küßte sie zärtlich, hatte ihr aber bange gemacht.

Sie blickte von mir auf Johann und sagte mit kaum hörbarer Stimme: „Ist es denn unrecht? O Mama, hätte ich anders können?"

„Du hast kein Unrecht gethan, mein süßes Kind," beruhigte ich sie; „auch nicht das geringste — nur —"

Sie zögerte noch immer. Ich glaube, eine Sorge um Johann hatte sie ergriffen, denn sie blickte ihn erschrocken und verwundert an und verließ uns.

Als die Thüre sich schloß, sank ich in einen Lehnstuhl und bat Gott, mir zu helfen, denn nie that mir Hilfe mehr noth. Wieder aufblickend, gewahrte ich Johann, der neben mir stand mit ganz bleichem Gesicht und Augen, wie in einen schwarzen Rahmen gefaßt, was ihrem Ausdruck etwas Erschreckendes verlieh. „O, Johann," sagte ich, „hätten Sie mir das nicht ersparen können?"

„Ich fordere eine Erklärung," erwiederte er kalt.

„Sie hätten erst mit mir sprechen sollen," fuhr ich fort.

„Sie haben recht; das hätte ich auch gesollt. Verzeihen Sie meiner Schwäche." Er hielt inne, aber sein Ungestüm überwältigte ihn und er rief: „Um Gottes Willen lassen Sie mich das Schlimmste hören! Sie geben Ihre Zustimmung nicht?

„Ich kann nicht."

„Und weshalb?"

Er sagte das mit so veränderter Stimme, daß ich sie kaum erkannt hätte und als er die Lehne meines Stuhles umklammerte, streckte ich die Hand nach ihm aus, denn ich glaubte, er würde ohnmächtig. Er stieß sie zurück, setzte sich neben mich und wiederholte: „Weshalb?"

„Weil ich mein Wort gegeben. Es war die letzte Forderung meines sterbenden Gatten."

Eine augenblickliche Stille folgte; dann stieß er langsam und fast unverständlich die Worte hervor: „Ich, ich bin ein Penryn. Aber Gott ist gerecht; er wird es nicht dulden."

„Hier ist von keinem bloßen Vorurtheil die Rede," fuhr ich fort, mich gewaltsam zusammennehmend: „Ihres Vaters früheres Leben —"

„War ein trauriges, elendes!" rief er; „Sie brauchen mir das nicht ins Gedächtniß zu rufen."

„Ich that es auch nur, um die Sorge meines Mannes vor ferneren Verbindungen zwischen den Familien zu recht-

fertigen, besonders da er große, vielleicht übertriebene Furcht vor erblichen Anlagen hegte."

Johann fuhr von seinem Sitz empor. „Und ich soll solcher übertriebenen Furcht vor erblichen Anlagen zum Opfer fallen! Frau von Anstruther, Sie werden mich zur Verzweiflung treiben! Aber Agnes möge für sich selber sprechen! Ich werde sie gleich fragen."

„Nein, Johann," sagte ich, „das werden Sie nicht; dafür lieben Sie sie zu sehr. Da Sie sie kennen, werden Sie ihre Seele nicht durch plötzliche Mittheilung der Wahrheit erschüttern wollen. Ich muß sie erst vorbereiten."

„Aber wie? Ich vertraue das Niemandem an, als mir selbst. Gott verzeih' mir, aber ich glaube, Sie stehen Alle gegen mich im Bunde."

„Welche Alle? Niemand als ich, — kein menschliches Wesen außer mir kennt jene Thatsache."

„Dann werden Sie die ganze Welt gegen sich haben! Dann gehört sie mir!" rief er triumphirend aus. „Die Todten sollten die Lebendigen binden! Das wäre Thorheit — Sünde! Frau von Anstruther, im tiefsten Herzen stimmen Sie mir bei!"

„Das Versprechen ist Angesichts des Todes gefordert und gegeben," sagte ich; „darin lag keine Sünde."

„Ja," rief er aus; „ich nenne es sündlich, sich an die Stelle der Vorsehung setzen, noch regieren zu wollen, wenn Gott dem Regiment ein Ende gemacht, aus dem Grabe heraus das Glück derer zu zerstören, die ihm nichts zu Leide gethan! Das war Grausamkeit, Frevel! Ach, vergeben Sie mir! Aber Sie konnten dem nicht zustimmen!"

„Er starb in der Ueberzeugung, daß ich's gethan," war meine Antwort. „Er sprach in dem Glauben, ich theile seine Gefühle, und ich theilte sie wirklich."

„Aber Sie gaben das Versprechen nicht?"

„Ich gab es; mir blieb keine Zeit zur Ueberlegung, denn das Ende war nahe. Er sagte mir, eben ehe er das Bewußtsein verlor, es gereiche ihm zum größten Trost, sich in dieser Sache auf mich verlassen zu können; und so sehr lag sie ihm am Herzen, daß er ohne mein Wissen eine Klausel

in seinem Testamente angebracht, wonach jedes meiner Kinder, daß sich ohne meine Einwilligung verheirathen würde, enterbt werden soll." Johann that einen ungeduldigen Ausruf, aber ich fuhr fort: „Das Alles mag Ihnen sehr unwichtig scheinen, ist mir jedoch wichtig und wird es auch Agnes sein."

„Ich muß sie sehen," sagte er finster; „nur aus ihren Händen will ich mein Geschick hinnehmen."

„Morgen kann das vielleicht geschehen," erwiederte ich. Heute muß ich sie für mich behalten. Vertrauen Sie mir," fuhr ich fort, als er Anstalt machte, mich zu unterbrechen; „ich verspreche Ihnen, ihr den Fall ohne Erklärungen oder Rathschläge meinerseits vorzulegen. Sie sollen ihre einfache, unbeeinflußte Entscheidung erfahren; nur kann ich nicht zugeben, daß man sie unvorbereitet überfalle und ihr Aeußerungen entlocke, die sie vielleicht hinterher bereuen müßte." Ich bot ihm die Hand; er zögerte. „Johann," sagte ich, „ich bin beklagenswerther als Sie." Er faßte meine Hand, hielt sie fest und blickte mich mit dem Ausdruck so hoffnungslosen Flehens an, daß ich alle Kraft des Entschlusses schwinden fühlte, mich von ihm losriß und Agnes aufsuchte.

Die Scene war schrecklich, aber mich erwartete eine weit schrecklichere. Ich fand Agnes auf ihrem Zimmer. Sie war nicht ungestüm und zornig wie Johann, sondern ruhig wie immer, auch im tiefsten Leiden. Ich ließ ihr zu Fragen keine Zeit; sie setzte sich zu meinen Füßen und ich erzählte ihr Alles, was ich Johann erzählt hatte, weder mehr noch weniger; nur verweilte ich länger bei den Ursachen, welche der Furcht meines Gatten vor jeder Verbindung mit Heinrich Penryn's Familie zu Grunde lagen, — Ursachen, die Johann nur zu wohl kannte. Als ich ihr am Schluß meiner Geschichte sagte: „Damals glaubte man bestimmt, Heinrich Penryn richte sich durch Spiel und Trunk zu Grunde, und seine Kinder würden in denselben Gewohnheiten erzogen, —" erhob Agnes den Kopf, welchen sie bis dahin gesenkt hatte, und sagte fast stolz: „Das war aber nicht der Fall, Mama."

„Damals doch," erwiederte ich; „und Niemand hätte

erwartet, daß er so werden könne, wie er jetzt ist. Seine Wiederherstellung und Bekehrung gränzt an's Wunderbare."

„Und wenn Papa lebte, würde er nichts an Johann auszusetzen finden?"

Zum erstenmal kam mir der Gedanke, es könne vielleicht ebensoviel Vorurtheil, als gerechtfertigte Besorgniß meinen Gatten beeinflußt haben. An Johann ließ sich wirklich nichts aussetzen; nur wußte ich, seine Furcht vor jeder Verbindung mit Heinrich Penryn würde ihm unter keinerlei Umständen gestattet haben, eine solche Heirath zu billigen. So antwortete ich bloß: „Ich kann das nicht sagen, mein Kind. Dein Vater hatte ganz besondere Ansichten im Punkt erblicher Gebrechen und würde vielleicht manches in Johann zu sehen meinen —"

Agnes unterbrach mich: „Es sind aber deren keine vorhanden, Mama, ganz gewiß nicht!"

„Keine, die du siehst; keine, die vielleicht je zur Entwicklung gelangen. Wir dürfen aber nicht an das denken, was sein oder nicht sein kann, sondern nur an das was ist, Agnes. Die Frage des Rechts hängt nicht von Möglichkeiten ab."

Mein armes Kind saß aufrecht da und starrte mit thränenlosen Augen durch die trübe angelaufenen Fensterscheiben.

„Ich will dich deinem eigenen Nachdenken überlassen, theures Kind," sagte ich.

Sie faßte mich am Kleide. „Ach nein, Mama, geh' nicht fort! Sage mir, was du selber meinst."

„Liebling, ich kann es nicht. Gott wird meine Entscheidung lenken; ich bedarf der Zeit zum Ueberlegen; habe Mitleid mit mir, Agnes; ich bin sehr unglücklich!" Ich brach zusammen und meine Thränen stürzten hervor.

Da vergaß mein Kind ihr eignes Leid; sie hatte mich nie so gesehen und rief, ihre Arme um meinen Hals schlingend: „O Mama, ich bin selbstsüchtig, ich dachte nicht an dich. Es muß schrecklich sein! Ach nein, du kannst dein Wort nicht brechen. Aber Johann, — Johann!" Ihr Ton bekundete den tiefsten Jammer. Ich hielt sie in meinen Armen, küßte sie leidenschaftlich, und als unsere Thränen sich mischten, schien sie einen Augenblick ruhiger; dann aber

kehrte die leise Klage des gebrochenen Herzens zurück: „Ach Johann, Johann! Laß' mich ihn sehen! nur noch einmal, Mama! Bete für mich; ich will versuchen, es zu ertragen!" bis ich sie endlich auf's Sopha legte, die Drayton herbeirief und ihr gebietend, Jedermann fern zu halten, selbst das Zimmer verließ, in der Hoffnung, mein Liebling werde ein augenblickliches Vergessen im Schlummer der Erschöpfung finden.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Schwere Kämpfe.

Den 14. November.

Auf diesen Tagen lastet ein Alp; ich weiß kaum, wie sie verstreichen. Mein Liebling ist krank. Sie bleibt auf ihrem Zimmer und kann Niemand sehen. Ich wage nicht, Johann Penryn's Namen vor ihr zu nennen. Er kommt, verlangt sie zu sehen und ich darf ihn nicht vorlassen. Frau von Bradschau weiß Alles; Ina auch; es wäre unnütz, ihnen etwas verhehlen zu wollen. Wir befinden uns sämmtlich in derselben Ungewißheit; Frau von Bradschau's sonstige rasche Weise, eine Sache zur Entscheidung zu bringen, findet auf diesen Fall keine Anwendung; es ist eben eine Frage des Gewissens, und nur das Gewissen kann den Ausschlag geben. Wir berathschlagten noch gestern darüber: ich erzählte ihr genau, was sich begeben, und sie bekannte, an meiner Stelle würde sie empfinden, wie ich. Doch tadelt sie, daß ich nicht von Anbeginn her, den Stand der Dinge offen dargelegt habe, und ich tadle mich selbst deshalb. „Es war unrecht gegen diese jungen Dinger," sagte sie; „Sie mögen immer behaupten, dergleichen nicht erwartet, vorhergesehen oder befürchtet zu haben; aber Liebe bleibt Liebe und ihr

Same ist in der Welt so dicht gesäet, daß er jeden Augenblick emporspringen kann. Lassen wir die Frage von dem Recht, welches ein Mensch — es sei nun Vater oder Mutter — besitzen soll, Andere nach seinem Tode noch zu binden (ein Recht, das ich entschieden bestreite), bei Seite gestellt, so muß man doch solche Hindernisse, wenn sie einmal bestehen, nicht geheim halten; und ich begreife allerdings nicht, weshalb Sie das thaten."

„Einfach, weil ich die Mittheilung für unnütz hielt," war meine Antwort; „und gewiß verstehen Sie doch, daß es mir widerstehen mußte, so zarte Vertrauenssachen zum Gegenstand der Besprechung zu machen."

„Es waren nur eben nicht bloße Vertrauenssachen," entgegnete Frau von Bradschau; „wenigstens gingen sie Andre noch mehr an als Sie selber. Aber lassen wir das Vergangene vergangen sein. Versprechungen, die man Verstorbenen gab, sind jedenfalls heilig; und deshalb, liebste Freundin, empfinde ich unaussprechliches Mitleid mit Ihnen."

„Wenn ich unrecht gehabt, — und ich glaube es — so bin ich auch bitter bestraft worden," sagte ich. „Ein absichtliches Unrecht war es indeß nicht, — nur Thorheit und Blindheit."

„Thorheiten werden in dieser Welt, Sünden in der zukünftigen bestraft, das ist mein Glaube;" bemerkte Frau von Bradschau; „wäre Agnes jedoch nicht Agnes, so würde sie den gordischen Knoten sofort durchhauen."

„Ja," antwortete ich; „und diese Ueberzeugung macht meine Selbstanklage nur noch bittrer. Wäre sie widerspänstig und grollend, so könnte ich's eher ertragen."

„Johann Penryn dürfte sich nicht so leicht fügen," fuhr Frau von Bradschau fort.

„Gewiß nicht. Er schrieb mir heute früh und besteht darauf, Agnes zu sehen, ehe er nach England zurückkehrt, also vor Morgen. Er darf es aber nicht. Der Doktor wirds nicht erlauben."

„Es könnte sie beruhigen."

„Indem es einen neuen Zwiespalt der Pflichten in ihrer Seele hervorriefe? Er behauptet, sie — und schließlich auch

mich — überzeugen zu können, daß ein Versprechen, wie ich es gegeben, nur unter gewissen Umständen bindende Kraft haben müsse, Umstände, welche in diesem Falle nicht vorhanden seien."

„Er ist ohne Zweifel ein gewandter Sophist," sagte Frau von Bradschau.

„Aber Agnes wird sich durch ihn nicht überzeugen lassen," fuhr ich fort, „oder wenn sie's thäte, nur zu ihrem Elend. Könnte sie sich über den Wunsch ihres Vaters und mein Versprechen hinwegsetzen, so erwüchse ihr daraus ein steter Kampf selbstverklagender Gedanken. Solche Last vermag aber eine Seele wie die ihrige nicht zu tragen. Mit Ina wäre es etwas Anderes gewesen."

„Sie beabsichtigen also, die Sache ruhen zu lassen? sie als beendet zu betrachten?"

„Ich beabsichtige, — fragen Sie nicht, was ich beabsichtige!" rief ich aus. „Es gibt Augenblicke, wo ich fast glaube, Johann Penryn habe recht; aber sobald ich das Zugeständniß machen soll, schaudre ich davor zurück. Dann sage ich mir, die Trennung werde das jetzt so mächtige Gefühl abschwächen, und wenn Beide das Hinderniß ihrer Verbindung als unüberwindlich betrachten, würden ihre Gedanken eine andere Richtung nehmen; wieder scheint mein Gelübde, abgesehen von seiner Heiligkeit, mir gleichbedeutend mit einer Warnung gegen diese Heirath, die ich nicht füglich außer Acht lassen dürfe. Ist das nicht eine richtige Auffassung? müßte ich's nicht wenigstens mit der Trennung versuchen?"

„Vielleicht."

„Und Agnes wird sich dem fügen," fuhr ich fort. „Dem Geiste nach hat sie sich bereits gefügt, wenn auch nicht in Worten."

„Und Sie forderten ihr noch keine Entscheidung ab?"

„Nein, ich nahm sie als Selbstverstand an; mir blieb kein anderer Ausweg, wenn ich nicht nachgeben wollte. Der Doktor verbietet, sie weiter aufzuregen."

Frau von Bradschau versank in Nachdenken. Dann sagte sie: „Sie können recht haben; doch meine ich, Johann müsse sie sehen dürfen."

Unser Gespräch wurde hier unterbrochen, indem Agnes mich rufen ließ.

Sie war eben vom Schlaf erwacht und saß aufrecht im Bett, in einen dunkelrothen Shawl gehüllt; die seidenen, kastanienbraunen Haare fielen lang über ihre Schultern hinab; ihre Augen glänzten im Fieber, ihre Wangen glühten, und krampfhaft umklammerten ihre Finger einen offenen Brief. Als die Thüre sich hinter mir schloß, begann sie sogleich, ohne meine Anrede abzuwarten: „Er hat mir geschrieben, Mama, darf aber nicht wieder schreiben. Du mußt ihm das sagen."

„Wenn du es wünschest, Liebling. Aber sagte er denn etwas, was dich beunruhigt?"

„Mama, er sagt, ich könnte ihn nicht lieben, und ich will auch versuchen, das nicht zu thun; gewiß, gewiß, ich will's versuchen."

„Gott wird dir beistehen, theures Kind, wenn es recht ist, deine Liebe zu überwinden."

„Aber sag' ihm, er dürfe nicht schreiben; ich sah ihn diese Nacht im Traume, habe aber Gott gebeten, das nicht wieder geschehen zu lassen."

Ich faßte ihre brennende Hand; sie ließ sie mir einen Augenblick, zog sie dann weg, und es erfolgte ein Ausbruch des Schmerzes, der jammervoll zu sehen war. Ich suchte sie zu beruhigen, aber die wenigen Worte, welche ihr entfuhren, zeigten, wie fruchtlos ein solcher Versuch sei.

„O, Mama, Mama, warum gabst du das Versprechen? Welches Unrecht hat er denn begangen? Und ich liebe ihn, — versprich mir, es ihm zu sagen — ich liebe ihn, o wie sehr! Aber das ist Sünde. Bitte Gott, daß er mich nicht mehr an ihn denken lasse. Ich möchte so gern, so gern, das Rechte thun! Engelsmama, weine nicht! Mache ich dich unglücklich? Ich weiß ja, du konntest nicht anders; es muß ja so recht sein!

Ich lauschte diesen unzusammenhängenden Sätzen und fühlte mein Herz krampfhaft erbeben. Wie sollte, wie konnte das enden? Ich nahm Johann's Brief, denn ich glaubte, er würde mir den Schlüssel zu ihrer vermehrten Aufregung

geben. „Darf ich ihn lesen, mein Herz?“ fragte ich, und Agnes nickte zustimmend mit dem Kopf. Er lautete:

„Agnes, meine theuerste Agnes, — denn du bist mein, und Niemand kann dich mir entreißen — ich muß dich sehen, oder, wenn das verboten ist, muß ich dir schreiben. Ich läugne, daß irgend ein Versprechen Macht habe, uns zu trennen; ich erkenne es nicht an. Sage, daß du mich liebst, sei es auch nur mit dem hundertsten Theil meiner Liebe zu dir, und kein lebendes Wesen — nicht einmal deine Mutter — vermag uns dann zu trennen. Gott gestattet kein solches Gelübde das Andere bindet; vor Ihm gilt es nimmermehr. Bei deiner Liebe beschwöre ich dich, meinem Proteste beizustimmen. Es ist unmöglich, daß du dich ohne Widerstreben unterwerfen solltest; der Gedanke macht mich toll. Sie sagen mir, du seiest krank; du könntest aber nicht krank sein, wenn du empfändest wie ich; dann wärest du tapfer, — entschlossen! Laß uns fest an einander halten, so wird Niemand zwischen uns treten. Ich kehre morgen nach London zurück, aber du sollst täglich von mir hören, und mich bald wiedersehen. Ich rufe den Himmel zum Zeugen, daß ich nicht ruhen will, bis du die Meinige bist; sage nur, daß du mir dein Herz gegeben, wie ich dir das meine gab, ohne allen andern Rückhalt, als die Liebe zu Gott. Mache dir keine unnützen Gedanken. Ich weiß, wir haben das Recht auf unserer Seite und das Recht muß und wird siegen. Ewig der Deine ꝛc.“

„Ist es schlecht von ihm, Mama?“ fragte Agnes ängstlich. Sie hatte mich scharf beobachtet, während ich las.

„Es ist sehr natürlich, mein Kind; ich wundre mich nicht darüber.“

„Und verhält es sich nicht, wie er sagt? Ach nein, unmöglich! Es ist eine Versuchung! Nimm ihn weg, Mama!“ Und sie stieß den Brief von sich. Mich durchfuhr ein plötzlicher Gedanke.

„Liebling,“ sagte ich, „in dieser Sache können wir beiden, du und ich, nicht allein entscheiden. Wir müssen Andre um Rath fragen, zum Beispiel —“

„Pastor l'Estrange!“ rief Agnes mit hoffnungstrahlendem

Blick; „Frage ihn, Mama! Aber nein, unmöglich! Es war ein Versprechen, du darfst dein Wort nicht brechen! Du geliebte Mama, bete für mich!“ und ein leises Stöhnen tiefsten Jammers entfuhr ihr.

„Liebes Herz, das ist zu traurig!“ sagte ich. „Könnte ich mein Leben für dein Glück hingeben, so thäte ich's ohne Bedenken; daran zweifle nicht. Ich möchte nur bestimmt wissen, was recht ist. Wenn du wünschest, daß ich den Pastor um Rath frage, bin ich sehr bereit dazu.“

Agnes legte den Kopf in ihre Hände und ich sah, daß sie betete. Dann sprach sie: „Mama, ich möchte mein Kreuz auf mich nehmen; Gott wird mir helfen. Aber laß mich Johann sehen. Du brauchst jetzt nichts zu befürchten,“ setzte sie hinzu, als mein Gesicht wohl einiges Bedenken ausdrückte.

Ich konnte sie nur küssen und ihr zuflüstern: „Vergiebst du mir, Agnes? Ich bin sehr unglücklich!“

Da warf sie die Arme um meinen Hals, nannte mich ihre liebste, süßeste Mutter, die von jeher Alles für sie gethan; und als ich vergebens zu sprechen versuchte, weil mir das Herz zu brechen drohte, liebkoste und tröstete sie mich und wiederholte beständig, es sei Alles so gut und recht, und der Schmerz würde vorübergehen. „Im Himmel dürfen Johann und ich beisammen sein, nicht wahr, Herzensmama?“ fügte sie hinzu und blickte mich mit flehenden Augen an.

Ich antwortete: „Ja, immer und immerdar, mein Kind.“

„Aber hier nicht,“ fuhr sie in leisen Tönen fort und schauderte, als riefen die Worte allen erstickten Jammer wach. Noch einmal murmelte sie dann: „Ich muß Johann sehen!“ und da ich fürchtete, eine Weigerung würde sie mehr aufregen als die Gewährung ihrer Bitte, schickte ich gleich zu ihm.

Sie war auf, als er kam und ich ließ sie natürlich zusammen allein. Es verging eine lange Zeit; ich wanderte indeß draußen in großer Angst auf und nieder; ich fürchtete die Aufregung für sie, überlegte, welche Wirkung Johann's

Worte ausüben könnten, lauschte dem leisen Gemurmel seiner Stimme (die ihrige blieb unhörbar) und folgte ihrem Gespräch in Gedanken, wenn zuweilen ein lauterer Ton zu bekunden schien, daß er sie angefleht und den Sieg davon getragen. Gewiß war eine Stunde vergangen, als er endlich heraustrat. Todtenbleichen Antlitzes wollte er an mir vorüberstürzen, aber ich hielt ihn an. „Was ist geschehen?“ fragte ich.

„Nichts, Frau von Anstruther. Sie werden ihren Tod zu verantworten haben.“

„Dann auch den meinigen,“ entgegnete ich; „denn mein Leben ist in dem ihrigen beschlossen.“

„Sie haben sie übertrieben gewissenhaft, unlogisch gemacht,“ fuhr er fort; „die Strenge ihrer Erziehung hat ihre Urtheilskraft beeinträchtigt.“

„Das heißt, Sie vermögen ihren Entschluß nicht zu erschüttern,“ sagte ich.

„Ich kann ihr nicht die Ueberzeugung beibringen, daß sie glücklich sein würde,“ rief er aus. „Und doch wäre dem so, denn ich würde sie glücklich machen.“

„Johann,“ sagte ich, „jetzt reden Sie wider besseres Wissen. Nichts könnte Agnes glücklich machen, wenn ihr Gewissen ihr keine Ruhe ließe. Und, bedenken Sie's wohl, brächte sie in diesem Fall ihr Pflichtgefühl zum Schweigen, so könnte sie das auch in andern Fällen thun.“

„Von Pflicht ist hier nicht die Rede,“ bemerkte er finster; „das Versprechen wurde unter einer Voraussetzung gegeben, die der Begründung ermangelt. Das ist mein sehr triftiger Einwand; Sie müssen mir darin Recht geben, Frau von Anstruther.“

„Wenn ich's nicht thue, geschieht es keineswegs aus Mangel an gutem Willen,“ sagte ich. Er blickte rasch auf. „Ich ließe mich gern bereit finden, die Sache einem Dritten vorzulegen,“ fuhr ich fort.

„Zur Entscheidung?“

„Nein, nicht gerade — zur Entscheidung. Da verlasse ich mich auf mein eigenes Gewissen. Ich will aber gern Alles hören, was gesagt werden kann. Erlauben Sie mir,

den Pastor l'Estrange um Rath zu fragen? Einen aufrichtigeren, streng rechtlicheren und doch unbefangener urtheilenden Mann kann es nicht geben."

„Er ist aber ein Stock," sagte Johann, „und weiß nichts von Liebe."

Selbst in diesem Augenblick konnte ich kaum umhin, zu lächeln. Auf welcher Unkunde beruht unser Urtheil doch oft! „Bei seiner Entscheidung kann jedenfalls nichts in Betracht kommen, als daß er Agnes liebt, wie sein eigenes Kind," sagte ich.

„Nun wohl, es sei! Er könnte sie überzeugen."

„Und Johann, Sie vergeben mir?" Ich streckte ihm die Hand entgegen.

Er faßte sie hastig: „O, Frau von Anstruther! wüßten Sie nur, wie schwer es mir wird, unfreundlich von Ihnen zu denken!"

Damit verließ er mich und ich rief mir die seltsame Thatsache zurück, daß Johann Penryn's Geschick schon einmal früher, uns Beiden unbewußt, von der Frage abgehangen, ob ich mein Wort brechen dürfe oder nicht, obgleich es mir damals unter sehr verschiedenen Umständen abgerungen worden war; ein Beispiel jener seltsamen Wiederholung einzelner Begebenheiten im Leben, wie sie öfter vorkommt und uns ohne den Glauben an eine allwaltende Vorsehung leicht wie eine Art Fatalität erscheinen würde.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Ein Vermittler.

Den 23. November, Dernham.

Ich hielt es nicht länger aus in Boulogne, denn die Ungewißheit tödtete mein Kind. Ich hatte ja versprochen, des Pastor l'Estrange Rath einzuholen und fühlte wohl, das müsse ohne Verzug geschehen. Aber, wie es häufig geht, mein Brief traf den Pastor nicht zu Hause; eine ernstliche Erkrankung seiner Mutter hatte ihn abgerufen und die Zeit seiner Rückkehr war ungewiß. Deshalb zögerte ich noch; nun schrieb aber der Makler, er habe ein gutes Angebot für meine Wohnung bekommen und ich müsse umgehend antworten; da beschloß ich, sofort nach England aufzubrechen und meine Entscheidung an Ort und Stelle zu treffen. Wenn die Baronin Anson gesonnen wäre, nachzugeben, wie Herr Neville anzudeuten scheint, so dürften wir ja auch nicht länger im Ausland bleiben; und Agnes ist besser in Dernham aufgehoben, als in Boulogne; sie bedurfte stets der äußern Pflichten als Stütze und jetzt sind ihr solche nothwendiger wie je. Ich beschloß also, nach Hause zu reisen.

Zu meiner großen Beruhigung konnte ich Frau von Bradschau bei den Kindern zurücklassen; sonst wäre mir die Reise recht schwer geworden. Wir hatten in Boulogne zuletzt sehr kaltes Wetter gehabt; es schneite bereits drei Tage und Niemand wagte sich hinaus, als ich. Die Wege waren schrecklich und das Fahren auf den steilen Straßen fast unthunlich. Vorgestern hörte das Schneien auf, doch nun erhob sich ein eisiger Wind. Ich suchte vergebens nach einem Vorwand längeren Verzugs, denn kundige Wetterpropheten erklärten, der folgende Tag dürfte noch schlimmer werden, und das Dampfboot fuhr immer später ab, so daß ich London nicht vor der Dunkelheit erreicht hätte. Beim Ankleiden lauschte ich dem Seufzen der Pappeln im Garten und dachte mir allerlei Schrecken der Ueberfahrt aus; doch ließ sich nichts

dabei thun. Ich packte meinen Koffer und fuhr um zwölf Uhr mit Frau von Bradschau nach dem Hafen. Kein Dampfboot war zu sehen. Wir fragten nach der Ursache und erfuhren, es sei kurz vorher abgefahren; in den Blättern war eine verkehrte Stunde angegeben worden. Ich mußte also wieder umkehren, Agnes' Schmerzensgesicht betrachten und die langen Stunden bis gestern Morgen bestmöglichst hinbringen, worauf sich dieselben Prüfungen wiederholten: das Abschiednehmen, die Fahrt durch schlüpfrige Straßen, das Warten auf dem eisigen Quai. Diesmal kamen wir jedoch rechtzeitig und Frau von Bradschau stellte mich unter den Schutz eines alten englischen Admirals, der mich an Bord brachte, auf eine Bank legte und mit Röcken, Mänteln und Tüchern zudeckte. Sobald wir den Hafen verlassen, begannen aber die Wellen zu tosen, der Wind zu heulen und der Zug, welcher meine Decken durchdrang, wirkte noch schädlicher als die Kälte; denn als wir London endlich erreicht, zeigten sich bei mir alle Vorboten einer starken Erkältung. Ich übernachtete im Hause einer guten alten Frau, einer früheren Dienerin meiner Freundin Bradschau, welche mich nach Kräften verpflegte und am liebsten bis zu völliger Herstellung bei sich behalten hätte. Andern Nachmittags brach ich aber von London auf und lebe hier nun ganz einsam, ohne Kinder, ohne Bedienung (nur Stephan's Frau befindet sich im Hause) und ich möchte fast sagen, ohne Hoffnung, denn seit ich hier bin, sehe ich nicht ein, wie ich Andern helfen soll, oder Andere mir. Halte ich mein Wort, so mache ich mein Kind für's ganze Leben unglücklich; wollte ich's aber brechen, was ich nicht kann, so schwebt mir mein sterbender Gatte vor, seine Angst, sein Vertrauen! Nein, ich kann es nicht brechen.

Den 24. November.

Ich war diesen Morgen beim Frühstück, als Kapitän Schau sich melden ließ. Ich hatte ihn seit Monaten nicht erblickt, und fand ihn recht alt und krank aussehend. Er bat sehr höflich um Entschuldigung wegen des frühen Besuchs. Er sei auf dem Wege zu seinem jungen Freunde

Heinrich Anson und habe sich nicht enthalten können, vorzusprechen, da er von meiner Ankunft gehört.

Ich fuhr zusammen, als habe er Unerwartetes berührt, und schämte mich fast der Entdeckung, wie wenig Ina's Interessen mir im Sinne lagen. Seit vierzehn Tagen ist Agnes mein einziger Gedanke gewesen. Doch nahm ich mich zusammen und sagte: „Lieber Kapitain Schau, ich bin Ihnen unendlich verbunden und Sie sind mir zu jeder Stunde willkommen; doch darf ich Ihnen wohl keinen Auftrag für Herrn Anson geben. Sie wissen, daß ich der Baronin gelobt, seine Verbindung mit meiner Tochter vor Jahresfrist nicht anzuerkennen."

„Sehr wahr, gnädige Frau, ich habe aber die Baronin gesehen."

„Wäre sie etwa andern Sinnes geworden?" fragte ich in einem Ton, der jeglicher Freudigkeit ermangelte. Der alte Mann schien verwundert.

„Die Baronin ist nicht so leicht zu überzeugen," sagte er. „Es kostete Mühe, sie zum Anhören meiner Gründe zu bewegen. Ich blieb drei Tage bei ihr in Norwood; jeden Abend redeten wir bis tief in die Nacht, und wenn ich mich in dem Glauben schlafen legte, sie zu meiner Auffassung bekehrt zu haben, fand ich sie andern Morgens nicht weiter als vorher."

„Ich schulde Ihnen wirklich vielen Dank, lieber alter Freund, und Anson und Ina können Ihnen nie vergelten, was Sie zu ihren Gunsten gethan; doch scheint es mir jetzt für alle Theile am gerathensten, die Sache ruhen zu lassen."

„Um Vergebung, gnädige Frau; ich bin ein alter Soldat und ziehe mich nicht gern zurück, besonders wenn es mir gelungen, in die feindliche Citadelle eine Bresche zu schießen."

„Die Baronin hätte also theilweise nachgegeben!" rief ich aus und eine freudige Empfindung bewegte mein Herz bei dem Gedanken, daß doch eins meiner Kinder, wenn auch nicht das nächste und liebste, glücklich werden sollte.

„Sie hat nachgegeben und auch wieder nicht. Gestatten

Sie mir, Ihnen zu sagen, wie der Fall mir erscheint, und wie ich ihn der Baronin Anson vorgelegt. Gewiß lassen sich die Begebenheiten dieses Lebens nur dann richtig beurtheilen, wenn man gleichsam aus einer andern Welt auf sie herabsieht (und das werden wir einst ohne Zweifel thun). Wäre nun, so betrachtet, das Verhältniß zwischen meinem jungen Freunde und Ihrer Tochter ein beklagenswerthes, so thäte man recht und wohl, ihm die Billigung zu versagen. Ueber diesen Punkt konnte ich mich indeß mit der Baronin nicht einigen."

„Es sind der Baronin falsche und übertriebene Gerüchte zu Ohren gekommen," sagte ich; „und ich fürchte, sie hat sich nicht die Mühe genommen, ihrem Ursprung nachzuforschen. Mir wenigstens legte sie keine Frage vor."

„So ist es. Ich will Sie nicht durch die Wiederholung solcher Gerüchte betrüben; auch hörten Sie gewiß schon davon, denn die üble Nachrede besitzt Flügel. Aber Herr Neville, ein Mann, den ich außerordentlich achte, hat es übernommen, sie zu widerlegen. Die Baronin gibt zu, daß manches näherer Erklärung bedürfe; die Schwierigkeit war nur, sie weiter zu bringen. Sie wollte in der That weder glauben noch zweifeln, ihre Zustimmung weder geben noch verweigern, sondern auf demselben Punkte stehen bleiben."

Trotz meines Aergers konnte ich nicht umhin, zu lächeln, weil gerade dieses Verfahren der Baronin so ähnlich sah. Der alte Kapitän fuhr jedoch mit unerschütterlichem Ernst fort: „Es war eine schwierige Lage, gnädige Frau; aber das Interesse meines jungen Freundes, — und, ich darf hinzufügen — das Ihrer Tochter — einer lieblichen jungen Dame, welcher Gott hoffentlich noch viel Glück bescheeren wird — lag mir am Herzen und ich beharrte; meine Vorstellungen unablässig erneuernd und die Festung bestürmend, gelang es mir endlich, wie gesagt, ein Loch in die Mauern zu schießen. Wenn kein gegründeter Einwand gegen die Heirath bestand, konnte auch die Einwilligung nicht bestimmt verweigert werden, und ohne bestimmte Verweigerung mußte ja endlich Zustimmung erfolgen. Meine Logik mag theoretisch nicht Stich halten, — es ist lange her, daß ich der Wissen=

schaft oblag — aber praktisch dürfte sie sich doch bewähren. Jedenfalls überzeugte sie die Baronin so weit, daß ich meinem jungen Freunde mittheilen durfte, sie wünsche nur, er möge das Trauerjahr abwarten; nach Verlauf desselben wolle sie seinen Wünschen nicht ferner hinderlich sein, selbst aber das Herrenhaus verlassen und sich anderswo niederlassen."

„Und haben Sie Anson die Botschaft gebracht?" fragte ich.

„Ich bin jetzt auf dem Wege; da ich aber Ihre Ankunft erfahren, wollte ich sie Ihnen erst mittheilen und Ihre Meinung hören."

„Ich habe nichts dabei zu bemerken," antwortete ich. „Fragen Sie mich indeß, ob der Gedanke mir lieb sei, meine Tochter in eine Familie hineinheirathen zu lassen, welche sie nur duldet, und wo ihr Eintritt eine Entfremdung zwischen Mutter und Sohn zuwege bringt, so muß ich das freilich verneinen. Die jungen Leute haben sich ihr Schicksal jedoch selbst bereitet, und da sie dessen Vorzüge genießen und dessen Nachtheile tragen sollen, so müssen sie auch die Entscheidung selbst treffen." —

„Und Sie geben mir keinen Auftrag für Heinrich Anson?" fragte der alte Kapitain.

„Nicht bevor er sich mit seiner Mutter völlig verständigt hat." Kapitain Schau schien nicht ganz befriedigt. „Sie finden das hart," sagte ich, „aber bedenken Sie nur, — sobald ich ein Wort sage oder ein Zeichen gebe, wird es heißen, ich hätte die Heirath zu fördern gesucht."

„Sie mögen recht haben," war die Antwort; „dennoch wäre eine Aeußerung von Ihnen sehr ermuthigend gewesen. Heinrich hat viele einsame Wochen verlebt, sich keineswegs wohl befunden, weshalb auch seine Stimmung sehr gedrückt und trübe war. Im väterlichen Hause ging es dagegen munter zu und seine Mutter und Schwestern hingen ihm bis jetzt sehr an; ich glaube, sie thun es auch noch."

„Dennoch muß ich auf meinem Entschluß beharren. Sobald die Verlobung mit Zustimmung der Baronin öffentlich bekannt gemacht wird, trete ich ihr bei. Ihnen, lieber Ka-

pitain, danke ich aber aus der Fülle meines Herzens; Sie haben als ein wahrer, treuer Freund gehandelt."

„Ich hätte gern mehr gethan," antwortete er. „Als ich nach Norwood ging, hoffte ich, der Baronin Herz für die Sache gewinnen zu können; das ist mir aber nicht geglückt."

„Es war auch unmöglich," erwiederte ich. „Wo eine bestimmte Beschuldigung vorliegt, können Erklärungen von Nutzen sein; einem Vorurtheil gegenüber, wobei die Neigung obwaltet, keinen Beweis gelten zu lassen, muß jeder Versuch solcher Erklärung schaden. Das Bewußtsein, auf schwachem Boden zu stehen, pflegt in solchen Fällen gerade eigensinniger zu machen. Die Baronin wird Ina niemals lieben lernen."

„Ich fürchte das auch," sagte der alte Mann betrübt. Wir schüttelten uns die Hände und er ging. Seit Jahren ist er im ganzen Dorfe der Friedensstifter und wird seinen Lohn im Himmel finden.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Die Entscheidung naht.

Den 25. November.

Heinrich Anson war bei mir, wie ich das schon erwartet. Der Weg ist ihm jetzt geebnet, er hat seiner Mutter geschrieben und behauptet, glücklich zu sein; irre ich aber nicht, so ist dieses Glück weit entfernt ein vollkommenes zu sein. Die erpreßte Zustimmung gleicht für das Gefühl einer Weigerung, und er war von jeher gewohnt, sich auf seine Mutter zu stützen und dabei von ihr verzogen zu werden; nun verletzt ihn ihre Kälte doppelt. Er unterhielt mich fast die ganze Zeit von dem Entschluß der Baronin, nicht in das Herrenhaus zurückzukehren und meinte, derselbe sei höchst übereilt; er könne ja die nächsten sechs Monate noch nicht

heirathen und würde währenddeß ganz alleine sein, sie sich aber um nichts und wieder nichts viele Kosten verursachen. Er sehe überhaupt die Nothwendigkeit ihres Wegziehens nicht ein. Das Haus sei ja viel zu groß für Ina und ihn, und sein Vater habe jedenfalls gewünscht, die Mutter möge darin wohnen bleiben; wenn er sie nur erst sprechen könnte, hoffe er noch, sie mit dem Gedanken auszusöhnen.

Ina's wegen mußte ich andeuten, es könne vielleicht besser sein, die Sachen zu lassen wie sie wären. Wenn seine Mutter ihm auch anhinge, würde seine Frau ihr möglicherweise weniger zusagen.

„O doch, sobald sie nur zusammenlebten! weshalb auch nicht? Jedermann müsse Ina lieben.“

„Aber Ina liebt vielleicht nicht Jedermann wieder.“ Der Gedanke schien ihm ganz neu.

Freilich könnte es Schwierigkeiten haben, gab er zu; aber dennoch — ein so großes Haus! es wäre doch Jammerschade, wenn das leer bliebe, und sein Vater habe es immer so gewünscht.

In dieser Weise fuhr er fort, die Wünsche und Meinungen Anderer geltend zu machen, als habe er nicht die Kraft, eigene zu besitzen. Doch wundere ich mich im Grunde darüber nicht. Diese Art der Hartnäckigkeit ist sehr gewöhnlich, denn die Festigkeit, welche nicht aus Grundsätzen, sondern aus Neigung hervorgeht, muß am Ende nur eine andere Form der Schwäche heißen. Die Aussicht sechsmonatlicher Einsamkeit stand Heinrich Anson vorzüglich bevor, und meine Andeutung, daß wir vielleicht früher nach Dernham zurückkehren würden, schien ihm äußerst tröstlich. Er bat, ich möge ihn doch nach dem Herrenhause begleiten und über die künftige Einrichtung Rathschläge geben, und beklagte dann wieder seiner Mutter Abwesenheit. Ihn zu begleiten weigerte ich mich entschieden, glaube ihn auch von der Taktlosigkeit eines solchen Schrittes überzeugt zu haben. Er wird aber schwer zu behandeln sein, denn er bedarf fortwährend einer Stütze, weil sie ihm zur Gewohnheit geworden. Wie seltsam, wenn Eltern ihre Kinder jeden Alters am Gängelband führen, und

glauben, sie dadurch sicher zu stellen! So machte es Baron Hans und die Baronin fand das ganz in der Ordnung.

Den 1. Dezember.

Es war mir recht heilsam, mich mit Ina beschäftigen zu müssen, weil ich dadurch etwas von dem Gedanken an Agnes abgezogen ward. Der Pastor kommt heute zurück, morgen muß ich ihn sehen. Frau von Bradschau berichtet treulich Alles, was sich in Boulogne begibt und das ist nicht eben viel. Ihr heutiger Brief lautet: „Ihr krankes Vögelchen läßt Kopf und Flügel hängen und wird das wohl thun, so lange sie nicht auf andere Gedanken gebracht werden kann. Ungewißheit ist ein sehr unverdauliches Futter. Sie kennen meine Vorliebe für die frische Luft. Ich suche sie vergebens zum Ausgehen zu bewegen und wandere also mit meiner lieben kleinen Essie allein umher, denn Ina hat sich mit Madame de Brézé befreundet und begleitet sie häufig auf Spaziergängen. Glauben Sie ja nicht, daß mir meine Gefährtin nicht genüge, — ganz im Gegentheil! Ich könnte stehen und Agnes aus der Ferne anbeten, möchte aber neben Essie am Kamine sitzen; die eine würde mein Schutzengel, die andere mein Kind und meine Genossin sein. Die Naturgeschichte, Essie's Liebhaberei, läßt sich freilich nicht in den Straßen Boulogne's studiren; so haben wir uns der natürlichen Geschichte zugewandt, wie Sie und ich deren in unsern Schuljahren getrieben, ehe es Mode ward, sich mit Spinnen und Ohrwürmern zu befreunden. Wir halten historische Sitzungen und lesen die lesbaren Parthien des Michelet, welche Agnes zu poetischer Begeisterung hinreißen, während Essie ihre lachenden blauen Augen weit öffnet und fragt: „Meint er das im Ernst? Es klingt wie Großthuerei!"

Sie sehen, es geht uns gut, könnte aber noch besser gehen. Mir dämmert eine Ahnung in Betreff jenes geheimnißvollen Verkehrs zwischen Johann Penryn und dem Baron van Bronnen empor, der zufolge alles Geheimnißvolle dabei wegfiele. Der neue Pastor unserer Kapelle in der Haute ville, Herr Paine, stellt sich als ein alter Bekannter von mir heraus; er besuchte mich und erzählte unter anderem, daß er zu einer

armen sterbenden Person gerufen worden sei, welche ihm berichtet, sie besitze vornehme niederländische Verwandte und habe selbst früher eine hohe Stellung eingenommen; die näheren Umstände behielt er für sich, doch schloß ich aus einigen Andeutungen, daß sie jetzt von der Großmuth eines Unbekannten abzuhängen vorgab, welcher sie — nicht direkt, denn sie wollte ihre Lage ungern blosstellen, — sondern durch einen gerade in Boulogne anwesenden Bruder, unterstütze. Sollte diese arme Frau nicht die Baronin Chase sein, und Johann Penryn der Wohlthäter? Ich gab Herrn Paine eine Kleinigkeit für sie und fragte, ob ich ihr vielleicht durch einen Besuch würde nützen können? Er sagte aber, sie scheue sich dermaßen, ihre Armuth zu offenbaren, daß er noch nicht dazu rathen möge, doch wolle er suchen, mir die Wege zu bahnen. Inzwischen gedenke ich ihrer denn in meinem Gebet und sage mit dem Psalmisten: ‚Wir bringen unsre Jahre zu wie ein Geschwätz.‘ So sehr man auch an die dritten Theile der Effektromane in dieser seltsamen Welt gewohnt ist, gelangt man doch nie bis zur letzten Seite, ohne zu erschrecken. Und nun, liebste Freundin, leben Sie wohl! Ich denke Ihrer, sehne mich nach Ihnen und fühle mit Ihnen. Sollte jener gute, eckige Pastor den wirren Knäuel Ihrer Verwickelung wirklich lösen, so — ich wollte sagen, so will ich nie wieder über ihn lachen, — aber das wäre zu kühn und mehr als ein sterblicher Mensch durchführen kann. Er wäre der letzte, den ich mir zum Rathgeber in Liebessachen erwählen würde, — aber Agnes muß das ja besser wissen. Er und sie gehören in die Klasse der Heiligen und verstehen einander deshalb wohl in ganz anderer Weise als wir sonstigen nichtsnutzigen Leute zu fassen im Stande sind. Herzlich die Ihrige ꝛc.“

Die liebe Frau! Wie danke ich ihr die Güte, welche sie meinen Kindern erweist! Es liegt ganz außerhalb ihrer sonstigen Gewohnheiten. Michelet ist ihr eben so gleichgiltig wie Johann der Seifensieder! Zu ihrem eigenen Vergnügen liest sie nur Biographieen und Reisen. Wo aber ihr Herz im Spiele ist, kann sie sich auch dem Fremdesten anbequemen.

Einige Zeilen von Agnes waren obigem Briefe beigefügt.

Sie schreibt: „Engelsmama! Du mußt dem Pastor ja deutlich machen, daß ich nur wissen möchte, was das Rechte ist, und ganz bereit bin, mich Allem zu fügen. Wenn wir fortfahren, einander zu lieben und nach Kräften das Rechte zu thun, so wird Gott uns vielleicht nicht lange trennen, — denn du sagst ja, im Himmel dürften wir uns lieben. Der Pastor muß nicht blos berücksichtigen, was mich glücklich macht; ich fürchte, er könnte das, weil er mir so freundlich gesinnt ist. Bitte ihn ja, es nicht zu thun. Ob Johann ihn wohl auch sehen wird? Er sagte mir, daß er es wolle. Aber, liebste Mama, wenn nun Johann und der Pastor übereinstimmten, würde das in der Frage des Rechts einen Unterschied machen? Gestern Abend dachte ich darüber nach, bis der Kopf mir so zu schmerzen begann, daß ich aufhören mußte. Dann konnte ich nicht schlafen und bin heute sehr müde, doch wird es mir besser gehen, wenn erst Alles entschieden ist. Johann hat mir wiederholt geschrieben, doch bat ich ihn, es zu unterlassen, weil es mir schadet. Müßte ich meine Wünsche opfern, so würde ich versuchen, es von Herzen zu thun. Erinnerst du dich an jenen kleinen Kupferstich, welchen du mir einst schenktest, wo ein Kind das am Boden liegende Kreuz betrachtet, und nicht den Muth hat, es aufzuheben? Ich fürchte, ich könnte ihm gleichen, und suche deshalb Alles zu entfernen, was das Kreuz schwerer macht. Johanns Briefe machen es aber schwerer; ich muß ihn so unsäglich lieb haben! O du Engelsmama, wie schwer ist das Alles für dich! Ich bitte Gott, dich zu trösten, und dessen hältst du dich doch versichert, daß ich weiß, es sei Alles so am besten, und du habest es nicht ändern können? Dein dich innig liebendes Kind."

Der Kampf ihrer Seele leuchtet aus diesem Briefe hervor und macht mich sehr besorgt. Johann Penryn kommt heute Abend und morgen werden wir den Pastor zusammen sehen, meinem eigenen Vorschlag gemäß.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Des Pastors Spruch.

Den 2. Dezember.

Johann und ich trafen heute Morgen um eilf Uhr verabredetermaßen im Pastorenhause zusammen. Ich erinnere mich aus meinem ganzen Leben keines solchen Gefühls der Ohnmacht und nervösen Aufregung zugleich. Wir wurden in das Studirzimmer geführt. Der Pastor ließ uns fast eine Viertelstunde warten, — dringender Geschäfte halber. Endlich trat er ein, sehr hastig und etwas zerstreut, fuhr mit der Hand durch seine dünnen grauen Locken und zuckte mit dem Munde, wie er bei innerer Aufregung zu thun pflegt, legte dann aber seine Uhr auf den Tisch, als eine Mahnung, uns kurz zu fassen. Diese geschäftsmäßige Weise ist ihm auch dann eigen, wenn das Vorliegende sein ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Jetzt hatte er keine Vorstellung von dem Zweck unseres Besuchs, da wir nur den Wunsch geäußert, ihn in Geschäften zu sprechen. Ich begann mit einer nichtssagenden Entschuldigung wegen der frühen Störung. Er kam mir mit keiner Höflichkeit zu Hilfe, sondern fragte geradezu, wie sich Agnes befinde. Das führte zur Sache, und ich erklärte sogleich, hauptsächlich ihretwegen gekommen zu sein, wandte mich dann zu Johann und forderte ihn auf, die nöthige Erklärung zu geben. „Es betrifft eine wichtige Frage,“ fügte ich hinzu, „über welche Herr Penryn und ich verschiedener Meinung sind, weshalb wir Ihren Rath wünschen. Ich will ihn das allein auseinandersetzen lassen und mich so lange in den Garten begeben.“ Dieser Entschluß kam mir ganz plötzlich, da ich einsah, daß Johann sich in meiner Gegenwart unmöglich frei aussprechen konnte. Ich öffnete die Glasthüre, ehe der Pastor mir zu helfen vermochte, ging hinaus und wanderte länger als eine halbe Stunde auf und nieder, um mich durch Bewegung zu beruhigen, aber ganz unfähig, meine Gedanken zu sammeln,

während zwei Verse eines Gedichts von Viktor Hugo, welche Essie Tags zuvor in Boulogne aufgesagt, mir im Kopfe schwirrten, so daß ich sie beständig ganz gedankenlos, wie ein Papagei hersagen mußte. Sie lauteten:

„Puisque le cadran, quand il sonne,
Ne nous promet rien pour demain,
Puisqu' on ne connaît plus personne
De ceux, qui vont dans le chemin,
Mets ton esprit hors de ce monde!
Mets ton rève ailleurs qu' ici bas!
Ta perle n'est pas dans notre onde!
Ton sentier n'est pas sous nos pas!"

Während der ganzen Zeit hatte ich eine gewisse Empfindung von dem Frieden des Tages, von seiner blauen Nebelatmosphäre, dem gedämpften Licht, das durch die immergrünen Bäume fiel, dem bleichen Sonnenschein auf dem feuchten Rasen und dem zahmen Rothkehlchen, das um seinen Rand hüpfte; ganz besonders drängte sich meinen Sinnen der Anblick eines einzelnen purpurfarbenen Chrisanthemums auf, das sein Geschlecht überlebt hatte und aus dunkelm Immergrün hervorschimmerte. Jeden Augenblick stand ich still und lauschte, ob die Gartenthür sich nicht öffnen und man mich rufen würde; mehrmal täuschte mich ein anderweitiges Geräusch. Endlich aber erschien Johann Penryn, trat bleich und mit einer gewissen ungeduldigen Entschlossenheit auf mich zu und sagte: „Frau von Anstruther, ich habe Sie länger als billig aufgehalten, aber nun ist der Pastor bereit, Sie anzuhören."

So ging ich denn hinein.

Pastor l'Estrange's Wesen war ganz verändert; er schien jetzt der liebevollsten Theilnahme und des tiefsten Interesses voll. Seine Augen schimmerten sogar feucht, und während ich mich am Feuer niederließ, mit dem Rücken gegen das Licht gekehrt, sagte er: „Ich fühle inniges Mitleid für Ihr liebes kleines Mädchen, — inniges Mitleid für Sie."

„Aber einen Ausweg erblicken Sie nicht?" fragte ich dagegen.

„Einen ganz befriedigenden wohl leider nicht Es ist etwas Heiliges um ein solches Versprechen."

„Aber nicht um ein Versprechen, das auf falscher Voraussetzung beruht!“ rief Johann Penryn, vom Fenster, wo er gestanden, herzutretend.

„Die Frage der falschen Voraussetzung kommt hier nicht in Betracht,“ sagte der Pastor. „Oberst Anstruther hatte Grund zur Abneigung gegen eine solche Verbindung, wenn er sie auch vielleicht übertrieb. Ich glaube, meine Freundin, Frau von Anstruther,“ — hier wandte er sich zu mir — „würde sich mit diesem Vorwand, ihr Wort zu brechen, nicht zufrieden geben?“

„Nein,“ antwortete ich entschieden, „gewiß nicht.“

„Aber,“ fuhr der Pastor, stets gegen mich gewendet, fort, „während Ihr Versprechen Sie ohne Zweifel bindet, fragt es sich, ob das bei Agnes in gleichem Grade der Fall; und, wenn ich recht verstanden, setzte auch Oberst Anstruther die Möglichkeit voraus, daß eines Ihrer Kinder sich ohne Ihre Zustimmung verheirathen könne, und fügte deshalb seinem Testamente eine Klausel hinzu: sie sollten in diesem Fall ihrer Erbschaft verlustig gehen. Agnes kann also, meiner Meinung nach, zweierlei thun: entweder die Zustimmung ihrer Mutter verlangen, und bei deren Verweigerung Herrn Penryn entsagen; oder ihn ohne dieselbe heirathen, und ihr Vermögen fahren lassen.“

Ein neues Licht brach herein. Ich wandte mich zu Johann, in Erwartung eines freudigen Ausrufs; der erfolgte jedoch nicht und das that mir wehe. Es entstand eine verlegene Pause.

„Sie hatten das nicht erwartet?“ fragte der Pastor Johann.

„Sie verfahren hart mit mir,“ antwortete dieser. „Sie geben eine Schwierigkeit zu, der für mich eine Unwahrheit zu Grunde liegt, und entledigen sich ihrer, indem Sie die Wurzel aller meiner Aussichten auf irdisches Glück abschneiden; dann aber soll ich Ihnen noch danken!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Pastor.

„Soll ich eine Frau nach Indien bringen, ohne sie versorgt zu wissen?“ war die Antwort „Sie können mich doch nicht für so thöricht halten, daß ich nicht an die Zukunft dächte?

Nun hoffte ich gegenwärtig, mit Neville's Zuschuß, meinem Verdienst und vielleicht einer kleinen Hilfe Frau von Anstruther's, heirathen zu können, wobei mich der Gedanke beruhigte daß Agnes' Geld für sie festgestellt werden und ich mein Leben versichern müsse, um ihr im Fall meines Todes ein behagliches Auskommen zu sichern. Das Alles fiele nun weg. Es dürften Jahre hingehen, ehe ich genug zurücklegen kann, um zu heirathen. Sie sehen das gewiß ein, Frau von Anstruther," wandte er sich zu mir.

„Allerdings thue ich das," war meine Antwort.

„Und Sie könnten, würden sie mir nicht anvertrauen —" begann er, unterbrach sich aber gleich mit den Worten: „Nein, es wäre unrecht, eigensüchtig!"

„Und selbst, wenn ich es könnte," sagte ich, „so würde Agnes sich dem vermuthlich widersetzen. Ich glaube kaum, daß ihr Gewissen sich mit dem Opfer ihres Vermögens zufrieden gäbe; sie ist zu jung dafür, nicht weltlich genug gesinnt; es fällt ihr in der That kaum ein, ob sie Geld für sich besitzt, oder nicht; und wenn sie jetzt unter dieser Bedingung heirathete, würde sie doch meinen, den Wünschen ihres Vaters zuwider zu handeln. Das einzige Mittel, sie über diesen Punkt zu beruhigen wäre das, was jetzt ohnehin eine Nothwendigkeit scheint, nämlich einige Jahre zu warten. Ereignete sich während dieser Zeit keine Störung, kein Hinderniß —" hier fühlte ich mich auf unsicheren Boden gerathen und hielt inne.

„Ich verstehe nicht ganz," sagte Johann ängstlich.

„Meine Meinung ist die," sagte ich: „Obwohl ich ehrlich glaube, daß mein Gatte, wenn er Sie gekannt, Ihnen vertraut hätte, wie ich es thue, so würde er, bei seiner großen Furcht vor erblichen Anlagen, doch vielleicht eine Probezeit zur Bedingung gemacht und etwa gesagt haben: ‚Gehe nach Indien und bewähre dich in der Versuchung; dann komme zurück und heirathe.' Ich glaube, ein solcher Vorschlag könnte Agnes beruhigen; sonst aber nichts. Behalten Sie jedoch im Auge, daß es sich hier nicht um meine Zustimmung handelt, sondern nur um Agnes' Gefühle."

„Und wie lange würde es dauern, bis ich in der Lage

wäre, zu heirathen?" rief Johann. „Vermuthlich viele Jahre!"

„Sobald Agnes einundzwanzig Jahre alt wird, hat sie Gewalt über ihr Vermögen," bemerkte der Pastor trocken.

„Um dieselbe einzubüßen, falls sie mich heirathet," sagte Johann; „denn Frau von Anstruther wird ihr Wort niemals brechen."

„Ich bin ungewiß, ob gerechte Richter ein solches Versprechen anerkennen würden," entgegnete der Pastor; „wenigstens gälte es den Versuch."

„So kehren Sie nach vier Jahren zurück und versuchen es, Johann!" sagte ich. „Niemand könnte sich mehr freuen, wenn er Unrecht bekäme, als ich."

Das schien ihm jedoch zu unbestimmt und fernliegend, um Hoffnungen daran zu knüpfen und er murmelte: „Jenes unselige Versprechen! weshalb ward es nur gegeben!"

„Ja, weshalb?" sagte ich. „Aber, Johann, Sie wissen nicht, wie elend es mich schon gemacht hat und ferner machen muß. So schwer die Trennung auch für Sie und Agnes ist, wird mir der Gedanke, sie verursacht zu haben, doch zehnmal schwerer sein."

„Sie tragen nicht die Schuld," rief er aus, „aber jenes ungerechte, traurige Vorurtheil! Könnte ich es nur als von Gott kommend, betrachten, aber meine Vernunft, mein Herz, mein Rechtsgefühl empören sich dagegen, das Glück der Lebendigen einem Argwohn der Todten zu opfern! Es ist unerträglich!"

„Mein Gatte hatte dabei nur den einen Wunsch, künftigen Uebeln vorzubeugen," bemerkte ich.

„Er hätte besser gethan, das Gott anheimzustellen," sagte der Pastor ernst; und Johann rief aus Herzensgrund: „Amen!"

Es wurde an die Thüre geklopft: Jemand wünsche den Pastor zu sprechen. Johann und ich traten durch die Glasthüre in den Garten hinaus und warteten dort etwa zehn Minuten; Johann erzählte mir nun, wie es gekommen, daß Agnes' Blödigkeit und Zurückhaltung ihn doch nicht verhindert, seinen Antrag zu wagen. Eine Kleinigkeit habe ihm

Muth gemacht: als er dem Pastor Digby erklärte, nach Indien gehen zu wollen, sah er sie die Farbe wechseln, und schöpfte daraus zuerst Hoffnung; Marietta, die er um Rath fragte, bestärkte ihn darin. „Frau Neville war aber grausam," sagte er mit eisigem Lächeln; „sie schickte mich fort, und erklärte, in Chilhurst dürfe ohne Ihre Zustimmung nichts geschehen."

„Das sieht Marietta ähnlich," antwortete ich; „sie ist stets offen und ehrlich wie der Tag."

„Sie hätte nichts zu fürchten brauchen," fuhr er fort. „Ich würde Agnes nie etwas gesagt haben, wären Sie nicht zugegen gewesen. Aber weshalb reden wir so? Das gibt der Sache einen Schein von Wirklichkeit, den sie nicht besitzt. Viel besser, ich gehe nach London, packe meine Sachen, sage Agnes ein schriftliches Lebewohl, — denn sie zu sehen getraue ich mir nicht — und reise ab." Er sprach mit großer Bitterkeit, und ich vermochte ihn nicht zu trösten. So lange er in dieser Prüfung nicht Gottes Willen erkennt, gibt es für ihn keinen Trost. Doch bat ich ihn noch, seine von mir und dem Pastor abweichende Ansicht nicht Agnes aufdrängen, sie nicht dadurch beeinflussen zu wollen und ihr so nur größere Leiden zu bereiten; er wisse noch nicht, wie zart und reizbar ihr Gewissen sei.

„Ich sie beeinflussen!" rief er aus; „eben so gut könnte ich versuchen, einen Planeten von seiner Bahn abzulenken! Sie steht hoch über mir und vielleicht —"

„Vielleicht würden Sie sie weniger lieben, wenn sie sich beeinflussen ließe?"

„Nicht weniger lieben, das weiß Gott! Wenn sie sich mir hingäbe, wie ich mich ihr hingeben möchte, so wäre das Leben ein Rausch höchsten Glückes. Aber sie ist idealisch, und ich will sie behalten, wie sie ist, ganz vollkommen. Wäre sie doch sonst nicht mein Schutzengel!"

Der Pastor stieß jetzt zu uns. Seiner Eigenthümlichkeit gemäß, kam er nicht auf das Besprochene zurück, sondern äußerte blos: „Ich möchte Agnes meine Grüße schicken, werde ihr auch vielleicht schreiben."

„Nein," rief Johann ungeduldig, „nein, ich danke Ihnen; ich werde sie sehen!"

Des Pastors Blick drückte einige Verwunderung aus.

„Herr Penryn zieht es gewiß vor, ihr selbst das Nöthige mitzutheilen," bemerkte ich; „aber Agnes wird Ihnen schreiben und für Ihre Rathschläge danken. So weit es jetzt zu handeln gilt, stimmen wir gewiß Alle überein."

„Doch scheint mein Vorschlag Ihnen noch nicht ganz genehm?" fragte der Pastor, sich zu Johann wendend.

„Nichts ist mir augenblicklich genehm," war die Antwort, und Johann entfernte sich einige Schritte, kehrte aber dann zurück und bot dem Pastor die Hand. Das war Alles; er sagte kein Wort. Darauf nahm er auch Abschied von mir und ging durch die Felder dem Dorfe zu.

„Der Arme!" seufzte ich, während der Pastor ihm nur schweigend und lange nachblickte.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Ein Stillstand.

Den 1. Januar 18.. Dernham.

Den heutigen Tag dachten wir ja eigentlich im Auslande zuzubringen; da indeß der Baronin Anson Zugeständniß die Lage der Dinge verändert hat und sich gleichzeitig ein Miether für unsre Boulogner Wohnung gefunden, kehrten wir sämmtlich drei Tage vor Weihnachten hierher zurück. Und nun sieht die Welt mich wieder freundlicher an. Meine liebe Agnes hat sich unsern Beschlüssen mit verständigem Sinn und in fröhlicher Hoffnung gefügt; dabei kam ihr sehr zu Hilfe, daß sie nicht Zeit gehabt, sich müssigen Träumereien hinzugeben; und das Gefühl, dem Zuge ihres Herzens ungestraft folgen zu dürfen, ist allein schon für sie

ein großes Glück. Könnte ich doch von Johann dasselbe behaupten! er war und bleibt aber auf's Tiefste verletzt und entmuthigt; allerdings gibt er sich Mühe, mir zu begegnen, wie sonst, aber ich empfinde doch einen großen Unterschied: die zutrauliche Offenheit seines Wesens ist dahin; die Verlobung — so kann man ihr Verhältniß nennen, obwohl sie meine Zustimmung nicht eingeholt — besteht gleichsam unter der Hand. Er schreibt Agnes fast täglich, sagt mir aber wenig oder nichts. Auch drückt er nicht mehr den Wunsch aus, meinen Karl zu sehen, noch ihm beizustehen; dieser schreibt mir im Gegentheil, Johann sei ihm bis Weihnachten gar nicht nahe gekommen. Das Alles ist sehr natürlich; ich mache ihm keinen Vorwurf daraus. Er weiß, daß man ihm mißtraut hat und vermag des Verdrusses darüber noch nicht Herr zu werden; aber diese Entfremdung zwischen uns kann nicht von Dauer sein, dessen getröste ich mich. Wenn er erst in Indien ist, wird seine Lage ihm bald erträglicher dünken: jeder Tag bringt ihn dann seinem Ziele näher; denn unabhängig von der letzten gerichtlichen Entscheidung, Agnes' Vermögen betreffend, zweifle ich keinen Augenblick an seinen Erfolgen, und das wird Niemand thun, der ihn kennt. Wenn ich mich aber jetzt an seine Stelle versetze, fühle ich gerade so wie er: für einen Mann so lebhaften Temperamentes ist die Prüfung recht schwer; förderlich wird sie ihm sein, das muß Jeder zugeben; aber dennoch werfe ich mir täglich vor, sie herbeigeführt zu haben. Agnes kann gern noch einige Jahre warten; sie ist ja so jung; dieser Umstand allein hätte mir indeß noch keinen Vorwand gegeben, die Heirath hinauszuschieben; vor dem Sommer könnte sie ohnehin nicht stattfinden und dann wird Agnes achtzehn Jahre alt. Doch bin ich sehr dankbar, sie noch einige Jahre behalten zu dürfen, theile das aber Johann nicht mit, denn für ihn wäre es kein Trost. Mein Liebling ist wie ein Engel, so lieblich, gehorsam und selbstvergessend; jeden Tag kommt sie ihrem Heiland näher und zieht Johann mit sich fort. Kleine Bemerkungen in seinen letzten Briefen beweisen mir, wie die Beiden einander vorwärts helfen. Noch in seinen gestrigen Zeilen sprach sich eine rührende

Demuth aus; er bekannte, tief unter Agnes zu stehen, was die Ergebung in Gottes Willen betreffe; doch strebe er eifrig darnach, und bete, sie möge ihm gegeben werden. Es war der Ausdruck tiefen Ernstes, der aus heftigen Kämpfen hervorgegangen. Er schreibt: „Ein böser Geist flüstert mir immer wieder zu, es sei nicht Gottes, sondern der Menschen Wille; und so werde ich auf stürmischem Meere ruhelos umhergetrieben, wie die Gottlosen.“

Agnes redete nachher mit mir darüber und zeigte mir einen Theil ihrer Antwort. In ihrer Einfalt thut sie oft tiefere Blicke als die Philosophen in den tiefen Born, aus welchem die Wahrheit quillt. Sie sagt: „Ist es wirklich schlecht von dir, solche Gefühle zu hegen? mir scheint das nicht, und du wärst vielleicht besser, wenn du es nicht annähmst. Mama behauptet immer, es sei verkehrt, Dinge schlecht zu nennen, die nicht schlecht sind, weil das unsre Urtheilskraft schwäche, und du weißst, wie sehr ich dazu geneigt bin; deshalb habe ich gelernt, den Hang zu bekämpfen, und strebe nun, die Sachen richtig aufzufassen. So wünsche ich denn auch, mein geliebter Johann, du möchtest einsehen, was mir ganz klar scheint, daß Gott dir nicht zürnt, weil du so unruhig bist und die Prüfung als vom Willen der Menschen kommend betrachtest, was ja in gewisser Weise wirklich der Fall ist; daß er vielmehr mit uns, und besonders mit dir, großes Erbarmen fühlt, wie Mama es gleichfalls thut, und uns diesen Schmerz gern erspart hätte, wenn seine weisen, guten Absichten das zuließen. So betrachtet, scheint mir die Prüfung leichter zu tragen: denn, siehst du, obgleich sie von Menschen kommt, hat Gott sie doch zugelassen; vielleicht will er uns in der Geduld und im Glauben üben, und kann das auf andre Weise nicht so gut. Jedenfalls glaube ich sicherlich nicht, daß wir im Himmel wünschen würden, auch nur den kleinsten Theil dieses Schmerzes nicht empfunden zu haben. Doch weiß ich wohl, für dich ist es viel härter als für mich, — nicht weil ich dich weniger liebe, denn du besitzest mein ganzes Herz, und ich liebe dich, wie ich nie Jemanden, nicht einmal meine theure Mutter, geliebt; sondern weil du deine Straße einsam ziehen mußt

und dir unser Zusammensein doch schon so lieblich ausgemalt hattest; während ich mich nur immer wundern muß, daß Gott so unbegreiflich gütig gewesen, dich mir überhaupt zu schenken, und das schreckliche Gefühl, als ob meine Liebe unrecht sei, von mir zu nehmen. Mitunter freilich kehrt der Gedanke noch zurück, — wie dein sogenannter böser Geist dich heimsucht, — aber ich bekämpfe ihn nach Kräften; wird er mir zu mächtig, so spreche ich mich gegen Mama aus, und das verscheucht ihn dann. Bitte, liebster Johann, schreibe du mir auch immer Alles, und befreie deine Seele dadurch."

Polemiker würden vielleicht in diesem Briefe hinsichtlich des freien Willens der Menschen und Gottes Vorherbestimmung Manches zu erinnern haben; praktisch stellt aber meines lieben Kindes einfältige Frömmigkeit die Sache im wahrsten und tröstlichsten Lichte dar. Es gibt so viele Prüfungen im Leben, die uns durch Menschen treffen, und gegen welche wir uns deshalb auflehnen möchten; auch können wir sie nur dann mit Ruhe und frommer Ergebung tragen, wenn wir bedenken, daß Gott sie ja hätte abwenden können, uud daß sie also so gut von ihm kommen, wie die, welche er uns unmittelbar schickt.

Ich blicke diesem neuen Jahr mit einem ängstlichen Gefühl kommender Umwandlungen entgegen. Wenn nichts dazwischen tritt, soll Ina's Hochzeit im Juni stattfinden; die Thatsache ist jetzt öffentlich bekannt. Die Baronin Anson kann sich aber noch immer nicht entschließen, herzlich darauf einzugehen. Ich bezweifle sogar, daß sie der Hochzeit beiwohnen werde. Heinrich Anson ging vor etwa acht Tagen nach Norwood und kehrte halb grollend, halb traurig zurück. Herrn Neville's Widerlegung vergessend, hatte die Baronin ihm alle übertriebenen Gerüchte über Ina auf's Neue vorgehalten, und sogar behauptet, diese habe sich mit Lord Hopeton verlobt, während sie ihn, Heinrich, ihrer Liebe versichert. Er theilte das Ina wieder mit, die ihn zu mir führte, worauf es denn zu einer förmlichen Erklärung kam. Er behauptete, diese Geschichte nie geglaubt zu haben, und doch sah ich, daß sie nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben

war; Ina beschuldigte ihn dessen, und beklagte sich über seine Mutter, welche er in Schutz nahm, erklärend, das Gerücht sei, wenn gleich übertrieben, doch nicht ganz unbegründet gewesen. Das empörte Ina natürlich, denn er hatte damals recht gut gewußt, weshalb sie Lord Hopeton's Aufmerksamkeiten fortwährend so ruhig entgegengenommen; es sollte hauptsächlich dazu dienen, ihr Verhältniß den Augen der Andern zu entziehen, und obgleich das ohne Frage sehr unrecht war, hatte Anson doch am wenigsten Ursache, ihr jetzt daraus einen Vorwurf zu machen. Er erinnert sich indeß jener Vorgänge nicht mehr, und weil die Welt, oder vielmehr seine Mutter, Ina angreift, so glaubt er, sie auch beschuldigen zu müssen.

Es war ein ziemlich ernsthafter Streit, aber nicht von langer Dauer; denn Ina's Einfluß ist überwältigend groß, sobald er sich mit ihr zusammenbefindet. Nur fern von ihr kann er sich der alten Beziehungen und Autoritäten nicht entschlagen. Ina selbst ist nur zu glücklich, ihre Schwiegermutter los zu werden, und sieht nicht ein, weshalb das Familienzerwürfniß ihr Glück sollte beeinträchtigen können. Sie hofft sicher, ihren Platz in Heinrichs Herzen zu behaupten, und übt mit Freuden ihre Gewalt über ihn aus; ja, ich glaube sogar, der kleine Streit war ihr genehm, weil Heinrich schließlich bekennen mußte, sie schlecht behandelt zu haben, und sie deßhalb um Verzeihung bat.

Das arme Kind! sie ist noch ziemlich unwissend im Punkte der Pflichten und der christlichen Grundsätze, gibt jedoch äußerlich nur wenig Anlaß zur Klage. Ich kenne Niemanden, der auf der Oberfläche sich so liebenswürdig im täglichen Leben zeigte. Nur in ihrem allgemeinen Ton, in ihrer Unterhaltung, ihren Bestrebungen und Interessen vermißt man etwas bei ihr, und wenn ich die Rede auf dergleichen bringe, ist sie darin theoretisch mit mir einverstanden. Ich glaube, man kann den Unterschied zwischen ihr und Agnes so bezeichnen, daß Agnes die Pflicht aufsucht, Ina sie nur annimmt, und deshalb auch oft ganz übersieht.

Frau von Penryn befleißigt sich jetzt einer neuen Methode, die Dinge zu betrachten. Seit sie es hat aufgeben

müssen, Ina zur Lady Hopeton zu machen, sieht sie gern die künftige Baronin Anson in ihr, und trifft schon Vorbereitungen zur Aussteuer. Nach der von ihr entworfenen Liste hierfür nothwendiger Gegenstände zu schließen, müßte man glauben, Ina sei wenigstens zur Herzogin bestimmt. Das würde mich noch mehr ärgern, wäre sie nicht eben so freigebig in der Praxis, als in der Theorie. Sie will Ina hundert Pfund zur Aussteuer schenken. Zugleich deutet sie an, die Hochzeit müsse in Arling stattfinden, und schreibt, sie könne den Gedanken nicht aufgeben, der Hochzeit ihrer theuern Enkelin persönlich beizuwohnen; in ihrem Alter würde jedoch eine Reise kaum thunlich sein; sollte sie noch bis zum Juni leben, so würde es sie daher unsäglich beglücken, die ganze Gesellschaft unter ihrem Dach zu empfangen; „und," fügt sie hinzu, „könnte ich die gute Lady Worthington bewegen, das Vorgefallene vergessend, der Feier beizuwohnen, so würde das gewiß sehr dazu beitragen, die bösen Gerüchte, welche man verbreitet und welche uns Allen so schmerzlich gewesen, zu zerstreuen."

Wer hat aber diese bösen Gerüchte hervorgerufen? Dennoch ist einiger Sinn und Verstand in ihren Worten, obgleich der Plan meiner Neigung entschieden widerstrebt. Hier in Dernham stände Manches im Wege, und die Abwesenheit der Baronin Anson würde sehr auffallen. Alle diese Eröffnungen werden übrigens an Ina gerichtet; nach meiner Ansicht oder meiner Zustimmung fragt sie nicht. Ina beginnt das zu empfinden. Sie brachte mir den letzten Brief etwas verlegen und äußerte, sechs Monate sei eine lange Zeit und später würde ihre Großmutter gewiß an mich schreiben; was ich aber dazu sage? Ich antwortete, der Gedanke scheine mir ganz beherzigenswerth, worauf sie bemerkte, er würde Heinrich gewiß zusagen, weil er das Geschwätz der Hiesigen, namentlich der Harcourts fürchte. Ich thue das nun freilich auch; ob ich aber die Gegenwart der Frau von Penryn und ihrer Tochter Huddersfeld vorziehen würde, steht noch dahin. Das Wichtigste bleibt indeß die Frage: wie ist es für Ina am besten? und darüber kann kein Zweifel stattfinden; was mich selber betrifft, so heißt

es auch hier: kommt Zeit, kommt Rath, und ich will mir schon durchhelfen, oder vielmehr: mir wird schon durchgeholfen werden. Johann Penryn denkt Mitte März nach Indien aufzubrechen. Das ist die erste Prüfung, und alle andern werden uns verhältnißmäßig leicht erscheinen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Der Abschied.

Den 20. März.

Um diese Zeit, glaubte ich, würde unser schmerzlichstes Erlebniß überstanden sein. Aber Johann war krank und ist es auch noch. Ein heftiges Fieber — wie ich fürchte, durch Gemüthsbewegung herbeigeführt — warf ihn darnieder; das schrieb mir Herr Neville, der ihn besuchte, als seine Krankheit die höchste Höhe erreicht hatte. Vierundzwanzig Stunden lang schwebte er in Gefahr, erholte sich dann aber merkwürdig schnell, und Neville brachte ihn baldmöglichst hierher, um seine Genesung zu beschleunigen. Seit einer Woche haben wir ihn nun bei uns, und obgleich viel besser, ist er doch noch nicht völlig gekräftigt. Die Seereise wird ihm wohlthun, obgleich er am liebsten den Landweg wählen möchte, um Zeit zu sparen, denn seine ganze Seele ist darauf gestellt, bald in Indien sein Glück zu versuchen. Ich freue mich, ihn hier in noch ungetrübter Stille zu besitzen, da der Arzt ihm dringend empfohlen, mit Besorgungen inne zu halten und sich vierzehn Tage völliger Ruhe zu gönnen. Unter andern Umständen hätte er nie in solche Unthätigkeit gewilligt; aber jetzt empfindet er dabei ein großes, fast schmerzliches Glück. Agnes ist seine Pflegerin; sie liest ihm vor, führt ihn spazieren, übt ihre sanfte Gewalt, damit er den Weisungen des Arztes Folge leiste, und gewinnt ihn

jeden Tag lieber, wie er sie; beide sind glücklich, — aber ich? Ich suche nicht allzu unglücklich zu sein; mehr vermag ich nicht.

Beide sind jetzt auch so gut gegen mich! Ich sagte Johann gestern Abend, als wir zufällig mit einander allein waren, daß ich um Agnes und seinetwillen wünschte, diese Ruhezeit auf viele Monate ausdehnen zu können; mir aber brächte sie nur eine Steigerung des schmerzlichsten Bedauerns, indem ich täglich sehnlicher darnach verlangte, daß mein Gatte ihn doch gekannt haben möchte, wie ich ihn jetzt kennen lerne. Er lächelte mit jenem eigen anziehenden Lächeln, welches ihm schon vor Jahren mein Herz gewann, und erwiederte, das Gespräch von diesem mir so peinlichen Gegenstande ablenkend: „Sie werden das nicht länger wünschen, wenn Sie mich durch Schmeichelei verderben. Agnes ist weiser; sie gibt mir heilsame Rathschläge, sagt mir, woran ich denken, was ich lesen und wie ich ihr schreiben soll. Nach ihrer Behauptung würde die Zeit mir schneller vergehen, als ihr."

„Auch dürfte Ihnen der Erfolg in Ihren Berufsgeschäften zum Sporn und zur Stütze dienen," sagte ich.

„Gott weiß! Die Schuld des Mißlingens soll wenigstens nicht an mir liegen! Man sagt ja, es sei dort ein weites Feld, das Jedermann offen stehe."

Ich konnte es nicht länger ertragen, nur die Oberfläche der Dinge zu berühren, und sagte deshalb plötzlich, ohne weiteren Uebergang: „Johann, ich muß von Ihnen hören, daß Sie mir vergeben."

Er faßte meine Hand, mit den herzlichen Worten: „Ich habe nichts zu vergeben, — es war nur ein Irrthum."

„Aber dieser Beschluß, — die Trennung, — hätte es anders sein können?"

Er zog sich fast unmerklich zurück und sagte hastig: „Es ist geschehen, und war gewiß recht. Ich möchte es nicht ändern; fragen Sie mich nicht weiter."

Mein Gesicht mußte wohl den großen Schmerz ausdrücken, welchen ich empfand. Augenblicklich wurde er ganz sanft und der alte zutrauliche Ton, den ich so vermißt hatte, kehrte zurück.

„Agnes sagt mir, Sie fühlten sich unglücklich," begann er, „und bittet mich, Sie zu trösten; aber ich sehe nicht, wie das möglich. Wir können Beide nichts thun, als die Dinge nehmen wie sie sind, und das Beste daraus machen. Dahin wünsche ich auch zu gelangen, und mit Gottes Hilfe soll diese Schickung uns zum Heile dienen, wie es eine jede thun müßte. Ich werde hoffentlich als ein besserer Mensch aus der Prüfung hervorgehen. Und wenn der Lohn endlich kommt, so wird er größer sein, als die Besten ihn erwarten dürfen, denn ich werde dann einen Engel zur Frau haben. Wenn aber nicht —" Seine Stimme bebte und er konnte den Satz nicht vollenden; ich vermochte auch nicht zu reden und so wünschten wir einander gute Nacht.

Den 26. März.

Johann ist nach London zurückgekehrt. Sein Schiff soll in vierzehn Tagen segeln. Ich habe versprochen, in Southampton mit Agnes zu ihm zu stoßen. Darin scheint freilich eine Billigung ihres Verhältnisses zu liegen, aber was soll ich machen? Ich sprach mit dem Pastor darüber; er sagte, falls ich nicht entschlossen sei, die Heirath zu verhindern (und das bin ich natürlich nicht), so scheine es ihm eine Pflicht gegen Agnes, ihr die Bitterkeit des Scheidens nach Kräften zu versüßen. Daß ich sie nach Southampton brächte, könnte die Verbindung weder befestigen, noch stören. Wir werden also hingehen. Sie ist im Ganzen fröhlich und hoffnungsvoll. Nun, da der Pastor, Johann und ich übereinstimmend denken, beruhigt sich ihr Gewissen. Ich bin Johann dankbarer, als ich aussprechen kann, daß er so weit nachgegeben hat. Agnes hätte es nicht ertragen, zwischen seinen Ansprüchen und den meinigen die Wahl treffen zu sollen.

Den 10. April.

Agnes und ich reisten vorgestern nach Southampton; Karl hatte Johann von London begleitet, und wir wohnten Alle in demselben Gasthof. Anfänglich hatte ich mich Karl's Kommen widersetzt, hielt es aber später für richtig, weil

unsre Reise dann weniger auffiel, und Agnes und Johann Gelegenheit fanden, ungestörter beisammen zu sein. Karl wollte mich auch gerne sehen, um mir ein Geständniß abzulegen. Leichtsinnige Gefährten, die er bei seinem Lehrer gefunden, hatten ihn verleitet, mehr Geld auszugeben, als er gesollt; es war zwar nicht viel, aber doch genug, ihn und mich zu betrüben. Als Johann ihn aufsuchte, um Abschied zu nehmen, kam die Sache heraus, und Johann beredete ihn dann, mitzureisen und mir Alles zu beichten. Das war der letzte brüderliche Dienst, den er Karl erwiesen, und zwar ein sehr wichtiger, denn das Verschweigen hätte leicht bei einem Knaben, der, wie Karl, zu moralischer Feigheit neigt, die übelsten Folgen nach sich ziehen können. Diese an sich unangenehme Sache half gleichwohl Agnes und mir, indem sie unsre Gedanken abzog, während der arme Karl sich sehr grämte, uns gerade jetzt noch mehr Sorge verursachen zu müssen. Er weiß, wie es mit Johann und Agnes steht, nämlich daß sie sich verlobt haben, doch nicht eher heirathen können, als bis Johann sein Auskommen in Indien gefunden: das genügt für ihn und die Welt. Er war sehr aufmerksam und zärtlich gegen Agnes, und seine Liebe zu Johann trat deutlich hervor. Am Abend seiner Ankunft legte er sich früh schlafen, um uns mehr Freiheit zu lassen. Wir sprachen bis tief in die Nacht, und riefen uns die alten Zeiten, unser erstes Zusammentreffen und die spanische Reise ins Gedächtniß zurück. Die Erwähnung des niederländischen Barons führte uns nach Boulogne und obgleich ich auf das dort Erlebte nicht anspielte, sagte Johann einfach, er mache jetzt aus der Sache kein Geheimniß mehr: Lady Chase sei gänzlich verarmt und er habe sie etwas unterstützt; nun sei sie aber vor sechs Wochen gestorben. Darin lag wieder ein stillschweigender Vorwurf für meinen Argwohn; Johann ist indeß zu großmüthig, um dergleichen zu beabsichtigen; versteckte Andeutungen enthalten seine Worte nie. Er erzählte mir auch, als wir der Frau von Randolph gedachten, daß Viktor kräftig emporwachse und zu den schönsten Hoffnungen berechtige, was nach menschlichem Ermessen nicht der Fall gewesen wäre, wenn die Mutter ihn

erzogen hätte. Es wurde endlich recht spät; doch Johann meinte, er könne während seiner Reise noch genug ausruhen und würde sich freuen, dann recht müde zu sein, um nur zu schlafen und zu vergessen. Agnes aber saß da, ließ ihre Hand in der seinigen ruhen und sog alle seine Worte in sich, um sie ihrem Gedächtniß als theuersten Schatz einzuprägen. Es wurde mir unsäglich schwer, sie zu trennen; aber endlich mußte ich es doch, damit mein Kind zur Ruhe käme. Gewiß eine Stunde lang hörte ich dann noch Johann über meinem Kopfe auf und nieder gehen; er scheint die Stille besonders zu fürchten. Als ich mir unser Gespräch zurückrief, kam es mir so oberflächlich und abgerissen vor: wir hatten die Tiefen nicht zu berühren gewagt, aus Furcht, die Fassung zu verlieren; und die kleinen Bemerkungen, welche Johann unbewußt entfuhren, offenbarten seine Denkweise mehr, als sonst etwas zu thun vermocht hätte; er ist so sehr durchsichtig.

Der folgende Tag brachte eine Mischung von Unruhe, Ermüdung und drückendem Herzweh. Ich bitte Gott, mich nie wieder einen ähnlichen erleben zu lassen. Johann hatte noch Einkäufe zu machen und wir gingen einen Theil des Morgens in Läden umher. Dann folgte ein frühes Mittagessen im Gasthof. Nachmittags ruderten wir an's Schiff, das in einiger Entfernung den Fluß hinunter lag. Wir wünschten Alle Johann's Kajüte zu sehen und Agnes gefiel sich in dem Gedanken, sie ihm gemüthlicher einrichten zu helfen. Sie und Karl wurden bei diesen Versuchen fast munter; aber zuweilen sah ich, wie sie Johann mit so innigen wehmüthigen Blicken sehnsüchtiger Liebe betrachtete, daß es mir an's Herz griff; und einmal, als wir einen Augenblick allein waren, und ich auf einer Schiffskiste saß, warf sie sich vor mir auf den Boden und flüsterte, ihr Gesicht in meinen Schooß verbergend: „Herzensmama, bete für mich! Ich bin sehr unglücklich!“ So verflossen die Stunden, bis es recht spät wurde; nun kamen viele Leute mit ihrem Gepäck an Bord und es erfolgte ein betäubender Lärm von Stimmen, Geschrei, Stoßen und Drängen. Johann hatte sich bestmöglichst in seiner Kajüte eingerichtet

und erklärte, mit uns zurückfahren zu wollen, da die ‚Asia‘ nicht vor dem folgenden Morgen um zehn Uhr segeln würde. Im Begriff, das Boot zu besteigen, wurden wir jedoch von einem Matrosen angehalten, welcher versicherte, die Abfahrt könnte viel früher, etwa um sieben, stattfinden, und er riethe Johann, an Bord zu bleiben. Er ließ sich indeß nicht dazu bereden, sondern erklärte, jeder Moment sei ihm theuer; und so ruderten wir schweigsam und traurig zurück. Nach dem Thee kam Johann mit der letzten Bitte zu mir, Agnes möge ihm noch einmal vorlesen, wie in seiner Krankheit. Karl und ich ließen sie denn allein; und durch die Thür, welche in mein Schlafzimmer führte, hörte ich meines Lieblings süße Stimme, ihm, wie sie mir nachher erzählte, aus dem vierzehnten Kapitel des Evangeliums Johannes vorlesen; dann kam ein tieferer Klang; offenbar sprachen sie zusammen ein Gebet. Nach Schluß desselben klopfte es an meiner Thüre; sie wollten mir gute Nacht wünschen; Agnes hielt mir ihre Hand hin; auf ihrem Finger steckte ein Ring mit dunkelrothem Stein: „Ewigkeit,“ sagte sie, auf die goldenen Buchstaben der Inschrift deutend. Johann nahm die kleine Hand in seine beiden, vermochte aber nicht zu sprechen; und als Agnes schüchtern und liebevoll zu ihm aufblickte, seinen Kuß erwartend, gab ich ihnen meinen Segen, und so trennten wir uns.

Andern Morgens, um fünf Uhr, trafen wir zu einem hastigen Frühstück zusammen und befanden uns um sechs wieder unterwegs, den breiten, seeartigen Strom hinabrudernd, und die Bäume, Häuser, Kirchen, die Böte und Schiffe, an denen wir vorbeikamen, betrachtend, im Geist aber die theuren Züge uns einprägend, welche hinfort blos dem Gedächtniß angehören sollten. Unser Kahn erreichte das große Schiff nur zu bald. Agnes war todtenbleich und Johann sprach nur wenige Worte mit leiser Stimme. Dann folgten einige Minuten der Verwirrung und Hast, denn wir kamen sehr spät, und der Kapitän war bereits ungeduldig. Karl und ich reichten verschiedene Pakete hinauf, um Agnes und Johann den neugierigen Blicken der Leute zu entziehen; aber das verlängerte nur die Qual. Ein abermaliger ungeduldiger

Ausruf des Kapitäns erschreckte Johann, und mich umwendend, vernahm ich blos die Worte: „Auf ewig mein!“ Noch ein letzter, langer Kuß, dann erstieg er die Leiter und das Boot stieß ab.

In einiger Entfernung ließen unsre Schiffer die Ruder sinken. Wir beobachteten das Schiff und glaubten Johann's wehendes Tuch zu sehen, wehten auch selber zurück; und nach zwanzig Minuten lichtete das große Schiff die Anker, bewegte sich langsam den Strom hinab und Johann war wirklich unsern Augen entrückt.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Vorfeier.

Den 10. August. Arling.

Morgen ist Ina's Hochzeitstag: diese Thatsache zieht ein Gewirre der verschiedensten Gefühle, Begebenheiten und Quälereien nach sich.

Seit drei Wochen sind wir hier, und diese Wochen wurden mir nicht leicht; doch war ich darauf vorbereitet. Frau von Penryn hatte meine ganze Familie eingeladen; sie ist von überfließender Gastlichkeit und gewährt mir volle Amnestie für alle früheren Vergehen, unter der Bedingung demüthigen Eingeständnisses von meiner Seite, welches letztere sie beständig voraussetzt und ich auch nicht der Mühe werth finde, abzuleugnen. Neulich sagte sie nach einem etwas steifen Morgenbesuch der Lady Worthington: „Sie thaten mir recht leid, liebe Frau von Anstruther, und ich habe mir alle Mühe gegeben, Lady Worthington von Ihrer guten Absicht zu überzeugen; wenn Ina nur mit Anson glücklich wird, brauchen Sie sich ja in der That auch nicht in dem

Grade anzuklagen, wie Sie jetzt vielleicht zu thun geneigt wären."

Die gütige, theilnehmende Frau! Sie stellt mein Betragen wirklich in ein ganz neues Licht; und, was noch mehr sagen will, verursacht, daß die Welt es auch in diesem Lichte sieht, weshalb die Sache ja ihre Richtigkeit haben muß. Ich bin eine reuige Sünderin, und die Leute behandeln mich demzufolge mit wahrhaft rührender Schonung und Rücksicht.

Wäre ich nicht schon verhärtet, so müßte ich nothwendig in mich gehen und jeder Einmischung in Heirathsangelegenheiten für alle Zukunft entsagen. Aber, wie Frau von Huddersfeld neulich bemerkte, nachdem sie mir eine Beschreibung der herrlichen Juwelen gemacht, welche Lady Worthington ihrer künftigen Schwiegertochter, dem Fräulein Berkely schenkt: „Sie besitzen den Vorzug äußerer Ruhe, liebe Frau von Anstruther; ich würde an Ihrer Stelle wohl nicht umhin können, mein Bedauern merken zu lassen; denn natürlich wird Ina's Stellung im Leben jetzt eine weit untergeordnetere, als sie hätte sein können."

Diese Art der Auffassung macht mich zuweilen fast krank, und ist so verschieden von dem, woran ich gewöhnt bin; denn seit Johanns Abreise lebten wir in Dernham ein so ruhiges, außerhalb der Welt liegendes Leben, daß ich alle diese Mißverständnisse, diese harten, kleinlichen, eigensüchtigen Urtheile vergaß. Agnes hält sich merkwürdig aufrecht; der Druck scheint ihre Seele nur gekräftigt und erweitert zu haben; sie liest mehr, urtheilt freier und in Folge dessen auch nachsichtiger; sie empfindet und betet nicht mehr nur für Solche, die verschiedener Ansicht von ihr sind, sondern bestrebt sich, obgleich sie ihre eigene Meinung festhält, in deren Auffassungsweise einzugehen. Ihre Verlobung hat sie entschieden gefördert, und das halte ich mir vor, wenn die Schatten früherer Zweifel über mich kommen. Ina ist immer hold und liebenswürdig, hoffentlich auch glücklich, obgleich ich das an ihrer Stelle nicht zu sein vermöchte; denn die Baronin Anson hat sie ziemlich schlecht behandelt, und Heinrich, durch fortwährende kleine Vernachlässigungen und Unfreundlichkeiten der Seinen abwechselnd bekümmert

und erbittert, zeigt in Folge dessen große Reizbarkeit. Ina weiß ihn vortrefflich zu nehmen, das muß ich bekennen, und alle ihre kleinen Zukunftspläne zeugen von Ueberlegung und Güte, wie von dem Wunsch, ihn seiner Pflichten als Gutsherr eingedenk zu halten und sich ihnen selbst nach Kräften anzuschließen. Ich glaube, sie hat ihrer Großmutter Liberalität in Geldsachen und auch die Aeußerungsform derselben geerbt. Sie beschützt, was sich von ihr abhängig macht, hat aber für unabhängig Gesinnte weniger Interesse. Gegen Agnes, die sie für unglücklich hält, war sie äußerst theilnehmend und liebevoll, und auf diese, welche sich der Güte erschließt wie die Blume der Sonne, wirkte das belebend zurück; sie half Ina bei ihren Vorbereitungen zur Hochzeit und veranlaßte Effie, es gleichfalls zu thun; so führten wir miteinander ein äußerst harmonisches Leben, nur gestört durch den Umstand, daß Karl in seinem ersten Examen für Indien durchgefallen ist. Das kam ihm jedoch unerwarteter als mir, denn wäre er angestrengt fleißig gewesen, so hätten seine trägen Gefährten ihn nicht in jene finanziellen Verlegenheiten verwickeln können. Es gilt nun den zweiten Versuch, und dieses erste Mißlingen wird ihm hoffentlich zur Warnung dienen. Er behauptet immer, Alles wäre anders gekommen, wenn er mit Johann Penryn zusammengewohnt hätte, und das glaube ich auch, will aber nicht beklagen, was sich einmal nicht ändern ließ.

Vor etwa drei Wochen bin ich denn, wie gesagt, mit Ina, Agnes und Effie hierher gereist. Karl und Hugo kamen vorgestern an, Charlotte Anson denselben Tag. Marietta und Herr Neville nebst der kleinen Cissy sind auch hier, und Frank Neville wird diesen Abend erwartet. Alle noch so entfernten Verwandten haben eine Einladung erhalten, aber zum Glück nur die wenigsten zugesagt. Meine Gedanken flüchten beständig aus dem Lärm und der Aufregung hinweg nach Indien, zu dem einsamen Wanderer, der sein Herz in England zurückgelassen. Hoffentlich geht es ihm indeß besser als wir fürchten. Er wird in Bombay zu Herrn Harry Digby ins Haus ziehen und also nicht verlassen sein; dazu kommt die Aufregung des vielen Neuen,

was ihn umgibt, und das Interesse für seine zu beginnende Laufbahn. Sehnsuchtsvoll harren wir des nächsten Postschiffes, das uns sicherlich Briefe mitbringen wird. Agnes schreibt ein Tagebuch, worin sie ihm alles erzählt; sie sagt, es sei, als rede sie mit ihm und es gewähre ihr deshalb großen Trost. Essie ist natürlich die munterste, und ich könnte fast sagen die glücklichste von uns Allen. Frau von Penryn findet großes Gefallen an ihr und nennt sie immer nur „Sonnenstrahl", eine Gewohnheit, welche zuweilen die Wirkung übt, den Sonnenstrahl etwas zu trüben, wo dann Essie, sich an mich schmiegend, äußert: „Mama, ich wollte, Frau von Penryn nennte mich bei meinem eigenem Namen. Sie ist nicht meine Großmutter und hat kein Recht, mir Spottnamen zu geben." Essie ist aber wirklich ein Sonnenstrahl und wir empfinden das Alle, wenn wir es ihr auch nicht immer vorzuerzählen für nöthig halten. Ich vergaß, unter den Gästen des Pastor l'Estrange und des Kapitain Schau zu erwähnen. Dieser letztere ist ein Freund der Penryns wie der Ansons, und da es hauptsächlich ihm gelungen, die Hindernisse der Heirath aus dem Wege zu räumen, so mußte er natürlich eingeladen werden; er ist indeß so schwach, daß ich sein Kommen nicht erwartet hatte; die Sache lag ihm indeß sehr am Herzen. Ina's Schönheit flößt ihm große Bewunderung ein, aber Agnes besitzt seine ganze Liebe und widmet sich ihm auch in der hübschesten töchterlichsten Weise. Die beiden saßen fast diesen ganzen Abend beisammen, während musicirt wurde, und Agnes nannte ihm von Zeit zu Zeit die einzelnen Gäste. Der Pastor erschien sehr spät; auf Ina's ausdrückliches Verlangen wird er sie morgen trauen; und obgleich Marietta's Nähe ihn noch immer sichtlich bewegt, freute er sich doch gewiß der Einladung; Frau von Penryn und ihre Tochter behandelten ihn auch sehr rücksichtsvoll. Letztere hat wohl ein besonderes Verständniß für seine Verlegenheit und Unbehilflichkeit unter Menschen, weil sie Aehnliches bei ihrem Sohn Gottfried kennt, der noch eben so wunderlich ist wie früher. Die beiden Mädchen sind, was Manche hübsch nennen, ich aber eher auffallend nennen würde. Sie haben schöne Farben und gute Augen, doch

ziemlich starke Züge und sind dabei so laut; das widersteht mir bei ihnen am meisten. Man hört ihre Stimmen überall zuerst, wo sie nur ein Haus betreten; auch huldigen sie der Mode des Tages, die nach ihrer Ansicht Mannsjacken mit Taschen, und Hände ohne Handschuhe erfordert, und bedienen sich daneben der üblichen Kraftausdrücke. Wären sie nicht wirklich sehr gutmüthig, so würde ich sie unerträglich finden. Ina blickt von der Höhe ihrer eigenen graziösen Schönheit lächelnd auf sie herab, Agnes hält sich ihnen fern, Essie lacht und wundert sich über sie, und mir thun sie leid, denn sie sind in einem vollständigen Irrthum befangen, selbst was ihre eigenen Wünsche und Ansichten betrifft; vor allen Dingen möchten sie nämlich heirathen, machen sich aber gerade denen unangenehm, die für eine gute Parthie gelten; kein Mann von gutem Geschmack — ich kann wohl sagen kein rechtlich gesinnter Mann — wird sich über solche Aeußerlichkeiten hinwegsetzen; und sehr wenige dürften es der Mühe werth halten, tiefer nachzuforschen, was wohl darunter verborgen sei.

Bessie Penryn beklagt das sehr und sucht mir beständig eine bessere Meinung von ihnen beizubringen; sie erzählt von ihrer Wohlthätigkeit gegen Arme und ihrer Thätigkeit in den Schulen, und versichert mich, sie läsen viel und machten sich in der Wirthschaft nützlich. Ich höre das an, glaube es auch, und bestrebe mich, sie leiden zu mögen; aber bei jeder Annäherung erschreckt und beleidigt mich ein ungehöriges Wort, oder ein taktloser Versuch, Aufmerksamkeit zu erregen. Hätte ich sie für mich allein, so würde es vielleicht gelingen, sie etwas zu zähmen, denn sie scheinen Vertrauen zu mir zu fassen; aber was soll man machen, wenn ihre Mutter sie vergöttert, und ihre Großmutter fortwährend ihren Verstand und ihre Talente in den Himmel erhebt?

Dieser Tag verstrich, wie Tage vor der Hochzeit gewöhnlich verstreichen, in steter Unruhe und Besorgniß, es möchte etwas vergessen werden. Die Londoner Putzmacherin lieferte rechtzeitig ab, aber einige Dorfhandwerker ließen noch auf sich warten, und Essie lief mit der kleinen Cissy den halben Tag in Besorgungen umher, während Marietta und ich in Ina's Zimmer das Packen beaufsichtigten, und so vermieden, bei

Ankunft der vielen Gäste zugegen zu sein. Als aber der Kapitain Schau gemeldet wurde, mußte ich doch hinuntergehen, mich Verschiedenen nahen und mir ferne Verwandte vorstellen lassen, wobei Frau von Penryn beständig wiederholte, ich hätte mich Ina's immer so treu und liebevoll angenommen und genöße nun des schönen Lohns, sie glücklich zu sehen. Dann mußte der arme Heinrich vortreten und widerstrebenden Herzens allerlei Schmeicheleien, die gleichfalls einen Stachel enthielten, anhören, denn schließlich wurde immer erwähnt, die Baronin Anson und ihre lieben Töchter könnten dieser fröhlichen Feier ja leider! nicht beiwohnen, und allerdings würde die Gemüthsbewegung auch zu groß für sie sein. Sobald er's vermochte, eilte Heinrich zu Neville hinaus und ich sah die beiden zusammen im Garten umherwandern, zog mich aber selbst in mein Zimmer zurück und verlebte dort eine halbe Stunde der Ruhe und Einsamkeit; das that mir körperlich sehr wohl, gemüthlich aber erquickte mich eine Unterhaltung, welche ich vor dem Schlafengehen mit Ina hatte. Sie kam, mir gute Nacht zu wünschen; Agnes und Essie waren bei mir. Beide schwatzten gerade sehr munter, theilten mir allerlei kleine Vorfälle des Abends mit, erzählten von Hugo's Versuchen, Frau von Penryn zu entrinnen, die ihn jedoch allen Verwandten als „einen lieben Jungen, welcher durchaus Lord Kanzler werden wolle," vorgestellt. Sie schwiegen aber bei Ina's Eintritt, denn diese betrachtet ihre Großmutter natürlich mit ganz andern Augen als wir; ich werfe mir sogar oft vor, daß ich den Kindern gestatte, sich so frei über Frau von Penryn zu äußern; nur würden sie es unter einander doch thun, und ich kann ja zuweilen ihre Auffassung berichtigen und ihre Urtheile mildern.

Beide Mädchen standen auf, Essie wäre wohl gern noch geblieben, aber Agnes sagte mit ihrem gewöhnlichen Takt: „Nein Essie, komm mit. Ina muß Mama den letzten Abend für sich allein haben."

Sie eilten fort, nachdem Agnes mir noch zugeflüstert: „Mama, ich las heute Abend in der Zeitung, daß die Marseiller Post eingetroffen ist, also bekommen wir gewiß einen Brief."

Das liebe Kind! ihr Gesicht strahlte von Hoffnung und Glück. Sie kann die Trennung noch immer nicht recht fassen, sondern denkt sich offenbar, im nächsten Jahr werde alles in Richtigkeit und Johann angestellt und heiraths-fähig sein.

Ina sah bedrückt und müde aus. Ich sagte ihr, sie müsse nicht länger aufbleiben, sonst könnte sie noch krank werden, aber sie antwortete mir: „Nein, etwas Ruhe thäte ihr noth; der Tag sei so ermüdend gewesen; auch hätte sie mit Heinrich gesprochen und wolle nun mit mir sprechen.“

„Die Ideenverbindung leuchtet mir nicht ein, mein Herz,“ bemerkte ich. „Folgt denn aus dem Gespräch mit ihm noth-wendig ein Gespräch mit mir?

„Allerdings, Mama,“ — sie kniete nieder und blickte traurig und besorgt zu mir empor — „denn wir möchten dir gern beide bekennen, daß wir in manchen Stücken Un-recht gethan und uns deine Verzeihung erbitten, um dann frisch wieder zu beginnen.“

„Wenn ihr Unrecht gethan, liebes Herz,“ sagte ich, „so habt ihr auch dafür gebüßt, und du weißt, ich wäre die letzte, solche Erinnerungen festzuhalten; so lasse also das Ver-gangene dahinten und sei wieder froh!“ Dabei küßte ich sie zärtlich. —“

„Das scheint nur nicht so ganz leicht,“ begann Ina auf's Neue. „Die Lage der Dinge ist so eigen. Heinrich sagt den ganzen Tag, wenn nur eine seiner Schwestern unserer Hochzeit beiwohnte, würde er sich zufrieden geben; und das hätten sie ja auch leicht gekonnt. Dieses Fortbleiben scheint uns so lieblos und er nimmt es sich sehr zu Herzen. Char-lotte Anson und ich suchen ihn zu beruhigen, aber das hält schwer. Wenn ihn etwas drückt, kommt er beständig darauf zurück, und man muß immer von vorne anfangen. Zuletzt sagte ich ihm, wir dürften uns vielleicht nicht beklagen, weil wir zum Theil selber Schuld hätten; und das führte zu einer längeren Unterredung, wonach wir übereinkamen, dir unser Herz auszuschütten, da wir von vornherein ja nicht ganz aufrichtig gewesen sind. Du sprachst nur gerade mit dem Kapitän Schau und später fand sich keine Gele-

genheit. Darf ich nun Heinrich sagen, Alles solle vergeben und vergessen sein? Er wartet draußen, um dir gute Nacht zu wünschen."

Ich mußte fast lächeln; er gleicht ja so sehr einem Kinde, dessen Gefühl nicht sonderlich tief geht, welches aber von einem gewissen Schuldbewußtsein getrieben, um Verzeihung bittet; gerade so ist Heinrich Anson — ein gutmüthiger, liebenswürdiger Junge! Ich ging zu ihm hinaus und er fragte hastig, ob Ina mir alles erzählt und ich es verstanden habe; natürlich schüttelte ich ihm herzlich die Hand und versicherte ihn meiner vollen Vergebung, worauf er sich ganz glücklich entfernte. Ina aber folgte mir wieder in mein Zimmer und wir sprachen nun ernster mit einander. Sie ist jetzt innerlich bewegter und unruhiger, denn sie empfindet die Größe der ihr bevorstehenden Pflichten und beginnt wohl einzusehen, daß sie die Ausübung derselben in gewissem Sinne wird allein übernehmen müssen.

„Ich möchte gern ein höheres Leben führen als viele Leute thun," sagte sie; „aber Heinrich fürchtet alles, was er ungewöhnlich nennt, und dadurch dürfte mir manche Schwierigkeit erwachsen. Könnte ich ihn nur zu meiner Ansicht erheben!"

Ich seufzte innerlich; der Wunsch war ja gut und recht, paßte aber doch nicht ganz für ein junges Mädchen am Vorabend ihrer Hochzeit. Doch freute es mich, daß Ina die Nothwendigkeit, solch ein höheres Leben zu führen, erkannte, und wir redeten nun eingehender darüber. Ich vergegenwärtigte mir, daß sie ihren Mann würde leiten müssen, sonst hätte ich ihr ja nicht mit Erfolg Rathschläge ertheilen können; doch war das eine etwas verlegene Sache. „Alles hängt in diesem Falle davon ab, sogleich zu beginnen," sagte ich, „und dein Leben gleich entsprechend einzurichten. Du neigst dazu, dir selbst zu viel nachzugeben, Ina, und wenn ich nicht irre," fügte ich zögernd hinzu, „thut Heinrich das auch."

„Ach ja, gewiß; wir lieben beide sehr die Bequemlichkeit."

„Nun wohl, diesen Feind müßt ihr also bekämpfen;

weil du aber deinen Mann auch dazu bringen mußt, so verfahre nicht allzu gewaltsam, um ihn nicht zu erschrecken. Das frühe Aufstehen zum Beispiel ist gewiß nicht eure Sache."

Ina lachte, denn spätes Aufstehen und Unpünktlichkeit war von Kindheit auf ein Stein des Anstoßes bei ihr gewesen. „Ich glaube nicht, daß ich Heinrich dahin bringen würde, um acht Uhr zu frühstücken," bemerkte sie.

„Schwerlich; aber was meinst du, wenn ihr um neun Uhr die Morgenandacht hieltet und vorher zusammen läset? Sollte er dir das nicht zu Liebe thun?

„Ach ja, er thut Alles was ich wünsche; aber tugendhafter wäre es, um halb neun zu frühstücken.

„Dein Mann ist aber nicht daran gewöhnt."

„Nein, im Herrenhause frühstückten sie nie vor halb zehn Uhr, hatten aber oft Gäste."

„Das werdet ihr auch, und müßt euch darnach einrichten. Viel besser eine spätere Stunde wählen, welche man einhält, als zuweilen früher, zuweilen später frühstücken, je nachdem ihr allein seid oder Gäste beherbergt."

„Heinrich sehnt sich nach Ruhe," wandte Ina ein; „viel Gesellschaft werden wir also nicht haben."

„Doch, mein Kind, einige Freunde gewiß, und die stören eben so sehr, als viele. Auf dem Lande kommt gelegentlich Besuch, und die Tradition der Ansons fordert Gastlichkeit."

„Dann ist keine Regelmäßigkeit möglich," sagte Ina. „Die Baronin und ihre Töchter liefen immer nach ihren Gästen umher, und verloren dadurch den Sinn für jede verständige Beschäftigung, wenn sie allein waren. Das behauptet wenigstens Charlotte Anson."

„Dann thätest du am besten, dir etwas Bestimmtes vorzunehmen, wenigstens für die Morgenstunden. Der Pastor wird gewiß wünschen, daß du dich ein wenig um die Schulen bekümmerst. Richte dir eine bestimmte Zeit, — etwa den Montag Morgen — dazu ein und entschuldige dich währenddessen bei deinen Gästen, die selbst für ihre Unterhaltung sorgen mögen; sie werden es dir gewiß danken, und sich dabei am ersten behaglich fühlen. Ich erwähne der Schule

als Beispiel. Das Landleben ist nur müssig und zerstreut, wenn man es dazu macht. Wissen eure Freunde, daß ihr Morgens nothwendige Geschäfte habt, so fügen sie sich ganz natürlich darein; und du kannst dann deine eignen, oder vielmehr deines Mannes Wege gehen; denn je mehr du dich ihm in allen Dingen anschließest, desto bester."

„Heinrich ist sehr mildthätig gegen die Armen," bemerkte Ina.

„Ja, das weiß ich; und du kannst ihn dabei erhalten, indem du ihm bedeutendere Fälle vorführst. Vielleicht wäre es gut, ihn eine Zeit bestimmen zu lassen, wo er die Leute empfängt. Wenn du ihm dann Gesellschaft leistest, wird er keine Langeweile empfinden. Die Hauptsache ist, daß ihr euch Allen, die von euch abhängen, nothwendig macht. Gewiß kann Niemand wahrhaft glücklich sein, der sein Haus verläßt, so oft es ihm gefällt, mit der Ueberzeugung, nicht vermißt zu werden. Die Ansprüche, welche arme Leute, Schulen und andere selbstgeschaffene Pflichten an uns machen, mögen oft lästig scheinen; doch wäre es gar unleidlich, wenn sie uns fehlten."

„Gliche ich Marietta nur mehr!" seufzte Ina. „Ihr werden sie ganz leicht, und Herr Neville ist auch damit einverstanden, aber —"

„Sie machen einen wesentlichen Bestandtheil jenes höheren Lebens aus, von dem du sprachst, liebstes Kind. Das ist ja auch der Gegenstand und das Ziel dieser Pflichten, was uns selber betrifft. Sie sind Mittel zum Zweck."

„Die Mode betrachtet sie aber als wichtig an und für sich," bemerkte Ina; „und ich bekenne, daß es mich langweilt, wenn die Leute so viel Aufhebens davon machen."

„Die Mode hat in gewissem Sinne recht," war meine Antwort. „Es ist ohne Zweifel sehr wichtig, daß ein hungriges Kind gespeist und ein unwissendes unterrichtet werde, auch wichtig für die Gesellschaft, denn ohne Nahrung und Unterricht würde die künftige Generation entweder sterben oder ausarten. Was aber die Menschen betrifft, die das Speisen und Unterrichten betreiben, so frägt es sich nur, in welchem Geiste sie handeln, ob nur aus Thätigkeits-

trieb und bloßer Gutmüthigkeit, oder ob mit dem Wunsche für Christus und sein Reich zu wirken, und an dem großen Weltkampfe zwischen Gut und Böse Theil nehmend, dem künftigen Sieg und künftigen Frieden entgegenzublicken? Ich kenne außerdem kein hohes und edles Leben," setzte ich hinzu; „ich verstehe ein anderes nicht. Alle sonstigen Dinge scheinen mir kleinlich, weil sie dem Wandel unterworfen sind; jene eine große Wirklichkeit, der Tod, wird ihr Grab und ihr Vernichter sein."

„Wie seltsam scheint es mir doch, heut' Abend des Todes zu gedenken, wo das Leben erst anfangen soll," bemerkte Ina.

„Ja;" sagte ich, „auch hätte ich mit andern Leuten in einem solchen Augenblick seiner nicht erwähnt; aber dir gegenüber scheue ich's nicht, mein Kind, denn wir haben dem Tode zusammen in's Auge geblickt, und dieses Andenken ist uns werth und theuer."

„Cecilie wäre dir mehr gewesen als ich," sagte Ina; „das zu denken macht mich oft ganz betrübt."

„In mancher Weise wäre sie's vielleicht," antwortete ich; „in anderer wieder nicht. Jedes von uns nimmt einen Platz ein, den sonst Niemand auszufüllen vermag. Aber du kannst und wirst mir jetzt mehr sein, als je zuvor, Ina. Du weißt nicht, welches Interesse es für mich hat, dich mir im Herrenhause zu denken."

„Ja, wenn ich den rechten Weg einschlüge," antwortete sie mit halbem Lächeln. „Aber, Mama, ich fürchte, es wird nicht gut, so lange die Baronin Anson mir zürnt."

Diese Sorge hätte ich gern bei Seite geschoben, konnte es aber nicht.

„Sie ist hart und kalt gegen mich," fuhr Ina fort, „sich selbst ganz unähnlich; doch betet sie Heinrich an; und nun sie ihn wieder liebevoll behandelt, hat er alle frühere Unbill vergessen. Mama" — ihre Augen füllten sich mit Thränen — „wenn irgend etwas Heinrichs Liebe zu mir beeinträchtigen könnte, so wäre es seine Mutter. Und doch ist sie sonst gegen Jedermann gütig und mild. Was soll ich nur thun, um sie zu gewinnen?"

„Bete, sei bescheiden und sanft und stelle dich in den Hintergrund, weiter kann ich dir nichts sagen, mein Herz. Vor Allem quäle deinen Mann nie mit Eifersucht gegen seine Familie. Zeige ihm Theilnahme und Interesse und bemerke seine Kälte nicht; setze nie voraus, daß seine Mutter oder Schwester dir anders als gütig begegnen könnten; eine Feindschaft, die man nicht zugiebt, stirbt oft aus Mangel an Nahrung. Doch wird die Prüfung gewiß keine leichte sein."

„Und ich habe sie selbst verschuldet," sagte Ina mit traurigem Ton. Ich konnte sie nur küssen und Gott bitten, sie zu schützen, und ihre Prüfungen in Segnungen zu verwandeln. Dann endlich verließ sie mich, und mit noch inbrünstigerem Gebete legte ich sie in Gottes Hände; denn der Lebenspfad, den sie sich selber erwählt, dürfte rauh und voller Steine und Klippen werden.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Ein Donnerschlag.

Den 11. August.

Ein Tag, äußerlich so hell und strahlend, wie man ihn sich nur wünschen kann; und als ich heute Morgen um fünf Uhr aus meinem Fenster Wald und Wiesen überblickte und zu den Tiefen des blauen Himmels emporschaute, wurde mir ganz froh und hoffnungsvoll zu Muthe. Erde und Himmel hatten ihr schönstes Gewand angelegt, um Ina's Hochzeitstag zu verherrlichen. Ich freute mich, diese Frühstunden noch in der Stille genießen zu können, denn der Lärm des Tages mußte sie bald verschlingen. Agnes und Essie kamen zu mir, ehe ich meinen Anzug vollendet hatte, mit der Frage, ob wir noch zusammen lesen könnten; und

zu meiner Freude und Ueberraschung folgte ihnen Ina; es sei ja der letzte Morgen, meinte sie, und das Lesen würde ihr wohlthun; auf ihrem Zimmer vermöge sie ihre Gedanken nicht zu sammeln, sondern fürchte jeden Augenblick gestört zu werden. Wir setzten uns also und lasen wie gewöhnlich mit einander. Ina's Stimme zitterte ein wenig, aber sonst schien sie äußerlich ruhig. Die drei blieben dann noch einige Minuten und mochten sich offenbar nicht trennen, besonders Ina und Agnes; letztere schien noch bewegter als ihre Schwester; sie nimmt das Leben immer so ernst. Ordentlich ermuthigend klang Essie's munteres Gelächter, welche die Andern daran erinnerte, daß sie sich ja ganz nahe wohnen und täglich würden sehen können. Agnes gedachte offenbar der Zukunft, denn sie antwortete nicht, als aber Ina und Essie sich entfernt hatten, sagte sie: „Mama, ich wollte, Johann wüßte, daß heute Ina's Hochzeitstag ist. Was er nun wohl beginnt?"

„Gewiß richtet er sich häuslich in Bombay ein, und gedenkt der Zeit, wo ein liebes kleines Weibchen ihm dabei helfen wird."

„Ach, Mama! es ist so weit weg, so fern von dir! Ina müßte sich glücklich schätzen!"

„Das thut sie hoffentlich auch."

„Glaubst du, daß sie in der That glücklich ist?"

„Sie hätte in vieler Hinsicht Grund dazu."

Agnes wandte sich rasch um. „Mama, du mußt das zuversichtlicher von mir sagen, wenn ich einst heirathe; ich ertrüge auch nicht den leisesten Zweifel daran bei dir. Habe ich aber auch ganz gewiß recht? der Gedanke quält mich noch zuweilen."

„Ich glaube sicher, daß du an des Pastors Entscheidung festhalten kannst, Liebling," antwortete ich. „Und wenn ich mich hinsichtlich Ina's zweifelhaft ausdrückte, so geschah das nur, weil jede Ehe irdisch geschlossen wird, und alles Irdische unsicher ist."

„Wenn aber Johann und ich erst im Himmel beisammen sind, fällt alle Unsicherheit weg," bemerkte sie; „und einst kommen wir doch dahin, vielleicht schon bald; wer weiß?"

Sie sagte das einfach und leichthin, aber in zerstreutem Ton, als läge ihr etwas im Sinn, das ihre Gedanken weit von der Gegenwart abzöge. Da klopfte es an die Thüre. Die Griffith, Frau von Penryn's Jungfer, bat um kleine Haarnadeln für Fräulein Anstruther. Ich gab sie ihr und erklärte Agnes gerade, sie müsse nun gehen, damit ich mich jetzt vollends anziehen könne, als die Griffith abermals erschien. Frau von Penryn und Frau von Huddersfeld wären um Fräulein Anstruther beschäftigt, und Fräulein Penryn bäte um meinen Rath bei der Stellung des Eßtisches.

Ich erschrak; sollte Ina mir denn ganz entzogen werden? Gerade jetzt hatte ich zu ihr gehen wollen, um beim Ankleiden behilflich zu sein. „Verlangte Fräulein Anstruther etwa nach ihrer Großmutter?" fragte ich die Jungfer.

„O nein, gnädige Frau. Fräulein Anstruther wollte sie nicht bemühen, und Frau von Huddersfeld kam erst, um mir zu helfen; aber Frau von Penryn erklärte, sie müsse gleichfalls dabei sein. Sie hat so viel Geschmack, gnädige Frau, und Fräulein Anstruther wird gewiß entzückend. Wir sind uns noch nicht einig über die Brosche, — ob es die mit den Perlen sein soll, welche der junge Baron Anson ihr geschenkt, oder die diamantene, welche, wie Sie wissen, ihrer armen Mama gehörte."

Die Erwähnung schmerzte mich. Allerdings hatte ich mir vorgenommen, Ina gerade jetzt das Andenken ihrer Mutter zurückzurufen; aber in Arling wird mir dasselbe immer so verleidet, daß ich es bisher nicht zu thun vermocht.

„Fräulein Anstruther soll bei der Trauung ihrer Mama Hochzeitsring tragen, wie Sie sicher wissen," bemerkte die Griffith vertraulich. Ich wußte von nichts, mochte das aber nicht bekennen und versprach nur, Fräulein Penryn baldmöglichst helfen zu wollen, worauf sich die Jungfer entfernte.

Ich fand Bessie sehr beschäftigt mit tausend Kleinigkeiten, an welche bei solchen Gelegenheiten Niemand denkt, ohne deren Besorgung aber Alles verkehrt gehen würde. Rüstig faßte ich mit an und ließ mir Bessie in ihrer Geradheit und

Selbstvergessenheit zum Vorbild dienen, wie man sich in die zweite Rolle finden müsse; doch weilten meine Gedanken mehr in Ina's Ankleidestube als im Speisezimmer, und meine Rathschläge mögen daher nicht immer die zweckmäßigsten gewesen sein. Als die Betglocke wie gewöhnlich ertönte, bekam Bessie den Auftrag, die Andacht zu leiten und mich ließ Frau von Hudderstfeld bitten, den Kaffee einzuschenken, da sie um Fräulein Anstruther beschäftigt sei. Nach der Andacht aber hieß es, Niemand möge zu Ina hinaufgehen, bis Frau von Penryn käme, — offenbar eine höfliche Weise, mich auszuschließen.

Ich schäme mich fast des Bekenntnisses, wie mich das Alles verdroß, weil es ja nur untergeordnete Dinge betraf; aber Agnes verstand meine Gefühle. Sie setzte sich beim Frühstück zu mir, und ihre sanften Worte bezeugten mir ihre Theilnahme; dann machte sie dem Kapitän Schau Platz und setzte mir den Pastor gegenüber; als sie mich so von Freunden umringt wußte, nahm sie mir möglichst alle kleinen Geschäfte ab; während Essie umherlief, Jedermann bediente, und mit Celia und Stasey Hudderstfeld und den vier anderen, nicht zur Familie gehörigen Brautjungfern, welche gestern Abend angekommen waren, scherzte und lachte. Herr Neville und Marietta erschienen spät; Marietta hatte schlecht geschlafen. Sie trat zu mir und wunderte sich, mich hier zu sehen, verstand aber sogleich meinen Blick, und fragte nicht weiter. Die Gesellschaft blieb klein und vereinzelt, denn einer kam nach dem andern herunter; einige Brautjungfern legten schon ihren Hochzeitsstaat an, einige noch nicht. Die Herren wußten nicht recht, was sie thun und wohin sie gehen sollten. Heinrich Anson erschien nicht; Herr Neville wird immer schweigsam, wenn andere viel reden. Herr von Hudderstfeld saß für sich allein, in Gedanken verloren; Gottfried wurde von seiner Schwester umhergejagt, that was er nicht sollte und erfreute sich des Beistandes von Karl und Hugo, die ihm immer wieder zurecht halfen. Die jungen Leute waren alle sehr munter, doch fehlte ihnen die Leitung, denn Bessie Penryn versteht es nie, Autorität zu üben, obgleich sie sich äußerst nützlich macht; und mir kam das nicht

zu. Eigentlich sehnte ich mich darnach, denn ich hätte Stasey und Celia zur Ruhe ermahnt, und dem Kokettiren der hübschen Brautjungfern mit einigen Knaben, die sich große Herren dünkten, Einhalt gethan.

Solche Hochzeitsmorgen liebe ich durchaus nicht und liebte sie nie; der heutige schien mir in mancher Beziehung besonders unangenehm. Ich war freilich auch verstimmt, und sehnte mich, in Dernham zu sein. Ach, wie anders wäre es dort zugegangen!

Nach dem Frühstück schickte ich Agnes und Essie fort, um ihre Brautjungfern-Toilette zu machen, denn sie gehörten zu denen, welche das noch nicht gethan. Dann wanderten die Herren in die Bibliothek und lasen die Morgenzeitungen, während die Damen auf ihr Zimmer und die Knaben in den Garten gingen. Marietta folgte mir in die Wohnstube, welche gerade leer stand. Sie warf sich in einen Lehnstuhl und rief: „Man hält Sie also von Ina fern! Das ist wirklich unerhört!“

„Es ist, was ich erwartet,“ war meine Antwort; „und am Ende darf man ja auch nicht vergessen, daß Frau von Penryn großmütterliche Rechte besitzt. Dennoch muß ich ihr Betragen auch ein Beispiel des kleinlichsten Despotismus nennen. Meinethalben mochte sie das Ankleiden beaufsichtigen, wäre ich nur dabei gewesen!“

„Ich bin empört darüber,“ sagte Marietta.

„Ja,“ erwiederte ich, „die Schuld liegt an den verkehrten Beziehungen zwischen uns, an der falschen Stellung zu einander; dieses Uebel läßt sich nicht immer vermeiden, und wo es einmal vorhanden ist, kann man nichts thun, als geduldig tragen. Abzuändern war es nicht, und hört ja nun theilweise auf.“ Ich seufzte.

Marietta trat auf mich zu, umschlang und küßte mich. „Es scheint recht hart, daß Sie, die nur für Andere gelebt haben, nun so viele Widerwärtigkeiten und Hemmnisse erfahren müssen,“ sagte sie.

„Nein,“ erwiederte ich, „hart ist es nicht, soll mir vielmehr Alles zur Uebung und Erziehung dienen und geht

außerdem ja bald vorüber. In Dernham denke ich nicht mehr daran."

„Doch, das werden Sie," entgegnete Marietta. „Ina's Hochzeitstag wird Ihnen nie einfallen, ohne Sie an diese Unnatur zu erinnern."

„Möglich; aber mit der Zeit soll es mir nur als eine interessante Erfahrung, als Beleg zu Frau von Penryn's Charakter vorschweben. Die Hälfte dessen, was uns in der Erinnerung ergötzt, besteht aus kleinen Unannehmlichkeiten; und die Rückblicke auf das Leben würden uns recht schaal dünken, wenn keine Schatten die Lichter hervortreten ließen. Endlich hilft es uns das Schwere tragen, wenn wir bedenken, wie wir einst darauf zurückblicken werden."

„Sie besitzen mehr Philosophie als ich," sagte Marietta.

„In kleinen Dingen vielleicht," entgegnete ich; „aber die großen liegen schwer auf mir. Wenn ich glaubte, daß Ina einen Mann bekäme, der höher stände als sie, so würde ich über Frau von Penryn's Unarten lachen. Das ist's, Marietta!"

„Ja, —" Marietta stockte, und fügte dann hinzu: „Liebt sie ihn denn?"

„Ich bezweifle, daß sie Jemanden mehr lieben könnte," war meine Antwort.

„Ach ja!" rief Marietta aus, „da liegt es! Die Fähigkeit zu lieben ist so verschieden. Ich traute Ina eine starke Fähigkeit zu, — aber das war, als ich sie zuerst kennen lernte. Liebste Freundin, die Welt ist voller Täuschungen!"

„Und Sie haben das endlich herausgefunden?" antwortete ich lachend. „Ich rathe Ihnen, es niederzuschreiben und in die Zeitung zu rücken."

„Sie haben mich nie getäuscht, daß ich wüßte," sagte sie zärtlich. Ich wandte mich ab, denn die Thränen stiegen mir in's Auge. Hatte ich mich doch in mir selber getäuscht! Welch' eine Kluft lag zwischen dem, was ich gewollt, und dem, was ich wirklich gethan!

Zu solchen Betrachtungen war indeß jetzt nicht die Zeit. Man störte uns bald. Heinrich Anson erschien, bestürzt und

befangen aussehend, wie die meisten Männer an ihrem Hochzeitstage thun. Der Pastor folgte ihm; dann kamen Kapitän Schau, Herr Neville, kurz, die ganze Gesellschaft, und Niemand wußte recht, was er beginnen sollte. Mir fiel ein, wie seltsam es sei, daß Anson, Marietta und Pastor l'Estrange sich bei dieser Gelegenheit zusammenfanden, und ich fragte mich, ob sie wohl der Vergangenheit gedächten, wie ich. Es kam mir so wunderbar vor, im Geist die alten Tage heraufzubeschwören, als erzählte ich mir eine Geschichte, und ich empfand dabei recht, wie hohl oft der Boden der Gegenwart ist und welche Abgründe von Bitterkeit und Trauer in jedem Menschenleben unter dünner Decke verborgen liegen, in welche hineinzublicken man sich kaum getraut, so fest man auch gerade auf seinen Füßen stehen mag.

Heinrich Anson hielt eine kleine Schachtel in der Hand; darin war ein Perlenring, welchen seine Schwester Edith Ina schickte. Er legte großes Gewicht darauf und erklärte, Ina müsse ihn ja tragen; ich aber fühlte, ein solches Geschenk habe früher kommen müssen, und sei weder der Geberin noch der Empfängerin würdig. Die Baronin Anson hat in dieser Art nur das Nothwendigste gethan und nicht mehr. Der Pastor fragte nach Johann Penryn, und ob ich schon von seiner Ankunft in Indien gehört, und das führte zu einem allgemeinen Austausch über Reisemöglichkeiten, der wenig für diese Gelegenheit paßte; wir freuten uns aber wohl sämmtlich, einen Gegenstand des Gesprächs gefunden zu haben, — ich wenigstens that es, weil ich dabei meinen Aerger etwas vergaß, und Heinrich Anson desgleichen, — seine nervöse Aufregung nahm in peinlicher Weise zu. Er ist immer mehr oder weniger nervös; und jetzt zuckte er mit dem Munde und drehte an seinen Rockknöpfen, bis man sich fast scheute, ihn anzusehen.

So verstrich eine halbe Stunde; wir blickten Alle nach der Uhr, merkten, daß es spät wurde, und man vielleicht wohlthun würde, sich oben nach dem Stand der Dinge umzuhören. Ich glaubte, meine Pflicht und noch etwas darüber gethan zu haben, indem ich mich bestrebt, Frau von Penryn's Gäste zu unterhalten, und war nun froh, loszu-

kommen. Marietta schloß sich mir an und wir gingen nach Agnes' Zimmer, um zu sehen, ob sie und Essie fertig wären, fanden aber die Thüre noch verschlossen. Da ergriff mich ein Gefühl von Aerger, Schmerz und Ungeduld; es schien, als hätte ich nichts zu thun, würde nirgend zugelassen, sondern aus Allem hinausgedrängt. Es war kindisch, unrecht und vorübergehend; wenn aber Frau von Penryn mir an Ina's Hochzeitstag die Laune verderben wollte, so hatte sie es geschickt anzufangen gewußt. Ich rief Agnes und Essie zu, sie möchten zu mir kommen, sobald sie fertig wären, und begab mich in mein eigenes Zimmer. Marietta lief zu Herrn Neville hinunter. Die Unruhe der Vorbereitungen begann. Jeder suchte den Andern und that Fragen, die Niemand beantworten konnte. Der Gang vor meinem Zimmer glich einem Wege zur Eisenbahnstation und Stasey und Celia Huddersfeld's Stimmen machten sich vor allen bemerklich. Mir war, als müsse ich hinausgehen, um zu helfen; aber Niemand hatte mir gesagt, was zu thun sei, als nur, daß ich mit Herrn Huddersfeld, Ina's Brautführer, zusammenfahren sollte, und so fürchtete ich, durch meine Einmischung die Verwirrung nur zu vermehren. Weil mir also noch ein ruhiges Viertelstündchen blieb, beschloß ich, es zu benutzen, um mich in eine etwas christlichere Verfassung zu bringen.

Eben wollte ich anfangen, über meine Mangelhaftigkeit und die anderer Leute nachzudenken, als ich ein Gemurmel von Stimmen auf dem Gange vernahm; dann wurde leise angeklopft, und Ina stand vor mir — o wie lieblich — in ihrem Brautkleide von weißer Seide, den Schleier, vom Myrthenkranz gehalten, auf dem Haupt! Ihre Wangen waren roth angehaucht, aus ihren sonst fast zu ruhigen Augen sprach die Tiefe innigsten Gefühls, welches sie niederzuhalten sich bemühte; und ein Lächeln, fast der Trauer verwandt, spielte um ihren schönen Mund.

Die Thür hatte sich kaum hinter ihr geschlossen, als sie ausrief: „Mama, geliebte Mama, es war nicht meine Schuld! Natürlich glaubte ich, du würdest kommen, mochte aber nichts sagen. Sprich, ist es so recht? ist dir

Alles so genehm? Ich möchte lieber dir gefallen, als irgend Jemandem sonst, außer Heinrich. Küsse mich, Herzensmama! Ich brauche deinen Kuß und deinen Segen!"

Die Wolke war im Nu verschwunden. Ich küßte und segnete sie aus Herzensgrund und versicherte, nur die Liebe ihrer eignen Mutter könne die meinige übertreffen; dann betrachtete ich sie mit Stolz und es war mir, als müsse das Leben ein Geschöpf sanft betten, welches Gott mit so herrlichen äußeren Gaben geschmückt hatte. In diesem Augenblick fürchtete ich nichts. Wieder begann sie: „Mama, deine Billigung ist mir Lebensbedingung, deine Liebe ist die beste; du hast Alles für mich gethan. Ich war recht undankbar und habe dir Kummer gemacht. Aber ach! ich liebe dich innig! innig!" Ihre Augen standen voll Thränen, die ich wegwischte und ihr scherzend vorhielt, wir würden beide in Ungnade fallen. Und nun ließ Frau von Penryn sie rufen und Bessie verlangte nach mir, und machte solche Eile, daß ich nicht einmal Zeit fand zu fragen, wo Agnes und Essie geblieben. Ich erinnere mich nicht genau, was wir nun sagten und thaten, noch wie wir saßen oder welche Einrichtungen getroffen wurden, bis ich mich in der Kirche fand, Ina betrachtend, die neben Heinrich Anson vor dem Altar kniete, und mit dem seligen Bewußtsein, daß ich einen Platz in meines Kindes Herzen gefunden, der einzige irdische Lohn, den ich zu hoffen gewagt.

Es ist eine tief feierliche Handlung. Ich wüßte kein Wort, was mich so durchschauerte, als jener gewichtige Schauer bei „dem schrecklichen Tage des Gerichts, an dem die Geheimnisse aller Herzen offenbar werden." Jeden, der eine Ehe befördert oder gutgeheißen hat, muß er in tiefster Seele erschüttern.

Ich dankte Gott, daß mein Gewissen mich freisprach; noch mehr dankte ich ihm, daß auch Ina und Heinrich frei dastehen konnten. Trotz allen begangenen Unrechts lag ihrer Verbindung jetzt doch nichts mehr im Wege.

In diesem Augenblick sah ich Agnes an; sie stand dicht hinter ihrer Schwester und vor den übrigen Brautjungfern, den Kopf so gewendet, daß ich ihr Profil erblickte. Ihre

Augen ruhten auf einem kleinen Seitenfenster, durch welches man einen Streifen des tiefblauen Himmels gewahrte und sie hielt die Hände fest über ihrem Blumenstrauß gefaltet. Ich konnte das erhöhte Roth ihrer Wangen und die zusammengepreßten Lippen sehen, bei ihr das Zeichen innerer Aufregung. Berührte jene Frage sie etwa wie mich? Ich wagte es nicht zu denken. Einfach, wahr und unschuldig (wenigstens der Absicht nach) wie ich sie kenne, würde sie an Ina's Stelle vielleicht einen Zweifel empfinden, der einer Seele, wie die ihrige, Schmerz brächte. Es durchrieselte mich kalt; ich hätte fast wünschen können, die Erfahrung möchte ihr erspart bleiben.

Die heilige Handlung ging indeß fort; Heinrich und Ina waren nun Mann und Frau und wir knieten nieder, um Gottes Segen auf sie herabzuflehen. Dann folgte eine kurze Ermahnung, ein ernstes, stilles Gebet und Alles war vorüber. Ina wandte sich zu mir, und ich empfing ihren ersten Kuß. Hoffentlich lag keine Beimischung von Triumph in dem Glück, welches ich empfand.

Die Zuschauer strömten aus der Kirche. Dorfkinder stellten sich mit Blumen zu beiden Seiten des Weges auf, während in der Sakristei noch einige Förmlichkeiten vollzogen wurden. Herr Neville und Marietta warteten vor der Kirchthüre, und man berieth über die Ordnung der Rückfahrt. Herr Neville verließ seine Frau und ging den Weg hinab; da er jedoch nicht zurückkehrte, folgte ihm Marietta und blieb gleichfalls aus. Hugo lief hinterher, um nach der Ursache zu fragen, und brachte den Bescheid, die Beiden schlügen den Heimweg ein, ohne auf irgend Jemand zu warten. Die Diener berichteten, Herr Neville habe eine telegraphische Depesche bekommen; wenn dem so war, behielt er den Inhalt für sich; dieser muß übrigens nicht erfreulicher Natur gewesen sein, denn er sieht seitdem ganz verändert aus; ich fand aber keine Zeit, um mit ihm oder mit Marietta zu reden. Wir eilten zurück, um das Frühstück mit seinen üblichen Toasten und Scherzen durchzumachen. Lady Worthington war dabei nicht zugegen, was mich auch gewundert hätte; aber Frau von Penryn erwartet sie und

einige junge Leute zum Abend. Mein liebes Kind sah äußerst glücklich, hübsch und anmuthig aus, und Heinrich war wie ein Junge, dem der Lehrer einen Feiertag geschenkt, so munter und aufgeweckt, ganz anders als vorher. Er hielt eine kurze Rede, worin er auf die Abwesenheit seiner Mutter anspielte und gleichsam deshalb um Entschuldigung bat. Bessie flüsterte mir zu, Frau von Penryn habe das gewünscht, weil sie das Gerede der Leute fürchte. Meine Gesundheit wurde getrunken, und ich wollte Herrn Neville auffordern, in meinem Namen zu danken; er sah aber so krank aus, daß ich ihn nicht behelligen mochte, und während ich noch zögerte, trat der liebe alte Kapitän Schau für mich ein; er sagte, was ich mir nicht erlauben würde, zu wiederholen; es war jedoch ein Ausbruch zurückgedrängter Gefühle, die sich, wie er bemerkte, seit Jahren angesammelt hatten; und als Ina nun von der andern Seite des Tisches herüber mir zärtlich lächelnd zuflüsterte, ich verdiente das Alles und noch viel mehr, keine Liebe und Dankbarkeit könnte mir vergelten, was ich an ihr gethan, da verlor ich jegliche Fassung und die Thränen stiegen so mächtig empor, daß ich mich in mein Zimmer wünschte, und die Gelegenheit zu entschlüpfen ergriff, als Ina aufstand, um ihre Kleider zur Reise zu wechseln. Wir freuten uns, noch einige Minuten mit einander allein zu sein; Agnes und Essie kamen dann, ihrer Schwester zu helfen, und Karl und Hugo folgten ihnen; die Familie war also noch einmal beisammen. Zuletzt ging Alles in Hast, denn der Wagen kam spät und sie fürchteten, den Zug zu verfehlen. Nachdem ich von Ina Abschied genommen, blieb mir nur eben noch Zeit, Heinrich mit einem mütterlichen Kuß mein Kind an's Herz zu legen, worauf Frau von Penryn sich der Beiden bemächtigte und fernere Bezeigungen abschnitt; dann rollte der Wagen fort und die Welt schien uns plötzlich ganz leer.

Eilf Uhr Abends.

Ich habe mich von den Tänzern fortgestohlen; es war eine sehr muntre Gesellschaft. Lady Worthington brachte zwei Töchter mit und das versetzte Frau von Penryn in

die rosigste Laune. Karl und Hugo sind die Fröhlichsten unter den Fröhlichen, und Essie ist glückselig wie eine kleine Fee. Agnes tanzte mit einem armen verlegenen Knaben, dem sonst Jede aus dem Wege ging; ich verließ sie in scherzhafter Unterredung mit Kapitän Schau. Der Pastor sieht wie ein Träumender d'rein; er beschäftigte sich mit Cissy, bis sie zu Bette ging, und nun scheinen seine Augen sie überall zu suchen. Marietta mit ihrem unvergleichlichen Takt hilft Bessie in geräuschloser Weise Jedermann zufriedenzustellen; sie will aber nicht tanzen und ist auffallend bleich. Frau von Penryn sitzt in ihrem großen Lehnstuhl am obern Ende des Zimmers und scheint was sie ist, — eine regierende Königin. Lady Worthington, ihr zur Seite, zeigt sich äußerst herablassend und versöhnlich. Herrn Neville erblickte ich seit dem späten Mittagessen nur einen Augenblick, wo er über den Vorplatz schritt, um die Treppe hinanzugehen; vor der Thüre wurde er fast von Hugo uud Celia Huddersfeld im Tanze umgerannt und sein Gesicht schien mir ganz ergriffen; was mag er nur haben?

Mitternacht.

Johann Penryn ist todt. O du gnädiger Gott, erbarme dich meines Kindes!

Fünfzigstes Kapitel.

Gottes Wege.

Den 14. August. Dernham.

Ich muß schreiben, so qualvoll es auch ist, mir das Erlebte zurückzurufen. Ich kann und will nicht vergessen, wie mein Kind sich in der Prüfungsstunde gezeigt hat. Herr Neville und Marietta brachten mir die Kunde. Sie

vermißten mich im Tanzsaal, und Neville, welcher gesehen, daß ich ihn beobachtet, setzte voraus, daß ich Schlimmes ahne, und beschloß, mir noch selbigen Abends die Nachricht mitzutheilen. Es war gut und weise: solche Erschütterung paßt am besten für die Stille der Nacht. Die Krankheit — das Fieber — hatte einen sehr raschen Verlauf genommen — und nur drei Tage gewährt. Johann war vor reichlich acht Tagen in Indien angekommen und bei Georg Digby eingekehrt, welcher das Telegramm einem Agenten in London geschickt, mit der Weisung, es Neville zukommen zu lassen. Mehr wissen wir noch nicht. Sind Telegramme wirklich eine Wohlthat? — Wir beriethen, was nun geschehen müsse. Sollte Agnes es noch denselben Abend erfahren? Ich sagte: „Ja;" sie würde mir die Bewegung anmerken; ich könnte sie ihr unmöglich verhehlen. Marietta ging hinunter, um mein Ausbleiben zu entschuldigen. Es folgte eine schreckliche Stunde der Erwartung, bis die Wagen wegfuhren; um ein Uhr war jedoch Alles fort, und Agnes und Essie kamen zu mir herauf. Ich hielt mein Gesicht vom Lichte abgewendet und sagte, der Wahrheit gemäß, ich könne es nicht vertragen, mein Kopf schmerze zu sehr. Sie wollten mir beim Auskleiden helfen; ich erklärte, nur Agnes dürfe bleiben. Essie machte Einwendungen, und ich konnte sie während einiger Sekunden nicht los werden, — es schienen mir Stunden. Sie meinte, ich müsse recht krank sein, meine Stimme klänge so seltsam; doch endlich ging sie; dann wandte ich mich und blickte Agnes in's Gesicht. Sprechen konnte ich nicht, denn die Stimme versagte mir; sie erschrak heftig. Das Telegramm lag neben mir auf dem Tische; ich bewegte die Hand darnach, um es wegzunehmen. Sie aber glaubte, ich wolle es ihr geben, las — ich hörte ein leises Aechzen, einen langen Athemzug, und besinnungslos sank sie zu Boden.

Ich klingelte und ließ Marietta rufen. Wir legten unsern Liebling auf's Sopha; aber obgleich sie nach einiger Zeit die Augen öffnete, schien sie uns doch nicht zu kennen. Wir entkleideten sie und ich brachte sie in mein Bett; sie lag ganz still und stöhnte nur von Zeit zu Zeit; ich blieb

bei ihr sitzen und schickte Marietta fort. Gegen Morgen ruhte ich ein wenig auf dem Sopha und schlief fast eine Stunde; sobald der Tag graute, kam Marietta wieder zu mir und ich ließ einen Wagen bestellen, der uns um zwölf Uhr nach der Eisenbahnstation bringen sollte. Krank oder gesund, waren wir doch besser zu Hause.

Vor neun Uhr wußte Jeder, was sich begeben, und Frau von Penryn und Bessie kamen beide zu mir; erstere zeigte sich so wahrhaft theilnehmend und rücksichtsvoll, daß ich vergaß, sie je anders gesehen zu haben, und Bessie war die Güte und Herzlichkeit selber; Niemand konnte aber etwas Anderes für mich thun, als die Anstalten zur Abreise beschleunigen helfen. Agnes schien noch immer nicht zu wissen, was um sie her vorging, gestattete mir aber, sie anzukleiden, und trank eine Tasse Kaffee, welche Bessie ihr brachte. Ihre Hände waren kalt wie Marmor und ihr Gesicht mehr als blaß, es hatte eine Leichenfarbe, und besonders ängstete mich ihr starrer Blick. Hätte sie nur weinen können, so wäre ich ruhiger gewesen; aber sie ächzte und schauderte fortwährend, und nur einmal hörte ich Worte, die mir wie ein Dolchstich in's Herz fuhren: „Wäre ich seine Frau gewesen, — wäre ich nur seine Frau gewesen, dann hätte ich bei ihm sein können!“ Die andern Kinder standen traurig um sie her; Essie weinte, als bräche ihr das Herz, und Hugo trat ängstlich zu mir und fragte, ob ich glaubte, Agnes würde sterben? Das aber glaubte ich nicht, sondern fühlte, ihre Aufgabe würde das Leben sein und nicht der Tod, und bat nur Gott, es nicht zu einem Tod im Leben kommen zu lassen.

Pastor l'Estrange verlangte mich gleich nach dem Frühstück zu sprechen, und sagte, er würde uns nach Hause begleiten; ich weiß nicht, wer das vorgeschlagen oder eingerichtet hatte; es schien aber so richtig und natürlich, daß er mich ganz verwundert anblickte, als ich ihm dankte. Ich brachte ihn zu Agnes hinauf, in der Hoffnung, es könne sie vielleicht aus ihrer Betäubung wecken; auch erkannte sie ihn so weit, daß sie flüsterte: „Beten Sie für mich!“ als er es jedoch that, wußte ich nicht, ob sie seine Worte vernahm; nur ein=

mal sagte sie leise: „Amen.“ Er war tief bekümmert; in der That habe ich ihn noch nie so erschüttert gesehen. Fortwährend fragte er mich: „Kann man denn nichts thun? Wäre es nicht besser, den Doktor kommen zu lassen? Soll ich ihn holen?“ Ich aber wußte, daß uns Allen nichts übrig blieb, als geduldig zu warten, bis Gott die Wunde heilen würde, die er selber geschlagen. Menschliche Bestrebungen vermochten in diesem Falle nichts. Marietta wäre unsäglich gern mit uns nach Dernham zurückgekehrt, aber sie erwartete Gäste in Chilhurst, die sich nicht absagen ließen, und so war das unmöglich. Ich verlangte auch eigentlich nicht darnach, denn ich hatte ja nichts zu thun oder zu tragen, wobei mir der Freunde Theilnahme helfen konnte, — nichts als die schwere, schwere Bürde der Erinnerung und Reue, — den Gedanken, welchen ich kaum zu denken wagte, unfreiwillig, aber doch unzweifelhaft meines Kindes Leiden erhöht zu haben. So nahmen wir denn von Allen in Arling Abschied und fuhren durch die Ehrenpforte, welche man dem jungen Paar aus Immergrün erbaut hatte, hinaus. Nur um Agnes willen vermochte ich mich aufrecht zu halten.

Um fünf Uhr erreichten wir Dernham. Eine schauerliche Veränderung war mit Allem vorgegangen, das uns umgab; im Hause herrschte Todtenstille. Wir brachten unsern Liebling hinauf, und dort ist sie seitdem geblieben. Man kann sie nicht entschieden krank nennen, obwohl ihr Puls so schwach geht, daß ich ihn kaum fühle; aber sie ist wie von Stein, ißt wenig oder nichts und spricht nur ein paar Worte; und immer kommen noch wieder von Zeit zu Zeit die leisen Töne, — so leise, daß sie gewiß nicht glaubt, sie könnten mein Ohr erreichen: „Wäre ich nur seine Frau gewesen; dann hätte ich bei ihm sein können!“

Den 14. September.

Ein Paket aus Indien, enthaltend einen Brief von Herrn Digby und Johann's Tagebuch! alle übrigen Sachen sollen zu Schiffe folgen. Ich brachte es Agnes und ließ sie damit allein. Nach einer Stunde rief sie mich zu sich. Ihre

ersten Worte waren: „Herzensmama, bitte, komm' und setze dich zu mir!" Ich setzte mich dicht neben sie an's Feuer, denn sie friert beständig, seit wir aus Arling zurückkehrten. Sie erhob sich in ihrem Stuhl, faltete die Hände und sagte, mich mit ihren großen träumerischen Augen fest anblickend: „Mama, in Gottes Augen bin ich seine Frau; er sagt mir das. Ich habe gemurrt, sündlich gemurrt! aber ich bin seine Frau. Sieh!" Und sie zeigte auf die Ueberschrift des Tagebuchs: „Meiner eigenen, einzig Geliebten — meiner Frau vor Gott!" Und dann folgte die Erleichterung, welche ich für sie ersehnt, und das arme kleine gebrochene Herz ergoß seinen Jammer in einem Strom leidenschaftlicher Thränen.

Sie wurde zuletzt ruhig. Wir lasen Herrn Digby's Brief mit einander und sie hielt sich wunderbar, den ganzen Bericht gleichsam mit Einem Athemzug einschlürfend und dann die einzelnen Umstände wieder durchnehmend, suchend, forschend, den Sinn jedes Wortes erschöpfend, und wieder durstig nach mehr verlangend. Der Brief enthielt nur dürre Thatsachen, aber die Theilnahme blickte hindurch, und das Wenige, was er berichtete, war ganz nach Wunsch.

Der arme Junge! Er hatte sich auf der Reise bedeutend erholt, wie sein eignes Tagebuch beweist; aber nach der Ankunft hielt er sich für gesund und wollte mit der Sorglosigkeit eines jungen Engländers keinen auf das Klima bezüglichen Rath annehmen. So machte er einen Spaziergang in der Hitze, verirrte sich und ging viel weiter, als er beabsichtigt, traf einen Invaliden unterwegs und brachte ihn in die Stadt zurück, was noch einen langen Umweg veranlaßte. Ganz erschöpft kam er in Herrn Digby's Bungalow an und wurde andern Tages von einer Art gastrischen Fiebers befallen. Die Aerzte hatten gleich wenig Hoffnung und das Fieber verließ ihn nicht wieder. Anfänglich phantasirte er viel, doch während der letzten acht Stunden kehrte ihm die volle Besinnung zurück und sein Hauptleiden bestand in äußerster Mattigkeit. Herr Digby beschreibt genau, was für ihn geschehen, woraus man ersieht, daß gewiß nichts versäumt worden ist. Der Doktor hatte erklärt, seine Konstitution

sei durch die letzte Krankheit in England geschwächt worden. Etwa zwei Stunden vor seinem Tode reichte ihm Herr Grey, ein von der Regierung dort angestellter Geistlicher, auf seinen Wunsch das heilige Abendmahl. Bis dahin habe er kaum gesprochen, sagt Herr Digby, auch nicht, nachdem ihm die Besinnung zurückgekehrt, aber einmal bat er diesen, seinen gütigen Wirth, der ihn Tag und Nacht nicht verlassen, ihm einen Psalm vorzulesen. Als der Geistliche sich entfernt hatte, ließ er Frau Digby rufen und gab ihr den letzten Auftrag für Agnes, in kurzen Absätzen sprechend: „Sagen Sie ihr, ich dächte nur an sie. Es ist so Gottes Wille und ich bin's zufrieden. Ich lege mich in meines Erlösers Hände; dort werden wir wieder vereinigt sein;" damit hob er den Finger und deutete nach oben. Später, als Frau Digby ihn bediente, lächelte er, sagte: „Zu gütig!" nannte meinen Namen, und Frau Digby verstand nur das Wort „Liebe." Seine letzte hörbare Aeußerung war: „Herr, erbarme dich mein!" Diese Umstände fügt Frau Digby selber hinzu. Sie hatte sich dieselben aufgezeichnet, um sie in einem besonderen Briefe Agnes zuzuschicken; die anstrengende Pflege hatte sie jedoch erschöpft; ihr Mann wollte das Schreiben nicht länger hinausschieben und schickte das Blatt ab, wie es war. Mehr könnten wir auch kaum wünschen. Das Leben, nicht der Tod, ist ein Prüfstein des Glaubens und der wahrhaftigen Gesinnung; und Niemand, der mit Johann Penryn gelebt, hätte an seinem Glauben gezweifelt. Agnes führt sein Tagebuch bei sich und liest es langsam durch, bei jedem Worte verweilend; zuweilen theilt sie mir eine oder die andre Stelle mit. Es enthält eine treffliche lebendige Schilderung seiner Reisegefährten, ihrer kleinen Eigenheiten, ihrer Unterhaltung, der täglichen Erlebnisse unterwegs. Wenn ich darin lese, kommt es mir unglaublich vor, daß der Schreiber todt ist und sämmtliche irdische Interessen für ihn aufgehört haben; und doch liegt Allem, was er sagt, ein gewisser Ernst zu Grunde, welcher bekundet, daß er die großen Wahrheiten des Lebens nie aus den Augen verloren.

Die Frage, weshalb die Laufbahn eines solchen Menschen so früh abgeschnitten worden, bliebe in undurchdringliches Dunkel gehüllt, ohne den Glauben, welcher sich täglich mehr in mir befestigt, daß unser irdisches Leben nur der dämmernde Anfang des Daseins ist, daß zwischen dieser und jener Welt keine eigentliche Kluft besteht, sondern die letztere nur als eine Fortsetzung der ersteren in anderer Sphäre, unter anderen Lebensbedingungen betrachtet werden muß. Dann aber kann ich seinetwegen nicht trauern. Hat er hienieden Talente, Energie, Eifer und Hingebung besessen, so wird er dieser Eigenschaften dort gewiß nicht verlustig gehen, in welcher Form sie sich auch offenbaren mögen.

Aber Agnes? — Selbst ihretwegen möchte ich's nicht anders gefügt wissen. „Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er," und gewiß kann man sie zu denen rechnen, an welchen er von jeher Wohlgefallen gehabt. Sie ist jetzt verhältnißmäßig ruhig: „Die Bitterkeit des Todes ging vorüber." Sie sagt nicht länger: „Wäre ich nur seine Frau gewesen, so hätte ich bei ihm sein können," sondern sie blickt mich an und flüstert mit bebenden Lippen: „Mama, ich glaube jetzt sagen zu können: ‚Es ist Gottes Wille so, und ich bin's zufrieden.' Das sind seine Worte, und Gott wird mir helfen, ihm zu gleichen."

Und ich? — Ich danke Gott für den Trost und die Stütze, welche er mir gewährt, und zweifle keinen Augenblick, daß Alles uns zum Heile dienen muß, was geschieht. Doch vergesse ich nie, wie mein voreiliges Versprechen auf den Lauf der Geschicke eingewirkt hat. Daß Johann Penryn's letzte Krankheit durch die frühere in England schlimmer und, menschlich gesprochen, verderblich geworden, ist unbestreitbar; und daß jene aus Sorge und Gemüthsbewegung hervorging, wohl leider eben so gewiß. Der Gedanke würde mich sehr quälen, wenn ich mir nicht immer sagte, daß wir nur für unsre Handlungen und deren Beweggründe verantwortlich sind, ihre Folgen aber Gott anheimstellen müssen. Jenes Versprechen war ein unseliger Irrthum, und hat eine schwere, aber sicherlich gnädige Züchtigung zur Folge gehabt.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Schluß.

Sieben Jahre später; den 5. Juli 18..

Gestern ist meine liebe Essie mit Frank Neville getraut worden. Die Beiden passen trefflich zu einander und ihre Neigung wuchs mit ihnen selber heran. Ich zweifle nicht an ihrem Glück. Sie werden in London wohnen. Frank ist ein gesuchter Advokat und sie besitzen, was sie brauchen, weshalb ich in dieser Beziehung nicht sorge. Diese wichtige Begebenheit bildet gewissermaßen den Abschluß meiner Bemühungen und so blicke ich denn unwillkürlich auf dieselben zurück.

Und doch, wenn ich mich umsehe, und wahrnehme, wie viele Einflüsse zusammenwirkten, um den Charakter der Kinder zu gestalten, die ich einst nach meinen eigenen Theorieen zu bilden gewähnt, so möchte ich fast fragen, ob denn überhaupt etwas von mir ausgegangen sei? Sicherlich habe ich nicht gethan, was ich thun wollte, und das Ergebniß war auch nicht, wie ich's erwartet. Keins meiner Kinder entspricht meinem Ideal, und doch behaupte ich nicht, dieses Ideal sei besser, als die Wirklichkeit; denn vollkommen dachte ich sie mir nie, habe mir auch nie eingebildet, sie besäßen außerordentliche Anlagen; nur glaubte ich den Stoff zu kennen, welchen ich bearbeiten sollte, und durch diese Arbeit bestimmte Resultate naturgemäß erzielen zu müssen.

Jetzt weiß ich indeß, daß alle Erziehung negativer, nicht positiver Natur ist, weil Gott allein erzieht und bildet, und daß unsre Arbeit hauptsächlich darin bestehen muß, ihm, wenn man so sagen darf, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Bei Ina's Heirath fühlte ich mich sehr enttäuscht, und machte mir selber Vorwürfe. Sie war durchaus nicht geworden, was ich gehofft hatte; die von mir so lange bekämpften Fehler traten noch immer hervor; auf ihre religiösen Grundsätze konnte ich nicht bauen. Sie besaß

zwar Gefühl, handelte aber nicht demgemäß, und hatte freiwillig einen Mann geheirathet, dem sie an Verstand überlegen war, was ihrer natürlichen Herrschsucht, ihrem Eigenwillen und ihrer Eitelkeit Vorschub leisten mußte. Mancher dieser Uebelstände hätte sich aber gewiß vermeiden lassen, wäre ich mit größerer Weisheit zu Werke gegangen; ich mußte das glauben, obgleich ich das Mißlingen aus keinem besonderen Versehen meinerseits herzuleiten vermöchte; Ina's Erziehung hatte so viele Unterbrechungen erlitten, so viele Gegenwirkungen hatten meinen Einfluß geschwächt, und ich hatte ihrer unabhängigen Lage nicht genug Rechnung getragen. Meine Absichten wurden scheinbar beständig vereitelt, theils durch meine eignen, theils durch Anderer Fehler. Mein damaliger Rückblick war kein befriedigender, und ist es auch noch nicht; aber ich lerne das geduldiger ertragen. Wenn Gott von uns ein vollkommenes Werk erwartete, würde er uns, seine Werkzeuge, auch vollkommen gemacht haben; und wenn solches Werk von uns ausgehen sollte, und nicht von ihm, so hätte er es unsern Händen allein überlassen. Ina ward und wird noch erzogen durch die Umstände und Verhältnisse ihres Lebens, Umstände und Verhältnisse, in welche sie sich selber versetzt hat.

Sie ist versucht und enttäuscht worden, hat aber unendlich gewonnen; das ist mein Trost. Ich hoffe und glaube, ihr mit Gottes Hilfe in frühster Jugend so viel wahrhafte Frömmigkeit eingeflößt zu haben, daß sie gelernt, aus den Prüfungen Nutzen zu ziehen; sie ist durch dieselben nicht erbittert, sondern ernüchtert und gedemüthigt worden. Die feindliche Gesinnung der Familie ihres Mannes gegen sie hat zwar die Schärfe verloren, aber eine rechte Herzlichkeit ist doch nicht an ihre Stelle getreten, und wird es auch schwerlich, so lange Frau von Harcourt lebt. Diese beherrscht der Baronin Anson schwache Seele und flößt ihr Mißtrauen ein. Die Folge ist, wie ich gefürchtet: sie haben dem von Natur unselbständigen Heinrich Anson eingeredet, seine Frau wolle ihn beherrschen und er müsse sich ihr widersetzen; das thut er denn auch, in Kraft, nicht der Vernunft, sondern seiner eheherrlichen Autorität, und nur um sich zu wider-

setzen; nicht, daß er gerade wünschte, sie zu quälen, denn er liebt sie im Grunde herzlich, sondern weil man ihn glauben lassen, er müsse seinen Willen durchsetzen. Ina hat nach Kräften gesucht, ihren Einfluß zu behaupten, und es gelang ihr auch während der ersten Zeit ihrer Ehe die Pläne fester Zeiteintheilung und gemeinnützigen Wirkens, an denen ihr Gatte theilnehmen sollte, durchzuführen. Nach einiger Zeit erschien die Baronin jedoch wieder im Herrenhause und sofort erfuhr das häusliche Leben eine Veränderung; allmählig bildete sich zwischen jener und der Frau von Harcourt eine Verschwörung gegen die arme Ina, welche noch besteht, — eine stille, unmerkliche, einschmeichelnde Verschwörung, die aber zu sehr entschiedenen Resultaten führt. Ina hat ihre eigenen Ansichten in Betreff der Kinder (sie besitzt deren vier: Heinrich, Marianne, Georg und Franziska, lauter Anson'sche Familiennamen); wenn die Baronin aber im Herrenhause ist, begibt sie sich während Ina's Abwesenheit in's Kinderzimmer, fragt, kritisirt und schlägt ihrem Sohn Abänderungen vor, welche er dann ärgerlicher Weise als seine eigenen Wünsche vorbringt. Sucht Ina ihn durch ihre praktischen Erfahrungen zu widerlegen, so bezieht er sich auf seine Mutter und macht deren Meinung gegen die seiner Frau geltend, was die unerquicklichsten häuslichen Zwistigkeiten hervorruft; hervor rief, sollte ich sagen, denn Ina hat in dieser und anderer Hinsicht gelernt, sich wunderbar zu beherrschen und ihren Gatten äußerst geschickt zu behandeln. Sie gibt ihm in kleinen, unwichtigen Dingen nach, um ihn dadurch in dem Glauben zu befestigen, daß er, wie Frau von Harcourt sich ausdrückt, Herr im Hause sei und geht in allen wichtigen Stücken ruhig ihren eigenen Weg. Fast schäme ich mich indeß, das zu sagen, weil ein solches Verfahren der Stellung einer Frau zu ihrem Mann wenig entspricht. Hat jedoch eine verständige Frau einen schwachen Mann geheirathet, und will dieser letztere sich in häusliche Einrichtungen mischen, von welchen er nichts versteht, was soll sie da beginnen? Die traurigste Folge solchen Verhältnisses aber von Ina's Seite, die natürlichste und unvermeidlichste, ist eine Abnahme der Liebe. Als ihr Mann sie noch anbetete, schloß sie die Augen vor seiner

Unbedeutendheit; nun er sich ihr widersetzt, erkennt sie seine Schwäche und ist wohl leider geneigt, sie mitunter noch in übertriebenem Lichte zu sehen. Ihr Glück findet sie nicht in ihm, sondern in ihren Kindern, und diese vergöttert sie, Alles, was sie an Liebe besitzt, gehört ihnen. Immer schon fühlte sie einen besondern Zug zu denen, die von ihr abhingen, und läßt nun diese Zärtlichkeit gegen ihre Kleinen aus; noch sind sie sehr klein, — Heinrich kaum sechs, und das jüngste, Franziska, eben ein Jahr alt. Jetzt kann man nichts von ihnen sagen, aber ich fürchte, sie dürften später Veranlassung zu Streitigkeiten geben. Ina ist bei aller Zärtlichkeit doch zugleich strenge und behauptet, das von mir gelernt zu haben. Heinrich dagegen ist nachsichtig bis zur Schwäche; Ina äußert zuweilen mit Thränen im Auge, ihr Harry werde gewiß durch seinen Vater verdorben werden, und die Baronin und Frau von Harcourt entwürfen schon Pläne zur Erziehung des Knaben, ohne sie nach ihrer Meinung zu fragen; ich predige dann Geduld und Takt, bitte sie, ihre Sorge Gott im Gebete vorzutragen und ihm zu vertrauen, daß er aus scheinbaren Uebeln Gutes schaffen könne. Das arme Kind! Furcht und Kummer zehren an ihr; sie hat ihre frische Schönheit eingebüßt, obgleich sie noch immer sehr anmuthig ist, und das auch bleiben wird. Ich fürchte, es gibt Zeiten, wo ihr, wie mir schon vor Jahren, der Gedanke kommt, ihre Ehe beruhe auf einem Irrthum; und doch wäre das nicht der Fall, wenn sie, wie ich hoffe und glaube, durch denselben Gott näher gebracht würde. Sie kommt mit allen ihren Sorgen zu mir und erschließt ihr Herz gegen mich, wie sie es früher niemals gethan; und ich sehe, wie viel tiefer ihre Frömmigkeit wird, wie der Glaube sie stützt und kräftigt, ihr tägliches Leben heiligt und sie besonders in den Stand setzt, den Mißmuth und die Gleichgiltigkeit gegen ihren Mann zu bekämpfen, ihm möglichst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und die sonstigen Punkte zwischen ihr und ihm milder aufzufassen. Während der ersten Zeit ihrer Ehe sahen wir einander verhältnißmäßig selten. Da ich Heinrich Anson kannte und wußte, daß es wenige Männer gibt, welche gegen die Familie ihrer Frau

von Eifersucht ganz frei bleiben, so hielt ich mich geflissentlich zurück, überzeugt, es sei besser, wenn die jungen Leute nach eigenem Rath verkehrte Wege einschlügen, als wenn sie nach meinen Vorschriften das Richtige thäten. Obgleich wir also nur eine Viertelstunde weit von einander wohnten, und Ina stets bei ihren kleinen Einrichtungen meinen Rath begehrte, ertheilte ich denselben doch möglichst selten und dann lieber Heinrich als ihr; auch warnte ich sie vor dem Ausspruch: „Mama sagt das, deshalb muß es das Richtige sein.“ In einigen Krankheitsfällen war meine Hilfe ihnen zuletzt unentbehrlich, uud Heinrich kam selbst, mich darum zu bitten; ich that dann, was nöthig war, aber nicht mehr. Nun ist er ganz überzeugt, daß ich nicht im geringsten gesonnen bin, mich in seine häuslichen Angelegenheiten zu mischen, und daß, wenn ich Ina Rath ertheile, es nur geschieht, damit sie seinen Wünschen besser nachkommen möge; er und ich sind also die besten Freunde und zuweilen ganz vertraulich mit einander, und da ich nicht seine Frau bin, mag ich ihn wirklich gern. Eine Erleichterung für Ina erwächst aus dem Umstand, daß Frau von Penryn sehr schwach wird, und sich deshalb nicht um ihre Angelegenheiten bekümmern kann. Fast unmittelbar nach der Hochzeit wurde sie schwer krank, wohl in Folge der Aufregung und des Schreckens, die so schnell auf einander folgten; dann erholte sie sich zwar bis zu einem gewissen Grade, jedoch nicht wieder wie vorher. Ina geht mitunter nach Arling, aber nur auf wenige Tage, wie zu einem Krankenbesuch. Bessie ist unermüdlich und verzehrt sich fast in der Pflege ihrer Mutter. Ich habe sie oft eingeladen, einige Wochen bei mir zuzubringen, um sich etwas Ruhe und Abwechselung zu gönnen, und eine Zeit lang gestattete sie auch Frau von Hudderfeld mitunter ihre Stelle in Arling einzunehmen; aber seit kurzem lehnt sie das ab, schreibt mir auch, ihre Mutter sei so schwach und dermaßen an sie gewöhnt, daß sie sie unmöglich verlassen könne. Das Ende naht also wohl heran. Frau von Penryn gehört zu den Leuten, die man Gott anheimstellen muß, weil man selbst nicht vermag, ein erschöpfendes Urtheil über sie zu fällen. Meine letzten Erinnerungen an sie sind freundlicher

Natur und hängen mit jenem schrecklichen Morgen nach der Hochzeit zusammen, wo sie mir viel Güte und Theilnahme bewiesen.

Herrn Neville und Marietta sehen wir ziemlich oft. Sie haben jetzt drei Kinder, zwei kleine Knaben, Eduard und Karl, außer Cissy. Herr Neville hat Woodleigh gekauft, und sie kommen hierher, so oft sie der Seeluft bedürfen. Sie sind gerade so, wie man es hätte vorhersagen mögen. Wenn ich ihrer gedenke, kommt es mir immer vor, als gingen sie auf geradem Wege, ohne alle Krümmungen, dem Himmel entgegen, obgleich sie gewiß selbst die letzten wären, das zu behaupten, sondern vermuthlich dieselben Windungen und Verschlingungen in ihrem Pfade erblicken, wie ich in dem meinigen, — was viel sagen will.

Eine traurige Veranlassung führte sie zuletzt hierher, — die Beerdigung des lieben alten Kapitän Schau. Er war lange krank, blieb aber geistig ungeschwächt bis an's Ende, und wie glücklich dabei! Bei ihm zu sitzen und mit ihm zu reden war erbaulicher als die erbaulichste Predigt; er malte sich die Welt, der er entgegeneilte, in so kindlicher Weise aus! Zuweilen konnte ich, wenn er davon sprach, kaum glauben, daß er sich mit einem so schweren, ernsten Schritt in dieser Weise vertraut gemacht; schwer erschien er ihm jedoch eben nicht. Agnes besuchte ihn täglich nnd er betrachtete sie ganz wie sein Kind. Sie hat ihn auch zuletzt gesehen, denn nachdem sie um fünf Uhr noch bei ihm gewesen, starb er dieselbige Nacht im Schlaf. Ich glaube, ganz Dernham und das halbe Westford wohnte seiner Beerdigung bei, und Herr Neville und Marietta, die sich zufällig gerade in London befanden, kamen dazu herüber. Der Pastor empfand diesen Verlust sehr, — der gute alte Mann war in allen Gemeindeangelegenheiten seine rechte Hand gewesen, und Niemand vermag ihn zu ersetzen. Bei der Leichenrede konnte er sich vor Bewegung kaum fassen, und noch jetzt spricht er des Kapitains Namen nur mit verändertem Ton der Stimme aus, als sei von etwas Ueberirdischem die Rede. Dennoch gingen ihre Ansichten bei der gemeinsamen Arbeit oft auseinander, und ich glaube, keiner von beiden wußte, wie sehr

der andere ihn liebte und schätzte. So leben wir neben den Heiligen Gottes dahin, ohne vielleicht je den göttlichen Geist, der sie durchleuchtet, recht erkannt zu haben, bis der Tod ihrem Leibe das Zeichen der Verwesung aufdrückt, und sie uns — in der Erinnerung sagt man, doch müßte es heißen in geistiger Wirklichkeit — gereinigt und verklärt, wie sie vor ihrem Erlöser stehen, vorschweben. Der Pastor sondert sich mehr und mehr ab und lebt nur für seine Gemeinde; ich bedaure oft, daß er in der Gesellschaft so wenig Einfluß übt, — aber die Armen beten ihn an. Zuweilen wundert es mich, daß er, bei aller Trefflichkeit, doch nicht vermocht, jene schwerste Prüfung seines Lebens zu verwinden; gewisse Herzen öffnen sich indeß nur einmal und nach Einer Seite, um, wenn sie da zurückgewiesen werden, sich auf immer in sich selbst zu verschließen. Ich glaube wirklich, außer seiner Gemeinde interessirt ihn hienieden nur die kleine Cissy; sie muß ihn Onkel nennen und verbringt die meiste Zeit bei ihm, wenn ihre Eltern in Woodleigh sind; auch empfindet er, sobald sie ihn verläßt, eine schmerzliche Leere. Ich frage mich zuweilen, wie es einem solchen Menschen im Punkt der Herzensbeziehungen jenseits ergehen wird? Doch ein solcher Gedanke ist sehr eitel; Gott sorgt für die Seinen.

Meine eigenen häuslichen Interessen betreffend, habe ich viel Ursache zum Dank, obgleich es mir natürlich auch an Sorgen nicht fehlt. Karl befindet sich in Indien, und wie Jedermann, auch er selber behauptet, geht es ihm gut. Ich höre nur Rühmliches über sein Betragen und könnte, wenn es einzig auf diese Welt ankäme, sehr zufrieden sein. Blicke ich aber weiter, so möchte ich freilich manches anders wünschen.

Das Leben der jungen Beamten in Indien bietet keine Gelegenheit zu religiöser Anregung dar, und wenn auch nie irreligiös, könnte Karl doch leicht in diesem Punkte gleichgiltig werden. Ich fühle jetzt, was ich immer gefühlt, wie viel meine Knaben an ihrem Vater verloren, weit mehr, als die Mädchen. Eines Mannes religiöse Ueberzeugung wirkt ganz anders auf Männer als die der Frau. Bei den Frauen setzt man die Frömmigkeit, oder wenigstens die Empfänglichkeit dafür voraus; und obgleich das Andenken und die

Worte einer Mutter gewiß im Stande sind, einen Verirrten zu rühren, so würde das Beispiel eines Vaters ihn doch vermuthlich abgehalten haben, den unrechten Weg einzuschlagen.

Zuweilen möchte ich mir fast Vorwürfe machen, daß ich diese indische Laufbahn für Karl zugegeben. Ein bestimmtes Ziel schien mir aber für ihn so wünschenswerth und ich fürchtete damals das Klima nicht, wie ich es seit Johann Penryns Tod fürchten gelernt. Ich bedachte wohl nicht, in welcher Lage er sich inmitten eines heidnischen Landes, fern von jeder Kirche, befinden würde. Auf der andern Seite hätte es indeß auch in England nicht an Versuchungen gefehlt. Bei seinem Hang zur Verschwendung und seiner Liebe zur Geselligkeit wäre er dort vielleicht eher auf Abwege gerathen als in Indien, und dazu kommt hier die Stütze seiner verantwortlichen Stellung; er muß schon deshalb auf sich halten, weil Andere zu ihm emporblicken. In allen diesen Fällen geht man gewiß nur sicher, wenn man sich durch die äußerlichen Umstände, welche sozusagen Wegweiser der Vorsehung sind, leiten läßt; und in diesem Fall lagen sie klar vor Augen. Diese Laufbahn war Karls eigener Wunsch und wäre vermuthlich der seines Vaters für ihn gewesen. Er hatte keine Neigung zu einem andern Beruf, und zu welchem konnte ich ihm auch verhelfen? Armuth hätte ihn zu Grunde gerichtet. Als Schreiber auf einem Regierungsbureau wäre er unzufrieden und muthlos geworden. Nein, ich habe gewiß recht gethan, will mir also keine Gedanken darüber machen und ihn in Gottes Obhut befehlen.

Hugo flößt mir mehr Zuversicht ein; er besitzt einen tapfreren Geist als Karl, fürchtet die Welt nicht wie er, und vermag ihr selbständiger gegenüberzutreten; das that er auch von jeher. Während seiner Universitätszeit (wo er sich mehrere Stipendien erwarb) gab er mir niemals Grund zur Sorge. Die Geldfrage ist ein Prüfstein für den Charakter junger Männer; Sparsamkeit übt sie im Entsagen. Hugo ging nie über das ihm Bestimmte hinaus, und der Wunsch, mir Kosten zu ersparen, wurde zum leitenden Grundsatz bei ihm. Ferner kam ihm seine wunderbare Liebe für Essie zu

Hilfe, welche ihrerseits religiösen Sinn von Agnes gleichsam eingesogen hat; und so wirkten sie auf einander. Hugo's größter Ehrgeiz ist, Frank Neville in seiner Laufbahn nachzufolgen; seit Essie's Verlobung empfand er eine Anwandlung von Eifersucht, und konnte sich nicht recht darein finden, seine Lieblingsschwester verlieren zu sollen. Doch hat er dieses Gefühl in edelster Weise bekämpft, und Agnes ihm durch ihre sanfte Theilnahme den Kampf erleichtert; wie er mir denn noch heute beim Abschied sagte: „Liebste Mutter, ich habe nie gewußt, wie gut das Gute sein kann, bevor ich mit Agnes darüber gesprochen."

„Ein wenig Sauerteig durchsäuert den ganzeu Teig;" und das trifft wahrlich bei dem Himmelssinn meines Lieblings zu. Agnes ist wie sie immer war. Man hat mich wieder und wieder versichert, die Zeit würde ihre Wunde heilen (um mit den Leuten zu reden), und in gewisser Hinsicht war das auch der Fall, denn sie ist mehr als ergeben, sie ist froh, hoffnungsvoll, theilnehmend, und ganz befriedigt. Aber sie lebt buchstäblich wie Jemand, der sich auf einer Reise befindet, der Gegenwart froh und wirkend in ihr, aber den Blick stets auf das Ziel gerichtet.

Ich habe fast aufgehört, mir ihretwegen Vorwürfe zu machen; mein Gatte sowie ich waren bei guter Absicht in einem großen Irrthum befangen, und obwohl dergleichen sich schwer zu bestrafen pflegt, weiß Gott es doch gnädig zum Heile zu wenden; und eitel wäre es, jetzt darüber nachzudenken, wie die Dinge sich ohne solches Hinderniß gestaltet hätten; sie konnten anders, aber gewiß nicht glücklicher kommen. Und wenn mein Kind Johann Penryn nie kennen gelernt, oder, nachdem dies geschehen, ihm fern geblieben wäre, hätte sie da wohl einen Andern geheirathet? Ich bezweifle es. Außer ihm ist mir nie Jemand vorgekommen, von dem ich geglaubt, er könne ihr Herz gewinnen; und jetzt hat sie in der That kein Herz mehr zu verschenken, so gewagt die Behauptung bei ihrem Alter auch klingen möge. Dennoch ist sie durch ihre Liebe unendlich gefördert und dieser heilige Schmerz veredelt sie mehr, als die frühere friedliche Gleichmüthigkeit es zu thun vermocht. Er hat ihren Geist erschlossen, ihr Herz

erweitert und ihr eine richtigere Auffassung des Lebens und seiner Ansprüche beigebracht. Ohne solche irdische Liebe hätte sie vielleicht der Nonne geglichen, die sich in ihrer Zelle auf den Himmel vorbereitet; nun ist sie eine in der Welt lebende barmherzige Schwester geworden, welche Andere mit sich zieht.

Frau von Bradschau sagt mitunter: „Wäre die Erde voller Agnes Anstruthers, so fände eine Sünderin gleich mir keine Gefährtinnen darin; deshalb bin ich's sehr zufrieden, daß man auch Leuten begegnet, die einen niedrigeren Standpunkt einnehmen. Aber nächst der Bibel thut nichts mir so wohl, als Ihrer Agnes Gesicht. Ich bedaure nur, daß sie ihre eigene Trefflichkeit nicht genießen kann; wie müßte sie sich lieben, wenn sie sich selber erkennte! aber das arme Kind hat keine Ahnung davon und bekommt sie auch sicherlich nie; das ist hart, läßt sich aber wohl nicht ändern."

Frau von Bradschau stellt sich selbst auf den niedrigeren Standpunkt und die Welt würde ihr vielleicht beistimmen, aber ich thue das nicht. Gewiß wird es im Himmel Stufen der Heiligkeit geben wie hier und sogar die Gesellschaft der Engel und Heiligen müßte uns reizlos scheinen, wenn sie einander alle völlig glichen. Ich glaube nicht, daß Jemand, der Frau von Bradschau's Leben, ihre stete Selbstentäußerung und unüberwindliche Hilfsbereitschaft, ihre warme Theilnahme und ihr muthiges Bekennen religiöser Ueberzeugungen unter allen Umständen, kennt, sie geringer schätzen wird als Agnes. Vermissen dürften sie allerdings bei ihr jenes feine, zarte, geistige Element, welches sich dem Duft der Blume vergleichen läßt; aber das ist eine Gabe; wir können sie, wo wir sie finden, bewundern, und uns ihrer freuen, dürfen aber nicht solche verurtheilen, oder auf sie herabsehen, denen sie fehlt. Was Frau von Bradschau mir gewesen und noch ist, kann ich gar nicht ausdrücken; ihre Liebe hielt mich damals aufrecht, als der Schlag von Johann Penryn's Tod, nebst der großen Sorge um Agnes und der steten, vielleicht übertriebenen Reue und Selbstanklage mich völlig daniederzuwerfen drohten; und seitdem hat sie mit mir jeden Schmerz und jede Freude getheilt. Die Heirath meiner lieben Essie beglückte sie so sehr, als hätte es sich um

eine ihrer eigenen Enkelinnen gehandelt; ihre Vorliebe für Essie blieb sich immer gleich, und sie sah das Ereigniß kommen, lange bevor Frank Neville seinen Antrag zu stellen gewagt. Doch hat sie, wie immer, ihre besonderen Gedanken dabei. „Essie folgt gern ihrem eigenen Kopf,“ sagte sie mir gestern; „und ich kann das gut verstehen. Nur fürchte ich, Sie predigen ihr so viel Gehorsam, daß sie sich nie getrauen wird, auch nur den Finger gegen ihren Mann zu erheben; und das wäre doch schade. Ich habe große Achtung vor den Männern im Allgemeinen und vor Frank Neville im Besonderen, aber Sie wissen, daß Männer auch verführbar sind; und eine Frau, die ihrem Mann nicht recht ins Gesicht blicken und ihm sagen kann: du hast Unrecht, wird für den Besten und Weisesten unter ihnen zum Fallstrick werden. Ich kannte einst Jemanden, der zwei vollkommen gehorsame Frauen besaß (natürlich nach einander), die ihn zu Grunde, aber ganz und gar zu Grunde richteten! Er ging durch die Welt wie ein brüllender Löwe und starb am Schlagfluß, den seine Heftigkeit herbeigeführt.“

„Alles wegen des Gehorsams seiner Frauen?“ fragte ich.

„Natürlich. Ihm that Selbstbeherrschung noth, und sie verhinderten ihn, die zu üben. Sie schafften ihm jeden Stein aus dem Wege, bis er ganz vergaß, daß solche vorhanden sind; und als endlich einer liegen blieb, mußte er vor Aufregung darüber sterben.“

Wohl möglich, dachte ich hinterher bei mir selber, aber doch fürchte ich nichts für Essie. Sie war immer gewohnt, frei heraus zu sprechen, und sich ihre selbstständige Meinung zu bilden, so sehr sie auch in Handlungen nachgeben mag. Sie wird gewiß eine sehr gute kleine Frau, eine Gehülfin, keine Sklavin ihres Mannes; und Frank dürfte sie nur um so mehr lieben, wenn sie es wagt, zuweilen anderer Meinung zu sein als er. Sie beginnen ihre Ehe mit gegenseitiger Achtung und dem vollen Bewußtsein, daß Gott in ihrem Herzen den ersten Platz einnimmt; weil demnach die Grundlage ihres Glückes eine gesicherte ist, macht mir der darauf zu errichtende Bau keine Sorge.

Essie fehlt uns indeß sehr. Meine liebe Agnes thut ihr

Möglichstes, sie zu ersetzen, aber wir empfinden beide eine große Leere im Hause. Wenn Ina's Kinder nicht wären, welche täglich für uns an Interesse gewinnen, so wüßte ich kaum, wie wir's ertragen sollten. Ausfüllen läßt sich die Lücke auch nie; in dieser Hinsicht ist es mit den Heirathen, wie mit den Todesfällen. Wir gewöhnen uns an die Veränderungen, welche sie herbeiführen, empfinden aber bei jedem Rückblick, daß unser Leben ärmer geworden ist. Aus den Heirathen erwachsen freilich neue Interessen, welche allmählig die Lücken bis zu einem gewissen Grad überdecken. Mit dem Tode verhält es sich anders. So lange Zeit auch schon verstrichen, seit ich meine süße Cecilie im fremden Lande zur Ruhe gebettet, kann ich doch ihres Verlustes nie ohne Schmerz gedenken.

Inmitten des unruhigsten Treibens umschwebt mich ihr Bild, und ich empfinde im Herzen den Wellenschlag unsterblicher Liebe, bis die Thränen ungerufen emporsteigen. Und wenn ich zuweilen still stehe und mir überlege, wohin die Pilgerreise geht, und wie das Leben beschaffen sein wird, dem ich mit jedem Sonnenaufgang und Niedergang näher rücke, so erblicke ich sie, verklärter, reiner, aber kaum lieblicher, als da ich sie zuletzt gesehen, wartend an den Gestaden des „stillen Landes“ um mich mit der Beschreibung des Glücks zu empfangen, dessen sie im Paradiese genossen, während wir sie hier beweint haben. Sie wird mir dort wieder angehören, denn ich liebe sie jetzt, wie damals als sie starb, und die Liebe, auf welche der Tod sein Siegel gedrückt, kann nie dem Wandel unterworfen sein.

Dennoch möchte ich sie nicht zurückrufen, nein, keinen Augenblick. Ich erkenne mit vollster Zustimmung meiner Vernunft und meines Herzens, daß ihr Erlöser sie zu sich zog, weil er ihre Seele lieb gewonnen; aber ich sehne mich unbeschreiblich der Zukunft entgegen, und Gott wird mir deßhalb nicht zürnen. Könnte ich ihrer jetzt mit Gleichgültigkeit gedenken, wo bliebe dann die Freude auf das künftige Beisammensein?

Diese Richtung nehmen meine Gedanken immerdar. Während meine Kinder mich eins nach dem andern ver=

lassen, um sich eine neue Heimath, einen neuen Mittelpunkt ihrer irdischen Gefühle zu gründen, wende ich den Blick jener Welt zu, wo wir Alle in der Kraft schrankenloser, unsterblicher Liebe wieder zusammenschmelzen werden, und vermag in dieser Hoffnung, zwar nicht ohne allen Schmerz, aber doch in völliger fröhlicher Ergebung, die theilweise Lösung des Bandes, was uns hienieden verband, zu ertragen.

„Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden; wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden;“ falls aber ihm gleich, dann auch fähig zu lieben, wie er. Darin liegt der Trost, wenn Herz und Geist unter dem Wirrwar und der Mangelhaftigkeit aller menschlichen Gefühle, die wir scheinbar bis in die ewige Ruhe hinübertragen müssen, seufzen, und keinen Faden in diesem Labyrinth zu finden vermögen.

Was ich außer und über der irdischen Liebe noch suche, das weiß Gott besser, als mir auszusprechen vergönnt ist.

Ich habe so sehr in dem Leben Anderer gelebt, daß ich mich selber kaum gefragt, wo denn meines Herzens eigentliche Heimath sei? Aber, so theuer mir auch alle Liebe der Menschen war, mein Alles ist sie doch nicht, und kann es niemals sein. Vielleicht bin ich mir dessen mehr bewußt, weil der Liebestraum, welcher den Zauber der Jugend auszumachen pflegt, sich bei mir nur unvollkommen verwirklicht hat. Mit der Versuchung zur irdischen Abgötterei kam mir auch die Lust daran abhanden. Und so lernte ich denn eine andre Freude, eine andre Hoffnung, eine verborgene Liebe kennen, die mit jedem Jahr bestimmtere Gestalt gewinnt.

Eine höhere Gegenwart umgibt mich, durchlebt mit mir den Tag, wacht neben mir, wenn ich schlafe, und ist mein Trost, wenn ich in mitternächtlicher Finsterniß die Augen öffne; auch weiß ich, daß nichts mich von ihr zu trennen im Stande ist.

In dem Bewußtsein dieser Gegenwart aber findet mein verlangendes, sehnsuchtsvolles Herz seine Heimath in der Zeit und, will's Gott! auch in der Ewigkeit!

Inhalts-Uebersicht.

Im Verlage von **J. F. Steinkopf** in Stuttgart sind ferner erschienen:

Sewell, E., Ausgewählte Schriften. Aus dem Engl. Eingeleitet von Dr. G. H. v. Schubert.

Band I. **Emmy Herbert.** 3. Aufl. geh. 1 fl. 40 kr. od. 1 thlr.

„ IV. 1. **Das Pfarrhaus zu Laneton.** Zu Hause. geh. 40 kr. oder 12 sgr.

„ IV. 2. — — — Das Institut. geh. 40 kr. od. 12 sgr.

☞ Für jüngere Mädchen.

„ II. **Tante Sarah oder Lebenserfahrungen.** 3. Aufl. geh. 1 fl. 40 kr. od. 1 thlr.

„ III. **Gertrud oder stiller Einfluß.** 2. Aufl. geh. 1 fl. 40 kr. oder 1 thlr.

„ V. **Ursula.** Eine Dorfgeschichte. geh. 2 fl. od. 1 thlr. 6 sgr.

„ VI. **Katharina Ashton.** geh. 1 fl. 40 kr. od. 1 thlr.

„ VII. **Ein Blick in die Welt.** geh. 1 fl. 21 kr. od. 14 sgr.

„ VIII. **Tagebuch aus dem häuslichen Leben.** I. geh. 1 fl. 21 kr. od. 24 sgr.

☞ Für erwachsene Mädchen und Frauen.

Blüthen christlicher Dichtung aus allen Zeiten der Kirche für jeden Tag des Jahres. Eine Mitgabe auf die Lebensreise. 5. Aufl. Min.-Format. Eleg. geh. 54 kr. od. 17 sgr.

— — Fein geb. mit Goldschn. u. Verzierg. 1 fl. 30 kr. od. 27 sgr.

Caspari, K. H., Erzählungen für das deutsche Volk. Gesammt-Ausgabe. Enthaltend: Alte Geschichten aus dem Spessart. Dorfsagen. ‚Zu Straßburg auf der Schanz.' Der Schulmeister und sein Sohn. Mit Stahlstich und Musikbeilagen. 2. Aufl. 1 fl. 24 kr. od. 27 sgr.

Josephson, L., Brosamen. Für theure und wohlfeile Zeit. Erste Sammlung. 82 christl. Erzählgn. 3. Aufl. geh. 54 kr. oder 18 sgr.

— — Zweite Sammlung. 71 christl. Erzählgn. 2. Aufl. geh. 54 kr. od. 18 sgr.

Lebensbild von Albert Knapp. Eigene Aufzeichnungen, fortgeführt und beendigt von seinem Sohne Joseph Knapp. Mit Bildniß in Stahlst. geh. 2 fl. od. 1 thlr. 6 sgr.

Knapp, A., Herbstblüthen. Gedichte. 2 fl. 24 kr. od. 1½ thlr.

— — **Bilder der Vorwelt.** Ein Cyclus. 1 fl. 18 kr. od. 22½ sgr.
